



Nutzungsbedingungen der retrodigitalisierten Veröffentlichungen der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg

Die retrodigitalisierten Veröffentlichungen der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) werden zur nichtkommerziellen Nutzung gebührenfrei angeboten. Die digitalen Medien sind im Internet frei zugänglich und können für persönliche und wissenschaftliche Zwecke heruntergeladen und verwendet werden.

Jede Form der kommerziellen Verwendung (einschließlich elektronischer Formen) bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung der FZH, vorbehaltlich des Rechtes, die Nutzung im Einzelfall zu untersagen. Dies gilt insbesondere für die Aufnahme in kommerzielle Datenbanken.

Die Verwendung zusammenhängender Teilbestände der retrodigitalisierten Veröffentlichungen auf nichtkommerziellen Webseiten bedarf gesonderter Zustimmung der FZH. Wir behalten uns das Recht vor, im Einzelfall die Nutzung auf Webseiten und in Publikationen zu untersagen.

Es ist nicht gestattet, Texte, Bilder, Metadaten und andere Informationen aus den retrodigitalisierten Veröffentlichungen zu ändern, an Dritte zu lizenzieren oder zu verkaufen.

Mit dem Herunterladen von Texten und Daten erkennen Sie diese Nutzungsbedingungen an. Dies schließt die Benutzerhaftung für die Einhaltung dieser Bedingungen beziehungsweise bei missbräuchlicher Verwendung jedweder Art ein.

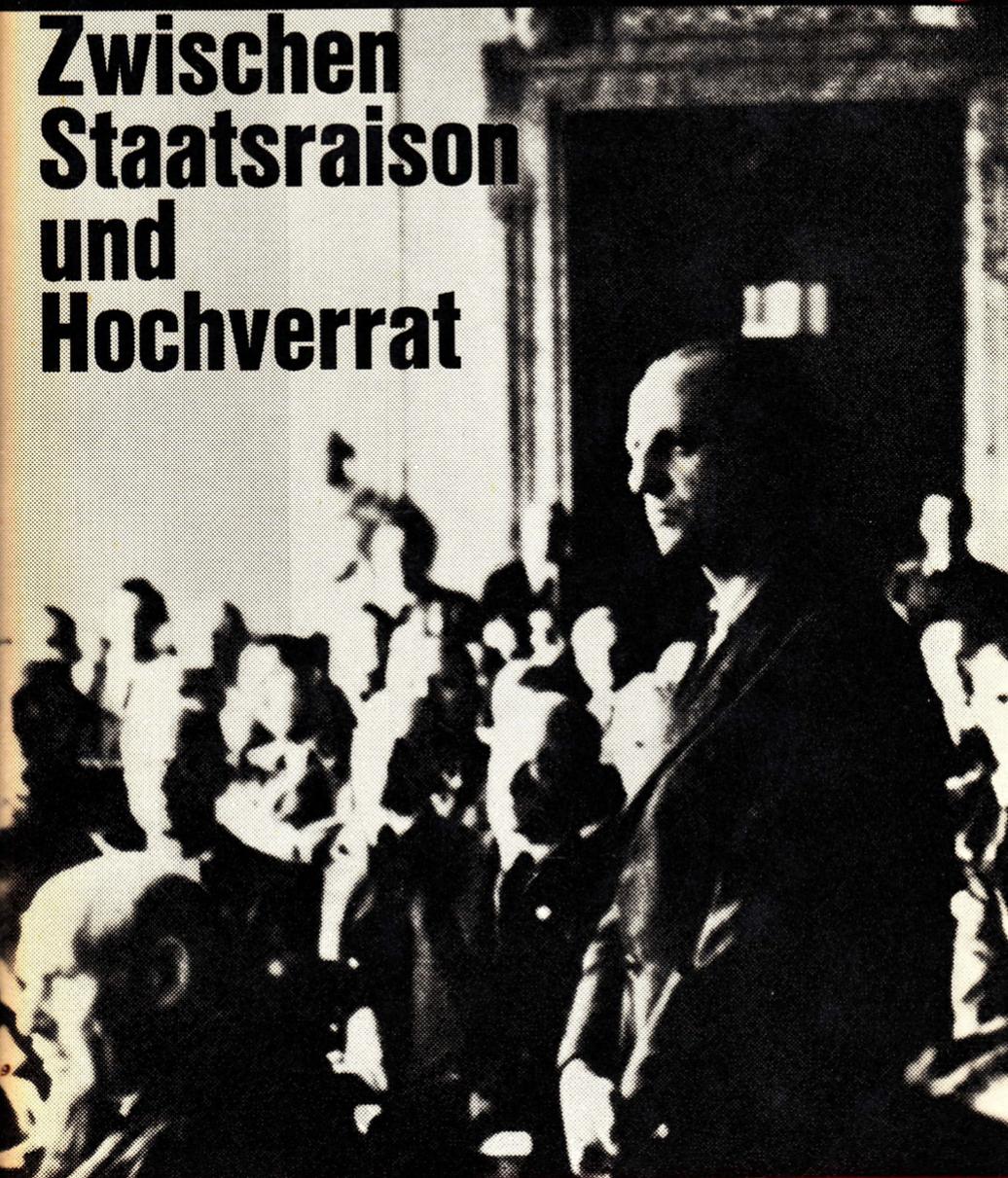
Kontakt:

Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg
Beim Schlump 83
20144 Hamburg
Tel. 040/4313970
E-mail: fzh@zeitgeschichte-hamburg.de
Web: <http://www.zeitgeschichte-hamburg.de>

ALBERT KREBS

**Fritz-Dietlof
Graf von der Schulenburg**

**Zwischen
Staatsraison
und
Hochverrat**



LEIBNIZ





ALBERT KREBS

Fritz-Dietlof
Graf von der Schulenburg

Zwischen
Staatsraison
und
Hochverrat

LEIBNIZ-VERLAG

HAMBURGER BEITRÄGE
ZUR ZEITGESCHICHTE BAND II

*In Verbindung mit der
Forschungsstelle für die Geschichte
des Nationalsozialismus in Hamburg
herausgegeben von
Dr. Werner Jochmann
und Dr. Bernd Nellessen*

Das Umschlagbild, welches den Grafen von der Schulenburg vor dem Volksgerichtshof zeigt, wurde mit freundlicher Genehmigung von Frau Annedore Leber dem Band: »Das Gewissen steht auf. 64 Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand 1933 bis 1945, gesammelt von Annedore Leber.« Berlin o. J. entnommen. Die Fotografie für das Frontispiz wurde freundlicherweise von Charlotte Gräfin von der Schulenburg zur Verfügung gestellt.

© Leibniz-Verlag Hamburg 1964
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen
Nachdrucks und der fotomechanischen
Wiedergabe, vorbehalten
Ausstattung und Typographie Alfred Janietz
Gesamtherstellung
Kleins Druck- und Verlagsanstalt GmbH,
Lengerich (Westfalen)
Printed in Germany

INHALT

	Vorwort	7
1	Einleitung	11
2	Das Elternhaus	17
3	Zum ersten Mal Potsdam	29
4	Der Student – »Klage um Deutschland«	41
5	Der Referendar und die Weimarer Republik	53
6	Der Regierungsassessor im Industriegebiet	67
7	Der Königsberger Kreis und der Kampf gegen Gauleiter Koch	87
8	Landrat in Ostpreußen	119
9	Schulenburg im Urteil der Freunde	138
10	Abkehr vom Nationalsozialismus – Erste Staatsstreichpläne	154
11	Regierungspräsident in Schlesien	178
12	Schulenburg wird Soldat	191
13	Rußlandfeldzug	209
14	Auf der Suche nach Gleichgesinnten	227
15	Organisation des Widerstandes – Die »Große Reform«	235
16	Die Casablanca-Konferenz und die Attentatsversuche 1943	244
17	Mit dem »Sonderstab von Unruh« in Paris	249
18	Pläne zur »Wiederherstellung eines guten Staatsregiments«	259
19	Neugliederung des Reiches	269
20	Letzte Vorbereitungen zum Attentat	286
21	»Ich bereue meine Tat nicht . . .«	298
	Anmerkungen	307
	Literaturverzeichnis	321
	Personenregister	323
	Anhang: Karte der »Landwirtschaftlichen Marktbezirke«	

Vorwort

Bei Beginn seiner Arbeit wußte der Verfasser nur, daß er das Leben eines Mannes beschreiben wollte, der über alle äußeren Wandlungen hinweg den Kern seines Wesens bewahrt und damit zugleich für sich und, wie wir hoffen, für sein Volk jene Werte gerettet hat, die ihm als die immer gültigen erschienen. Wie die Absicht auszuführen war, ergab sich erst nach einigen Monaten.

Zunächst erwiesen sich die rein technischen Schwierigkeiten, vornehmlich bei der Beschaffung und Sichtung des Quellenmaterials, als weit größer, als ursprünglich anzunehmen war. Sie zu überwinden, wurde nur möglich durch die freundliche Hilfe, die dem Verfasser von dem Freundeskreis Schulenburgs in wachsendem Maße zuteil wurde. Darüber wird weiter unten noch einiges zu sagen sein.

Das Problem der formalen Gestaltung löste ein Brief, in dem es hieß: »Nur ein Dichter wird das Leben Schulenburgs echt und überzeugend darstellen können!« Nach Empfang dieses Briefes konnte der Verfasser an seinem ursprünglichen Plan, Leben und Wirken Schulenburgs unter Weglassung aller Einzelheiten und unter Verzicht auf historische Dokumentierung in großen Zügen zu erzählen, nicht mehr festhalten. Dem Maß, das hier gegeben worden war, fühlte er sich nicht gewachsen. Auch waren ihm schon vorher bei der Sichtung des

Materials Bedenken gekommen. Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg, aus altem Adel, Sohn eines Generals, Freikorpsmann, Korpsstudent, »roter Graf«, aktiver Nationalsozialist, Regierungspräsident im Dritten Reich, Offizier und schließlich am 10. August 1944 gehängter Widerstandskämpfer steht als Gestalt der jüngsten Geschichte der Gegenwart zu nahe, um sich als Objekt für eine Erzählung zu eignen, die ihren Gegenstand überhöhend oder unterkühlend, philosophisch ausdeutend oder moralisch wertend immer verwandelt oder verfremdet. So schien allein der nüchtern-historische Sachbericht angebracht, in einer Zeit, in der fast alle Lebensumstände und Verhaltensweisen Schulenburgs unterschiedlicher Wertung oder sogar gewollter Verzeichnung ausgesetzt sind, sein Bild einigermaßen unverfälscht in die Zukunft hinüber zu retten, wo es dann unter der Hand des Dichters einmal zum poetischen Bild werden mag. Überdies bot nur der nüchterne Sachbericht Gelegenheit, das amtliche Wirken Schulenburgs – das ihn, den »Verwaltungskünstler«, als sehr klar und methodisch denkenden Realisten zeigt – gebührend zu würdigen. Außerdem haben nach Meinung des Verfassers gerade jugendliche Leser, die aus Gründen des Ressentiments oder volkspädagogischer Überlegungen in den vergangenen Jahren häufig mit allzu einseitigen Darstellungen versehen wurden, heute nach solchen Berichten Verlangen, in denen der Gegenstand sich weitgehend selbst aussagt.

Über die Herkunft des Quellenmaterials und damit zum Teil auch über dessen Wert unterrichten die Anmerkungen. Dabei mag auffallen, daß nur wenig aus den Archiven der Bundesrepublik stammt. Die Zeitverhältnisse, bestimmt durch Kriegsverluste, Umsiedlung, Neuordnung der Bestände und nicht zuletzt durch den Umstand, daß Schulenburg noch nicht »archivreif« war, geben eine ausreichende Erklärung.

Sehr wertvolle Unterlagen, vor allem Denkschriften und persönliche Notizen des Grafen hat die Gräfin Charlotte von der Schulenburg bei der Flucht aus Mecklenburg im Frühjahr 1945 gerettet. Ohne diese Unterlagen, ergänzt durch eigene Aufzeichnungen der Gräfin und einige, zumeist kurz nach 1945 verfaßte Nachrufe seiner Freunde hätte die Biographie nicht geschrieben werden können. Das gilt auch für die »Erinnerungen« der Schwester Fritz-Dietlofs, der Gräfin

Elisabeth von der Schulenburg, heute Matér Paula. Die »Erinnerungen« liegen handschriftlich vor, umfassen verschiedene Zeitabschnitte und sind in Bruchstücken zwischen 1949 und 1960 entstanden. Der Verfasser hat sie besonders bei der Schilderung der Jugendjahre »Fritzi« Schulenburgs in großem Umfang benutzt.

Neben diesem Material (ihm im Einzelfall häufig an Bedeutung gleichwertig) stehen die vielen mündlichen und schriftlichen Berichte, die der Verfasser von früheren Freunden und Mitarbeitern Schulenburgs erhalten hat. In der freudigen Bereitschaft, mit der selbst skeptische Beurteiler, ja sogar Gegner der politischen Auffassungen und Entscheidungen Schulenburgs ihre Informationen gegeben haben, offenbarte sich noch einmal dessen auch mit dem Tode nicht erloschene Strahlungskraft.

Ein erheblicher Teil der Berichte ist durch Aktenauszüge, Originalbriefe, tagebuchähnliche Aufzeichnungen belegt. Anderes beruht auf Erinnerungen, die durch den zeitlichen Abstand ebenso getrübt wie umgekehrt durch ihren Gegenstand und die Art ihrer Entstehung besonders klar und scharf bewahrt sein können. Der Tatsachengehalt mag daher hie und da schwanken; grobe Irrtümer dürften jedoch kaum unterlaufen sein, da nur aufgenommen wurde, was das Gesamtbild bestätigte.

Alle Helfer, die ihn mit Informationen und fördernden Ratschlägen, ja selbst mit liebenswürdiger Gastfreundschaft unterstützt haben, hier einzeln zu nennen, erscheint dem Verfasser kaum möglich und beinahe auch untunlich. Es würde auf diese Weise nur eine ziemlich umfangreiche Namensliste entstehen, die vom Ausmaß der gewährten Hilfe ein sehr unvollkommenes Bild gäbe und vermutlich vom Leser nur oberflächlich zur Kenntnis genommen würde. Auch sind alle Namen im Anmerkungsteil aufgeführt. So mag es dem Verfasser nicht verübelt werden, wenn er an dieser Stelle mit der Nennung von nur drei Namen auch allen übrigen seinen herzlichen Dank abstattet.

Als einer der ersten Helfer stellte sich Ministerialdirigent Dr. Erich Keßler zur Verfügung. Er hat die Entstehung der Biographie von Anfang an durch die Beantwortung zahlreicher Anfragen, durch Hinweise sachlicher und personeller Art und durch Hergabe wichtiger Briefe unterstützt. Zuletzt konnte er das fertige Manuskript überprüfen und

Vorschläge für notwendige Ergänzungen wie für die Tilgung einer Reihe von Irrtümern machen.

Ebenfalls beinahe vom ersten Tage an hat der Verleger Gotthold Müller meine Arbeit mit großer Anteilnahme begleitet und gefördert. Besonders ist ihm der Verfasser dankbar, daß er verständnisvoll und großzügig auf die eigenen Rechte an diesem Werk zugunsten der Aufnahme in die Schriftenreihe »Hamburger Beiträge zur Zeitgeschichte« verzichtete.

Durch Dr. Werner Jochmann, dem Leiter der »Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg«, erhielt der Verfasser nicht nur Zutritt zu dem Material der Forschungsstelle, sondern auch jederzeit Rat und Auskunft. Darüber hinaus hat Dr. Jochmann das Manuskript ebenfalls durchgesehen und auf einige wesentliche Fehler und Fehlschlüsse aufmerksam gemacht.

Für die Sammlung schriftlicher und mündlicher Informationen waren mehrere Reisen notwendig. Die Kosten dieser Reisen sowie andere Aufwendungen konnten mit einem Zuschuß gedeckt werden, den durch Vermittlung von Gotthold Müller die Stiftung »Hilfswerk 20. Juli 1944« gegeben hat. Auch an dieser Stelle möchte der Verfasser Herrn Müller und dem Vorstand der Stiftung nochmals herzlich danken.

Zum Schluß noch ein persönliches Wort. Bei allem Bemühen um eine mehr von der Sache als von Gefühlen bestimmte Darstellung konnte und wollte der Verfasser die eigene Meinung und Überzeugung nicht verleugnen. Das war er ebenso dem Gegenstand seiner Arbeit wie sich selbst schuldig. Die Gestalt des Grafen Schulenburg, die über den ihr allein zugehörigen Lebensbereich hinaus beispielhaft für eine ganze Generation stand, durfte nicht nur objektiv und aus Abstand gesehen werden. Sie forderte Stellungnahme und Bekenntnis. Bekenntnis war aber auch nötig um der Tatsache willen, daß der Verfasser selbst jener Generation angehörte, deren aktive Vertreter sich einmal die »junge Mannschaft eines kommenden Reiches« dünkten. Er hat an ihrem Ringen und Suchen, an ihren Hoffnungen und Versuchungen, Irrgängen und Selbsttäuschungen, Aufschwüngen und Niederbrüchen teilgenommen. Dieses Dabeigewesen-Sein, während der Arbeit in einer oft zum Einhalten zwingenden Erschütterung nacherlebt, verbot ihm, mit den eigenen Anschauungen hinter dem Berg zu halten.

I Einleitung

Als nach großen politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen das 19. Jahrhundert zu Ende ging, hatte Europa eine gewisse Stabilität gewonnen. In Räumen, die infolge ihrer Zerrissenheit und Machtlosigkeit Jahrhunderte hindurch die Ursache zahlreicher Kriege gewesen waren, hatten die Gründung des Zweiten Deutschen Kaiserreiches und die Einigung Italiens Staaten geschaffen, die keinen Anreiz und keine Gelegenheit mehr für den Zugriff der Nachbarn oder für innere Machtkämpfe boten. Mit der Bildung des Dreibundes aber, nach seinem Territorium fast eine Wiederholung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, wenn auch mit geteilter Souveränität, war in der Mitte des Erdteils ein Machtblock entstanden, dessen politisches, militärisches und wirtschaftliches Gewicht dem viel beredeten und geforderten »europäischen Gleichgewicht« erst Wirklichkeit verlieh. Das fand seinen sichtbaren Ausdruck in der Tatsache, daß in den letzten dreißig Jahren eines von Kriegen und Revolutionen unaufhörlich erschütterten Jahrhunderts kein Staat mehr gewagt hatte, diese Gleichgewichts-Wirklichkeit ernsthaft zu stören. Europa genoß einen ungewohnten Frieden und mit dem Frieden in fast allen Staaten ein bisher nicht erlebtes Wachstum der Bevölkerung und des Wohlstandes.

Doch gerade dieser Wohlstand und das Bestreben, ihn weiter zu

mehren, führte mit der Zeit zu neuen Spannungen. Im Innern der Staaten begann das Proletariat aufzuwachen und sich politisch und wirtschaftlich zu organisieren. In den Mietskasernen und Elendsvierteln der Großstädte zusammengedrängt, ohne Besitz der Willkür des Kapitals und den Zufällen der Konjunkturentwicklung ausgeliefert, hatte es in dem »Kommunistischen Manifest« von Karl Marx die große soziale Zukunftsverheißung gefunden und mit dem Schlagwort von der »Diktatur des Proletariats« zugleich den Weg zu ihrer Verwirklichung gewiesen erhalten. Nun sammelte es sich unter der Parole der Solidarität der arbeitenden Klasse zum Sturm auf die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung. Nicht zuletzt infolge des von hier ausgehenden Drucks gerieten aber sehr bald auch die Staaten wieder in Bewegung; nur daß an die Stelle des Streites um europäische Provinzen die Auseinandersetzungen um die Rohstoffgebiete und Absatzmärkte der ganzen Welt traten. Das »Zeitalter des Imperialismus« näherte sich seinem Höhepunkt. Die letzten freien, noch unter der Herrschaft ihrer Häuptlinge stehenden Gebiete Afrikas, der Südsee und Südasiens fielen der mit Handels- und Wirtschaftsverträgen, häufig aber auch mit Gewalt vorgehenden Kolonialpolitik der europäischen Großmächte zum Opfer.

Auch das junge deutsche Reich begann sich – ziemlich spät allerdings und zögernd – an dem Wettlauf um Kolonien zu beteiligen und damit den Weg einer reinen Kontinentalpolitik zu verlassen. Es stieß dabei auf den Widerstand der alten Kolonialmächte, die hinter dem deutschen Ausgriff nach Übersee das Vorhandensein von gefährlichen, sie alle bedrohenden Welteroberungsplänen vermuteten oder zu vermuten vorgaben. Der Streit der Diplomaten um einige nach Größe und Reichtum wenig bedeutenden Gebiete in Afrika und der Südsee erhielten so den Rang höchst wichtiger politischer Ereignisse, die im Zusammenhang mit dem ungeschwächten französischen Revanchismus und dem nach der Beherrschung des Ostsee- und Balkanraumes strebenden Panslavismus den erwähnten Spannungszustand von Jahr zu Jahr verschärften. Wie das geschah, wie im politischen Spiel die Szenen wechselten und bald dramatisch erregt, bald scheinbar beruhigt und versöhnt die Handlung weitertrieben, kann im einzelnen nicht geschildert werden. Nur bei der deutschen Politik jener Jahrzehnte

müssen wir noch für einen Augenblick verweilen, denn sie hat mit dem, was in ihr getan, geirrt, unterlassen wurde, auch das Schicksal Fritz-Dietlofs v. d. Schulenburg vorherbestimmt.

Das Verfassungswerk Bismarcks hatte dem Reich, in dem durch die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes die liberal-demokratischen Zeitideale mit der Tradition der Territorialstaaten und Dynastien verbunden worden waren, seine äußere, unter den gegebenen Umständen bestmögliche Form gegeben. Ob und wie weit das in dieser Form geeinigte Volk nun auch in sie hineinwachsen und sie mit lebendigem Leben erfüllen würde, ob – mit Bismarck zu reden – die in den Sattel gesetzte Germania auch würde reiten können, mußte der Zukunft überlassen werden.

Leider zeigte sich, als die Zukunft zur Gegenwart wurde, sehr bald, daß die Hoffnungen Bismarcks auf die Reitkünste seiner Germania allzu optimistisch gewesen waren. Zwar erfaßte und nutzte das als »deutsches Volk« noch sehr junge Volk der ehemaligen Preußen, Sachsen, Bayern, Hessen, Württemberger, Badener, Thüringer die mit dem staatlichen Zusammenschluß sich eröffnenden wirtschaftlichen und organisatorischen Gelegenheiten mit erstaunlicher und für den ausländischen Beobachter geradezu erschreckenden Vitalität und Tatkraft, im politischen Bereich aber verharrte es in einer merkwürdig unreifen Formlosigkeit. Was in der Verfassung einigermaßen gelungen war, eine brauchbare Synthese zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu finden, war im politischen Selbstbewußtsein des Volkes nicht nachvollzogen worden. Noch grollte man in München und überhob sich in Berlin; noch feierte man hier die Tat Bismarcks als endliche Erfüllung alles deutschen Einheitsstrebens, um sie dort als Untergang der deutschen Libertät zu verdammen. Noch konnte und wollte man nicht vergessen und verzeihen, daß dem preußischen Junker mit Geduld, Härte und List gelungen war, was die edlen, begeisterten Köpfe der Paulskirche in langen Jahren des Kampfes und der Verfolgung vergeblich ersehnt und in hundert flammenden Reden herbeigerufen hatten.

Auch konfessionelle Überlegungen spielten eine Rolle. War die Reichsgründung durch das protestantische Preußen nicht auf politischer Ebene so etwas wie eine Fortsetzung der Reformation, von den

einen begrüßt, von den anderen gefürchtet und abgelehnt? Die Kluft vertiefte sich noch durch das Aufkommen jener neupreußischen oder neudeutschen Legende, die entgegen der geschichtlichen Wahrheit den Reichsgründer – den sensiblen, unter der Last seiner Verantwortung körperlich und seelisch schwer leidenden Mann – zum Symbol einer kriegerischen Macht- und Gewaltpolitik machte und ihn so mit Kürassierhelm und Reitstiefeln in Bronze oder Kalk auf allen Marktplätzen aufstellte.

Dazu kamen von der Industrialisierung und dem gewaltigen Wirtschaftsaufschwung der sogenannten Gründerjahre her bislang kaum bekannte Probleme und Gegensätze. Der industrielle Westen, bürgerlich-liberal, stand gegen den agrarischen, junkerlich-konservativen Osten, Geld gegen Arbeit, gebundenes gegen »freies« Kapital, die humanistischen Bildungsideale der Vergangenheit gegen die realistisch und technisch ausgerichteten Ausbildungsziele der Gegenwart.

»Deutscher und Grieche zugleich« hatte ein verdienstvoller Schulmann aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf seinen Grabstein schreiben lassen. Man las es mit Ehrfurcht, hatte die Mehrheit der sogenannten Gebildeten doch noch immer auf der Schulbank Horaz und Homer übersetzt und wußte das »Eheu, fugaces postume, postume labuntur anni...« und – »Πάντα χωρεῖ καὶ οὐδὲν μένει« – zu zitieren. Als Anruf für das eigene Leben, das eigene Ich, empfanden die Inschrift nur noch wenige.

Gewiß, auch die alte, seit Jahrhunderten immer wieder aufgeworfene Frage nach Sendung und Auftrag der Deutschen war noch nicht verstummt. Gerade in den achtziger und neunziger Jahren wurde sie von ernsthaften Geistern angesichts so mancher bedrohlich erscheinenden Wandlungen in Staat und Gesellschaft erneut gestellt und mit Leidenschaft erörtert. Die Nation im ganzen nahm jedoch von dieser Erörterung, die sich freilich aus Mangel an fruchtbarem Widerspruch häufig in metaphysischen Spekulationen und dogmatischen Überspitzungen verlor, kaum Notiz und bewies auch hiermit, wie wenig sie der politischen und geistigen Situation gewachsen war.

Dies junge Volk glich einem Burschen in den Pubertätsjahren, der die geistigen und körperlichen Nöte der Reifezeit vor der Welt der Erwachsenen unter einem kecken Draufgängertum zu verbergen sucht. So

wie bei einem solchen Burschen an dem Draufgängertum zumeist nur die überschäumende Lebenskraft echt ist, alles übrige aber nur Mantel für Unklarheit, Unsicherheit, ja sogar ausgesprochene Minderwertigkeitsgefühle, so war es auch hier.

Nur die Welt der alten erwachsenen Staaten sah es anders, mußte es vielleicht anders sehen. Mißtrauisch, zornig über vergangene Unbill und neidisch auf wachsenden Reichtum, wachsende Macht, blickte sie über die Grenze: Welchen Weg würden sie in Zukunft einschlagen, diese seltsam ungebärdigen, undurchsichtigen, zwischen den Extremen schwankenden, aber sicher energiegeladenen Allemagnes und Germans?

Die Deutschen wußten es selbst nicht, und keiner war mehr da, es ihnen zu sagen, nachdem der »Eiserne Kanzler«, der »Lotse« von Bord gegangen war. Einen Nachfolger oder eine »Schule« hatte er nicht hinterlassen. Wie bei allen Autokraten hatten keine Begabungen mit eigenen Ansichten und eigenem Willen sich neben ihm entfalten und emporsteigen können.

Politische Eliten, die schon aus der einzelstaatlichen Vergangenheit in die neue reichsdeutsche Situation hineingewachsen wären, gab es kaum. Der Boden für ihre Bildung war in diesem Volk mit seinem Überindividualismus, seinem Mangel an Selbstdisziplin und seinem Hang zum romantischen oder doktrinären Denken außerhalb und oberhalb der politischen Wirklichkeit nicht sehr günstig. Das Offizierkorps aber und die höhere Beamtschaft, die sich ihrer Stellung gemäß am schnellsten in die Bejahung des Reiches gefunden hatten und dank einer langen Tradition sachlich und menschlich durchgeformte und somit vorbildhafte und führungsfähige »Berufsstände« darstellten, konnten diese Eigenschaften nur in ihrem eigenen Arbeitsbereich zur Geltung bringen. Auf der politischen Ebene war ihre Sache nicht das Führen, sondern das Dienen. Es wurde schon als Verstoß gegen die Standespflicht und mehr noch gegen die Standesmoral angesehen, wenn einer ihrer Angehörigen Maßnahmen und Entscheidungen politischer Instanzen und Institutionen in der Öffentlichkeit zu tadeln wagte. Vollends ungehörig und Anlaß zum freiwilligen oder unfreiwilligen Ausscheiden aus dem Dienst war das Unterfangen, an der Person und den Handlungen des Monarchen öffentliche Kritik zu üben.

Dabei boten die Äußerungen und Unternehmungen Wilhelms II. Anlaß genug zu Sorge und Tadel. In seiner Sprunghaftigkeit – bei besten Absichten, seiner geistigen Unreife – bei hoher Begabung, seiner Vorliebe für starke Worte und effektvolle Posen – bei innerer Schwäche zeigte er sich der gegebenen Aufgabe so wenig gewachsen wie sein Volk. Es überrascht daher nicht, immer häufiger aus Briefbänden und Memoirenwerken zu erfahren, daß gerade auch in streng konservativen Kreisen Überlegungen angestellt wurden, ob man der kaiserlichen Politik nicht Widerstand bis hin zur Forderung nach Abdankung leisten müsse. Bei den Anschauungen und verfassungsrechtlichen Umständen jener Jahre konnte es sich dabei allerdings um nicht viel mehr als um die Gedankenspiele zorniger und sorgenvoller Stunden handeln. Wir werden jedoch noch sehen, wie die Gedanken der Väter in den Söhnen nachwirkten und deren Tun in einer völlig veränderten Situation bestimmten.

2 Das Elternhaus

Am 5. September 1902 wurde Fritz-Dietlof v. d. Schulenburg in London geboren, wohin sein Vater, Friedrich-Bernhard Graf v. d. Schulenburg, Rittmeister im Großen Generalstab, im Frühsommer des gleichen Jahres als deutscher Militär-Attaché kommandiert worden war. Fritz-Dietlof, dem vierten Sohn nach den drei Brüdern Johann-Albrecht, Wolf-Werner und Adolf-Heinrich, folgten noch eine Schwester Elisabeth und ein Bruder Wilhelm. Bei der Geburt war »Fritzi«, wie er in der Familie und von seinen Freunden und Bekannten genannt wurde, ein schwächtiges Kerlchen, und er sah nach den Erzählungen seiner Mutter Freda, einer geborenen Gräfin von Arnim-Muskau, mit der großen Nase und den großen Augen im winzigen Schruppelgesicht wie Friedrich der Große auf dem Totenbett aus.¹

Die Schulenburgs gehören zum Altmärkischen Uradel, der zur Zeit der großen Ostkolonisation auf den Ottonischen Königswegen ins Land gekommen ist. Die ursprüngliche Heimat dürfte das Land zwischen Weser und Harz (Wolfsburg) gewesen sein. Alte Sagen² freilich berichten von einer Herkunft aus Geldern, wohin die Urahnen des Geschlechts nach der Vertreibung der Semnonen aus der Mark Brandenburg durch die Sachsen im achten Jahrhundert n. Chr. gezogen seien. Als historisch gesicherter Stammvater gilt der Ritter

Wernerus de Sculenburg, der 1238 im Archiv des Domstiftes Brandenburg genannt wird. Das Geschlecht spaltet sich in einen schwarzen und einen weißen Stamm, die sich in verschiedene Linien verfächern, als Großgrundbesitzer über den ganzen niederdeutschen Raum verbreiten und in kaiserlichen, preußischen, sächsischen, braunschweigisch-hannoverschen, dänischen und venezianischen Diensten als Offiziere und Beamte einen Namen machen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts werden einige Äste und Zweige des Geschlechts in den Grafenstand erhoben; darunter auch 1728 die Hehlener Schulenburgs, die sich im Gegensatz zu ihren zahlreichen Vettern vornehmlich als Landwirte betätigen und nur staatliche Ehrenämter verwalten.

Das schon beinahe wissenschaftliche Interesse für Pflanzenzucht, Fruchtfolge und Bodenbearbeitung beginnt mit dem Uurgroßvater Werner Christian Adolf und wird von den Söhnen und Enkeln dieses »studierten Bauern« fortgesetzt. Auch Urgroßvater und Großvater widmeten sich vor allem der Bewirtschaftung ihres Grundbesitzes und scheinen weder besonderen politischen noch militärischen Ehrgeiz besessen zu haben. Die Besitzverhältnisse allerdings änderten sich; Fritz-Dietlofs Großvater, Werner Ludwig v. d. Schulenburg, ein stiller, wohl auch weicher Mann, mit zartem Gesicht, der schon mit 48 Jahren starb, verzichtete, um Streitigkeiten innerhalb der Familie ein Ende zu machen, auf Hehlen zugunsten von seines Vaters jüngerem Bruder und übernahm den Besitz Tressow in Mecklenburg, der seit 1751 einem ausgestorbenen dänischen Zweig der Schulenburgs gehört hatte.

Dieser Großvater war verheiratet mit einer Maltzahn aus dem Hause Ivenack, einem der schönsten mecklenburgischen Besitze, der freilich von ihren drei Brüdern verspielt wurde. Auch die Großmutter war großzügig und verschwenderisch, wodurch sie ihren Sohn jedoch zu betonter Sparsamkeit brachte. Der Großmutter zuliebe hatte der Großvater wohl in den Jahren 1862–1864 das neue Tressower Haus von einem Architekten David, einem späten Schinkeljünger, in rein klassizistischem Stil mit nicht geringem Aufwand bauen lassen, nachdem das alte Gutshaus in Bobitz durch einen Brand großen Schaden erlitten hatte.

Das »neue« Haus, hoch über dem Tressower See gelegen, sollte später mit Park und Wald und Felderbreiten den Enkeln zum viel-

geliebten Ferienparadies und nach dem Ersten Weltkrieg zur Heimat werden. Im Haus befand sich die vom Großvater geschaffene, in ganz Mecklenburg bekannte und von manchem, den geistigen Dingen weniger zugewandten Standesgenossen zuweilen auch bespöttelte Tressower Bibliothek, in der man die gesamte schöngeistige und wissenschaftliche Literatur des 19. Jahrhunderts finden konnte. In dieser Bibliothek ist der vermutlich vom Großvater geerbte Lesehunger Fritz-Dietlofs zuerst ausgeformt und auf würdige Gegenstände hin gerichtet worden.

Des Großvaters beide Söhne sind noch in dem alten Haus in Bobitz geboren worden. Nachdem der ältere Werner mit 18 Jahren bei einem Jagdunfall ums Leben gekommen war – im ungesicherten Gewehr eines Freundes hatte sich beim Sprung über einen Graben ein Schuß gelöst –, war Fritz-Dietlofs Vater Erbe des großen Fideikommiß-Besitzes geworden. Warum dieser sein Erbe nach Erlangung der Großjährigkeit – bei seines Vaters Tod war er erst 15 Jahre alt – nicht antrat, sondern – nach kurzem Jurastudium in Heidelberg – die landwirtschaftliche Betriebsfläche verpachtete und am 1. Juni 1888 als Fahnenjunker beim 2. Garde-Ulanen-Regiment eintrat, läßt sich mit letzter Sicherheit nicht sagen. Er selbst schreibt ein wenig unbestimmt: »Die Verhältnisse auf meinem Besitz, den ich mit Schulden und vielen Verpflichtungen übernommen hatte, boten mir nicht die Mittel, in den schlechten Zeiten die Landwirtschaft in eigenen Betrieb nehmen zu können.«

Vermutlich dürfte der »Geist der Zeit« seinen Entschluß wesentlich mitbestimmt haben: Das Reich war gegründet; durch das politische Genie des preußischen Junkers Bismarck und das militärische Genie des preußischen Generalstabschefs v. Moltke. Der Führungsanspruch Preußens im Reich hatte damit offensichtlich seine endgültige Rechtfertigung erfahren. Lag es unter solchen Umständen für den jugendlich begeisterungsfähigen Angehörigen eines norddeutschen Adelsgeschlechtes nicht nahe, in den Dienst eben dieses Preußens und seiner stolzen, in drei Kriegen siegreichen Armee zu treten? Außerdem gab es in der Familie, wenn auch nicht von den unmittelbaren Vorfahren her, eine respektable soldatische Tradition. Ein Großoheim hatte als sächsischer General gegen die Schweden gekämpft und als Feldmarschall im Dienste Venedigs Korfu gegen die Türken verteidigt; ein anderer war als

Generaloberst Friedrichs d. Gr. bei Mollwitz gefallen, und wieder andere Vettern aus weitverzweigter Verwandtschaft waren Offiziere in braunschweigischen, hannoverschen, sächsischen, dänischen Regimenten gewesen.

Freilich mögen auch noch andere Überlegungen und Antriebe eine Rolle gespielt haben: ein geistiges und seelisches Ungenügen an dem in stets gleichem Rhythmus ablaufenden Landleben, eine Sehnsucht nach der großen Welt mit größeren Aufgaben und die Gewißheit, in ihr mehr leisten und darstellen zu können, als einem adeligen Gutsbesitzer in der Regel vergönnt ist. Schließlich muß auch der Rat seines Reg. Kommandeurs v. Bissing, des späteren Generals und Gouverneurs von Belgien im 1. Weltkrieg, an den Einjährigen Schulenburg, er solle Soldat bleiben, erwähnt werden.³ Jedenfalls, dessen Entschluß, Berufsoffizier zu werden, ist ein richtiger Entschluß gewesen.

»Vater war durch und durch preußischer Offizier, Generalstäbler unter Schlieffen!« schreibt die Tochter. Um seines scharfen und klaren Verstandes willen und seiner Fähigkeit, schnell zu kombinieren und zu handeln, schon 1899 als Oberleutnant in den Großen Generalstab kommandiert, hatte er die frische Unbekümmertheit seiner ersten Leutnantsjahre – die Jugendfreunde schilderten ihn als eleganten, übermütigen, lebenslustig zu vielen Streichen aufgelegten Kavallerie-Offizier – bald abgelegt. In der Erinnerung der Tochter lebt der Vater der Vorkriegsjahre als strenger, ernster, wortkarger und nur selten zu kleinen Späßen aufgelegter Mann im langen blauen Generalstabsrock, den man eigentlich nur bei drei Gelegenheiten zu Gesicht bekam: bei Tisch am Sonntag, wo man kein Wort reden durfte, beim scheuen Gute-Nacht-Kuß und bei der Meldung zum körperlichen Strafvollzug, der aus einigen wohl abgemessenen Schlägen mit dem »spanischen Rohr« oder auch mit der Reitpeitsche bestand. Dabei liebte der Vater seine Kinder sehr, nur erlaubte er es sich aus pädagogischen Gründen und aus einer schamhaften Scheu nicht, diese Liebe allzu offenkundig zu zeigen.

Anders stand es mit der Mutter. »Meine Mutter wurde von allen heiß geliebt«, schreibt die Tochter. »So scheu wir Kinder mit Vater waren, so vertraut waren wir mit Mutter; nie gingen wir mit unseren Anliegen direkt zum Vater, immer mußte Mutter vermitteln:

»Mutter, kannst du Vater nicht fragen?« . . . Die Liebe, die Mutter allen erwies, ihren Kindern, Dienstboten, Angestellten, allen Armen und Bedrängten im Lande ringsum, strahlte auf uns zurück; so wuchsen wir in einer außerordentlich glücklichen Umgebung auf . . .

Mutter sah immer nur das Gute im Menschen und wollte auch nichts anderes sehen. Sie wurde selten in ihrem Vertrauen getäuscht, im Gegenteil, sie holte dadurch das Beste aus den anderen hervor. Mit allen, die je in ihrem Hause gewesen waren als Angestellte oder Dienstboten, blieb sie zeit ihres Lebens in brieflicher Verbindung, alle hingen mit großer Liebe an ihr . . . Sie war »schwungvoll« – so nannten wir es –, sie hatte ein feuriges Temperament und konnte sehr heftig werden . . . Mit ihrer Begeisterungsfähigkeit konnte sie uns alle mitreißen. Sie war immer »jung« bis zu ihrem Tod, immer offen für alles Schöne: in der Kunst, in der Natur.«

Da ihr Vater, Georg Arnim, sich im 70er Krieg Tuberkulose geholt hatte, lebte die ganze Familie mit fünf Kindern, Erzieherin, Lehrerin in den Jugendjahren der Mutter fast ständig in Italien, das zu jener Zeit, am Ende des 19. Jahrhunderts, noch weithin ein wildes, schönes, unberührtes Land war. Sie hat von dort die Liebe zur Schönheit des Südens wie zu seinen einzigartigen Kunstdenkmälern mitgebracht und ihren Kindern weitergegeben. In die Heimat zurückgekehrt, verbrachten die fünf Kinder ihre Ferien auf dem alten Arnimschen Besitz Boizenburg in der Uckermark, wo die Großmutter, eine geborene Schulenburg, residierte, oder in Carlsburg, in der Nähe von Greifswald, bei der Großmutter Bismarck-Bohlen. Hier erlebten sie »patriarchalisches Leben, wie es meine Generation gar nicht mehr kennenlernte«, schreibt wieder die Tochter. »Das ganze kostbare Leinen wurde noch in den Häusern selbst gesponnen und gewebt. Jeden Mittag sammelte sich eine große Zahl wandernder Handwerksburschen unter der Carlsburger Linde, um Essen zu erhalten. Der Großvater Bismarck gab genau den Zehnten von allem, was er einnahm, den Armen. In beiden Häusern waren einzigartige schöne und wertvolle Bibliotheken, die von alter Kultur zeugten. Der Zuschnitt des Lebens war großzügig.«

Die Liebe zur Kunst und die künstlerische Begabung in der Familie der Mutter hatte nach der Familienüberlieferung als Ur-Urgroßmutter

ein Fräulein Zimmermann aus Frankfurt eingebracht, die am Anfang des Jahrhunderts der in Mainz in Garnison stehende preußische Offizier von Below geheiratet hatte. Ihre Tochter »Paulinchen«, die in ihrer Jugend mit Henriette Sonntag um die Wette sang, führte Herr von Bismarck-Bohlen auf Carlsburg heim, und wieder deren Tochter Caroline, die sehr schön dichtete, malte und sang, heiratete Herrn von Arnim. Sie war also die Großmutter von Fritz-Dietlof und seinen Geschwistern und hat wohl vor allem der Enkelin, der späteren Bildhauerin, ihre künstlerische Begabung vererbt. Der Kunst- und Schönheitssinn der Tochter bekundete sich vor allem in der Ausstattung der Wohnräume in Potsdam und Tressow mit wertvollen, in Italien und England erworbenen alten Möbeln, Teppichen, Wandbehängen. Außerdem spielte sie gut Klavier. Auch Fritz-Dietlof versuchte sich, von der Schwester angeregt und im Wetteifer mit ihr, als vierzehn-, fünfzehnjähriger Junge im Zeichnen und Malen. Obwohl er es dabei anscheinend zu keinen besonderen Fertigkeiten brachte, blieben Neigung und Verständnis für die schönen Künste erhalten und haben, wie wir noch sehen werden, in seinem späteren Leben und Wirken eine nicht unwesentliche Rolle gespielt.

Der Ehe der Eltern war eine kleine Romanze vorangegangen. Der Vater hatte um die Mutter angehalten, als sie erst 17 Jahre alt war. Sie hatte ihn jedoch abgewiesen; sie fühlte sich viel zu jung zum Heiraten, sie wollte wohl auch ihre mit »geistigem Hochmut«, wie sie es selbst nannte, gepaarte Freiheit und Selbständigkeit, die sie bei wiederholten Winteraufenthalten in Ägypten mit der Mutter und der schwindsüchtigen Schwester Cara bei weiten Ritten durch die Wüste voll genossen hatte, noch nicht einem Mann und der Ehe opfern. Sechs Jahre später erneuerte der Vater seine Werbung, sie verlobten sich und heirateten bald. »Es wurde eine außerordentlich glückliche und harmonische Ehe. Beide hingen mit inniger Liebe aneinander, und Mutter durfte Vater drei Monate nach seinem Tod 1939 nachfolgen.«⁴

Das also waren die Eltern; in dies geistige, kulturelle und soziale Erbe wurde der kleine Fritz hineingeboren. Über die ersten Lebensjahre in London, von wo der Vater seine kritischen, über die zunehmende Deutschfeindlichkeit der Engländer besorgten Berichte, die

jedoch von Reichskanzler v. Bülow und dem Auswärtigen Amt nicht ernst genommen wurden,⁵ nach Haus schickte, ist nicht viel zu berichten. Der Sitte der Zeit und dem Wohnort der Eltern gemäß erhielt Fritzki bald nach der Geburt eine englische Pflegerin, Miß Wilkes, Wicky genannt. Sie liebte den kleinen Jungen zärtlich, fotografierte ihn in allen Lebenslagen (was damals beinahe so ungewöhnlich war wie die Einführung von Sandalen als Fußbekleidung), ließ ihn bei geöffnetem Fenster unter zwei dünnen Wolldecken schlafen, fütterte ihn mit Porridge und machte, sobald er laufen konnte, mit ihm und seinen Brüdern weite Spaziergänge. Das alles scheint Fritzki, der von Natur ein wenig zart und anfällig war, gut bekommen zu sein.

1906 wurde der Vater von London abberufen und nach Berlin in den Großen Generalstab versetzt. Rund ein Jahr wohnte man in der Kleiststraße, wo die ganze Familie von einer Krankheitsserie heimgesucht wurde. Der Miß Wilkes folgte eine Miß Bull, die Tochter eines englischen Nonkonformist-Pfarrers; sie erzog ihre Zöglinge Heini, Fritzki und die 1904 geborene Schwester Elisabeth nach strengen Grundsätzen. Mit gewichtigen und langwierigen Strafen zur Austreibung der bösen Zorn- und Trotzteufel – englische Kinder waren viel braver – war sie nicht sparsam. Von freigebig verteilten Ohrfeigen bis zu stundenlangem Eckenstehen und später, als die Kinder schreiben konnten, zu seitenlangen Strafarbeiten verfügte sie über eine reichhaltige Skala von pädagogischen Maßnahmen. Zwischen ihr und Fritzki scheint es besonders viel Schwierigkeiten gegeben zu haben, so daß »eigens ein Schrankzimmer, in dem nichts herumstand oder herumlag, zum ›Temperzimmer‹ – I have a temper – ernannt wurde. Dort wurde er«, der wohl von Geburt an ein kleiner Rebell war, »Stunden um Stunden eingesperrt und tobte seine Wut aus, indem er immerzu mit dem Kopf gegen die Tür rannte; ich höre noch die dumpfen Schläge.«⁶

Natürlich hatte Miß Bull, deren zeitweilige Heftigkeit übrigens auf ein heimtückisch-schleichendes Kopfleid zurückzuführen war, auch ihre guten Seiten. So sorgte sie weiter für eine abhärtende Lebensweise, zeichnete und malte mit den Kindern, spielte mit ihnen Theater, erzählte biblische Geschichten von Kain und Abel, Joseph und Benjamin, Simson und David. Ihre Strenge aber ist von den

Eltern und besonders vom Vater nicht nur gebilligt, sondern auch gewünscht worden. Wir hörten schon, daß den Kindern bei Tisch das Reden verboten war. Als der neunjährige Fritzi, bei einer Übertretung des Verbotes vom Vater mahnend und drohend angesehen, keck meinte: »Ich kann Dich auch so ansehen!«, erhielt er eine derartig exemplarische Strafe, daß sie sein Verhältnis zum Vater bis in die Jünglingsjahre hinein trübte.

Noch in Berlin wurde Fritzi, erst fünf Jahre alt, eingeschult. »An seinem ersten Schultag stellte er sich an der Ecke des Schulgebäudes auf und verprügelte alle kleinen Jungen aus der Klasse, wie sie daherkamen. Der Lehrer überraschte ihn dabei.« Was ihn dazu antrieb, war aus ihm nicht herauszufragen. Vielleicht folgte er einem Rat der großen Brüder, sich als Kleinsten mit diesem Verfahren Respekt und Ansehen zu verschaffen – Über Erfolge oder Schwierigkeiten der ersten Schuljahre wissen wir nur, daß ihm das Lernen keinerlei Mühe machte. Sehr schnell begriff er die Kunst des Buchstabierens und freute sich, all die Geschichten, Sagen und Märchen, die man sich bisher von Miß Bull hatte erzählen lassen müssen, jetzt selbst lesen zu können. Bald überkam ihn die Lesewut, die ihn sein Leben lang nicht mehr losließ.

1908 wurde der Vater in Münster erster Generalstabsoffizier bei dem Kommandeur der 13. Division, Sixt v. Arnim, und die Familie mußte abermals umziehen. Ihr Haus, Frauenstraße 20, ist mit dem umgebenden Garten im Zweiten Weltkrieg durch Bomben völlig zerstört und eingeebnet worden. Das alte Münster, das man in Begleitung von Miß Bull nach allen Richtungen durchstreifte, machte mit seinen Kolonnaden auf dem Prinzipalmarkt, den Wiedertäuferkäfigen, den alten gotischen Bauten, dem »Sand« mit dem bunten Marktgetriebe auf die Kinder einen großen Eindruck. Obwohl Fritzi noch nicht sieben Jahre alt war, als die Familie wieder von Münster fortzog, hat er all diese Eindrücke nicht vergessen. »Er hatte Münster sehr geliebt. Es barg für uns preußische Kinder so viel Ungewohntes, die großen Prozessionen, die an unserem Haus vorbeizogen, die vielen Kreuze an den Wegen, vor denen wir andächtig niederknieten, bis uns Miß Bull empört hochriß und erklärte, der Teufel wolle uns verführen.«

Im Frühjahr 1909 hieß es, wieder zurück nach Berlin, wohin der

Vater, mittlerweile zum Major befördert, als Ia beim Gardekorps unter General v. Loewenfeld versetzt worden war. Die Familie fand eine Wohnung in der Grolmannstraße, vier Stock hoch und reichlich eng. Besonders die Kinder, an das Herumtollen in frischer Luft gewöhnt und in den Träumen von Indianerkämpfen und Expeditionsfahrten lebend, litten sehr unter dieser Enge. Die Mutter schickte sie daher jeden Tag, an dem es das Wetter erlaubte, zum Rollschuhlaufen, das damals noch als echter Sport ernst genommen wurde. »Wir fuhren mit der ›Untergrund‹ zum Reichskanzlerplatz. Vom Reichskanzlerplatz aus kam man in kurzer Zeit auf lange Asphaltstraßen, die durch eine mit spärlichen Kiefern bestandene öde Sandwüste führten; auf diesen Straßen aber zogen die sportlichen Berliner ihre Kreise, im Sweater und den neuen »Britches« mit Wickelgamaschen holländerten die Paare, als ob der Asphalt die schönste Eisbahn wäre. Wir liefen und liefen. Manchmal erklang vom Reichskanzlerplatz das Tatütata des kaiserlichen Autos, dann rasten wir dahin und sahen nie mehr als das Auto, das schon um die Ecke bog. Wir liefen, soweit ich mich entsinne, von 3 Uhr an, und um 6 Uhr mußten wir wieder zuhause sein. Da war das Schönste für uns, die Bismarckstraße hinunterzulaufen bis nach Haus. Da sie drei Fahrbahnen hatte, war das zur damaligen Zeit noch ungefährlich; die Autos fuhren wohl auch nicht viel schneller als wir. Daß Kinder auch nur einen Tag zuhause bleiben könnten, war . . . unvorstellbar. Wenn es regnete, gingen wir eben spazieren oder wir gingen in den nahen Zoo. Jeden Sonntag nachmittag gingen wir in den Zirkus Busch; da waren wir wahrscheinlich am besten aufgehoben.«⁷

Die sonntäglichen Zirkusbesuche bildeten übrigens in der sonst so spartanisch einfachen Erziehung und Lebenshaltung der Kinder eine Ausnahme. Sommers und Winters trug man, einmal im weißen oder gestreiften Leinenzeug, einmal in blauer Wolle, die gleichen Kieler Matrosenanzüge und Matrosenmäntel. Sie wurden, solange es irgend anging, von Bruder zu Bruder weitervererbt bis zur kleinen Schwester hinunter, die daher immer links zu knöpfende Mäntel anziehen und die brüderlichen Hosen als Badezeug benutzen mußte. Auch Taschengeld gab es keines; zum Ausgleich steckte die Mutter für die Rollschuhtour jedem eine Handvoll Pfeffernüsse in die Tasche, auf daß

der Unterschied gegenüber den anderen Kindern, die sich mit ihrem Taschengeld kleine Leckerbissen kaufen konnten, nicht allzu schmerzlich würde. Als der Großvater Arnim den Kindern ein Pony schenken wollte, wurde es vom Vater als überflüssiger Luxus zurückgewiesen.

Dagegen wurde sportliche Betätigung gefördert, auch wenn sie mit erheblichen Kosten verbunden war. Der älteste Bruder Johann Albrecht, leidenschaftlich an der neuen Kunst des Fliegens interessiert, durfte monatelang Tag für Tag nach dem Flugplatz Niederschöneweide hinausfahren, wo Hirth oder die Gebrüder Wright ihre Apparate vorführten. Rodelschlitzen, Tennisschläger, Hockeyausrüstung wurden, sobald ihre ernsthafte Benutzung sichergestellt war, ohne Zögern angeschafft, genau so wie Bücher, Schiffsmodelle, Bleisoldaten für eine sinnvolle häusliche Beschäftigung.

Auch der ärztlichen Betreuung wurde, ein wenig entgegen den preußisch-harten Erziehungsgrundsätzen, viel Aufmerksamkeit geschenkt. Der »Hausarzt« war zur Überwachung des Gesundheitszustandes der Familie ein ständiger Gast. Allerdings fehlte es bei fünf und seit 1914 – im Februar dieses Jahres wurde noch ein Bruder, Wilhelm, geboren – bei sechs Kindern und einigen Dienstboten auch nicht an gebührenden Anlässen, von den üblichen Erkältungskrankheiten und Verdauungsstörungen angefangen über Masern, Scharlach, Diphtherie bis zu Arm- und Beinbrüchen, Blinddarm- und Mittelohrentzündungen.

Trotzdem blieb der persönliche Lebenszuschnitt gemessen an dem damals gerade in Berlin überall sich breitmachenden Luxus sehr einfach, auch dann, als der Vater im Frühjahr 1913 zum Kommandeur des Regiments Garde du Corps in Potsdam ernannt worden war. Die Kinder jedenfalls glaubten noch als beinahe schon erwachsene Menschen, einer armen Familie anzugehören. In Wahrheit bestand sowohl von Vaters als auch von Mutters Seite her ein beträchtliches Vermögen an Grundbesitz und Barmitteln. Selbst als im Ersten Weltkrieg die bei der Bank von England hinterlegten 900 000 Mark als Feindvermögen beschlagnahmt und nach Friedensschluß enteignet worden waren, wozu noch recht große Verluste an deutscher Kriegsanleihe kamen, war die Familie nicht arm, wenn sie sich auch allerlei Einschränkungen unterwerfen mußte.

In Berlin besuchten die Brüder das Mommsen-Gymnasium, das an seine Schüler große Anforderungen stellte. Offenbar ist aber die Schule auch jetzt für keinen der begabten, wenn auch nicht übermäßig fleißigen Jungen zu einem Problem geworden. Sie sahen in ihr ein notwendiges Übel, das man mit Anstand, aber sozusagen mit der linken Hand zu bewältigen hatte. Weit mehr interessierte die kaum Dreizehn-, Zwölf-, Zehnjährigen die Politik mit Tripolis- und Balkankrieg, mit Marokkokrise und den heftigen Streitereien im Reichstag um die Bewilligung der von der Regierung angeforderten drei neuen Armeekorps. Sie verschlangen die Zeitungen, bauten mit Bleisoldaten auf allen Tischen Schlachten auf, kritzelten die Notizbücher mit Schlachtplänen voll und versuchten den Kleinen, Heini, Fritzi und der Schwester, das Geheimnis des »starken Flügels« beizubringen.

Auch die später sehr bewußt betriebene Selbsterziehung zu Härte und körperlicher Leistungsfähigkeit nimmt in diesen Jahren schon ihren Anfang. Mit frosterstarrten, blauen Händen stehen nach einem Rollschuhnachmittag Fritzi und seine Schwester vor der Waschschißel und ermuntern sich mit dem Ruf: »Sei tapfer wie Blücher! Sei tapfer wie Blücher!«, die brennenden, kribbelnden Hände in das eiskalte Wasser zu tauchen.

Wichtiger jedoch als diese Spiele, diese Übungen erscheint dem historischen Betrachter in den Erinnerungen der Schwester die Mitteilung, daß die Kinder auch über eine Abdankung des Kaisers und eine nur bedingt zu bejahende Nachfolgeschaft des Kronprinzen gesprochen haben. Da derartige Äußerungen unbeeinflußt von gelegentlich aufgeschnappten Gesprächsfetzen der Erwachsenen kaum denkbar sind, darf man aus ihnen auf das Vorhandensein einer verbreiteten und tiefgehenden Verstimmung in den Adels- und militärischen Führungskreisen über das politische und persönliche Verhalten von Kaiser und Kronprinz schließen.

Unsere Schilderung der Jugendjahre wäre unvollkommen, wenn sie nicht auch die besonders von der Mutter und der Nachfolgerin von Miß Bull, einem Fräulein Martini, geförderte Pflege der musischen Fertigkeiten kurz erwähnen würde. Es wurde sehr viel, ja eigentlich den ganzen Tag hindurch gesungen mit und ohne Klavierbegleitung durch die Mutter, all die Volks-, Wald- und Soldatenlieder, die

damals im Schwange waren. Vor allem Bruder Heini sang sehr gern. Fritzis Lieblingslied war: »O, wie ist es kalt geworden und so traurig, öd und leer!« Ob der so »schön traurigen« Melodie wegen oder, weil ihn die Worte »Rauhe Winde wehn von Norden« an die im Norden verbrachten Tressower Ferientage erinnerten, hätte er wohl selbst nicht zu sagen gewußt. Man sang, aber man zeichnete und malte auch – »bald war nichts vor unserer Malbegeisterung sicher« – oder schnitt Silhouetten und Scherenschnitte und lernte als Voraussetzung dafür unter Anweisung von Fräulein Martini das richtige Sehen von Landschaft und Kunst auf weiten Märschen in und um Potsdam, wohin man 1913 gezogen war.

3 Zum ersten Mal Potsdam

»In Potsdam«, wo die Familie in dem großen alten »Regimentshaus« am Kanal 3 wohnte, »scheint es mir, begannen wir sehen zu lernen. Wir fanden die Stadt in ihrer ganzen Eigenart sehr schön. Nach Berlin war ja Potsdam eine Stadt wie aus einem Guß, aus einem Geist geprägt: Das Tabakhäuschen auf dem Exerzierplatz, das holländische Viertel, die Tore, die Kirchen, die Schlösser, das Stadtschloß, Sanssouci. Von Sanssouci war Fritzi vom ersten Augenblick an hingerissen... Nun durchstreiften und erforschten wir die Umgebung von Potsdam, die mit den malerischen Havelseen und Kiefernwäldern von einzigartiger Schönheit ist. Für immer weckten diese weiten Märsche in uns die Liebe zum Wandern und Herumstreifen. Wir fanden alles so schön; wir wußten nie, welchen Weg wir uns wünschen sollten: Sanssouci, Kaputh, Nikolskoe, die Pfaueninsel, den Neuen Garten, das Neue Palais, den Wildpark...

Einige Minuten von unserem Haus entfernt lag die Havel; wir durften rudern, stundenlang durch Fluß und Seen.

Die Krone von allem blieb ein Besuch von Sanssouci. Im Frühjahr deckten Narzissen und Krokusse die weiten Rasenflächen wie ein buntes Meer zu. Schon seit langem hatte Fritzi ein buntes Bilderbuch über den alten Fritz besessen, das er sehr liebte, nun sahen wir in andächtigem

Staunen die Räume, die er bewohnt hatte. Nun hörten wir auch tagaus, tagein Musik, Militärmusik aus den Kasernen oder im Lustgarten. Stündlich erklang das Glockenspiel von der Garnisonkirche, das mit silbernem Klang mit dem Lied »Üb immer Treu und Redlichkeit« die Stunden angab.

Uns gegenüber lag die Kaserne von Vaters Regiment, schräg gegenüber das I. Garderegiment. Im Hause selbst hingen die Bilder mit den Uniformen des Regiments von seinen Anfängen an.

Wir wurden also Soldatenkinder?«⁸

Wenn man es für die bezeichnende Eigenart von »Soldatenkindern« hält, daß sich ihr Interesse, ihre Gedanken und Berufsabsichten allein in dem geistigen Raum des vom Vater repräsentierten Soldatentums bewegen, dürfte die Bezeichnung »Soldatenkinder« wohl auf keinen der jungen Schulenburgs gepaßt haben, sicherlich nicht auf Fritz-Dietlof. Seinen Wunsch, Marineoffizier zu werden, mußte er schon mit 11 Jahren, nach der Feststellung einer sehr starken Kurzsichtigkeit des einen Auges, aufgeben. Damit fand auch die Lektüre des Köhler-Flottenkalenders und das Spiel mit Schlachtschiff-Modellen ein Ende; um so stärker aber griff sein Lesehunger nach anderen Stoffen.

»Fritzi las und las. Wir mußten damals noch immer nach Tisch uns hinlegen, wir sollten eigentlich schlafen, so wurde die Gardine zugezogen. Hiermit war aber bei uns nichts zu erreichen, immer wieder zogen wir die Gardine ein bißchen auf, um doch zu lesen.

In diese Zeit fällt seine Freundschaft mit dem Buchhändler Ernst Noetzel (Inhaber der Hofbuchhandlung Jaeckel), die wirklich eine Freundschaft war und bis in die Jahre des Erwachsenseins währte. Fritzi ging sehr viel hin, Stunden um Stunden verbrachte er im Laden.«

Was der Zwölf-, der Dreizehnjährige in den Potsdamer Jahren alles in sich hineinschlang, wissen wir im einzelnen nicht mehr. Doch erinnert sich die Schwester, daß er sich an Bücher heranwagte, die an ihn Anforderungen weit über seine Jahre hinaus stellten. Die Indianerbücher und Soldatengeschichten verschwanden aus seinem Bücherstapel; dafür schleppte er Schriften von Friedrich Naumann und Adolf Damaschke nach Haus. Wahrscheinlich, nein sicher hat er vom Inhalt dieser Bücher nur den kleineren Teil verstanden, aber die Wahl

kennzeichnet die Art des geistig frühreifen, nach außen freilich »verschlossen und schüchtern« wirkenden Jungen.

»Fritzi war in diesen Potsdamer Jahren eigentlich zart und dünn, in seine Bücher vertieft, grübelnd und grabend, nur manchmal brach die kühne Frechheit und Schlagfertigkeit bei ihm durch, die wir so sehr an ihm liebten.«

An dem Entstehen dieser Frühreife mögen neben einer gegebenen Anlage mancherlei Faktoren, wie die Atmosphäre des Elternhauses, der häufige Wechsel des Wohnortes, die Tressower Eindrücke, die von den älteren Brüdern empfangenen Anregungen mitgewirkt haben. Eine wesentliche Rolle spielte sicherlich die Koppelung der Erlebnis-komplexe Potsdam und Kriegsausbruch.

In Potsdam erfuhr er lebendige Geschichte in großem, durch Schönheit geadelten Rahmen. In Potsdam sah er Preußen, kein Preußen der Schulbücher-Vergangenheit, sondern ein gegenwärtiges und Gegenwart wirkendes Preußen, das im deutschen Kaiserreich seine Erfüllung gefunden hatte. Und zu diesem Preußen gehörte er selbst durch den Vater, die Soldaten des Vaters, die Schulkameraden, zumeist ebenfalls Soldatenkinder, und in der Vorstellung des Knaben ganz unmittelbar durch das Spiel mit den Kindern des Kronprinzen. Dies »Dazugehören« fand auch im äußeren Lebenszuschnitt der Familie einen sichtbaren Ausdruck. Zwar blieben für das einzelne Familienmitglied nach wie vor Einfachheit, Schlichtheit, Bescheidenheit selbstverständlicher Lebensstil; noch immer war es eine große Sache, daß der älteste Bruder Johann Albrecht Reitstunden und Bruder Heini ein Fahrrad erhielten. Im Haus des Kommandeurs Garde du Corps aber entfaltete sich für die Kinder zum erstenmal eine repräsentative Großzügigkeit. Der Vater hatte zwei Burschen, die Mutter ihre Jungfer, ein bis zwei Hausmädchen, eine Köchin, ein bis zwei Küchenmädchen. Kostbare Porzellane, schöne Möbel und Teppiche wurden angeschafft. Gäste gingen ein und aus, und auf vielen Gesellschaften erschien die Mutter als »Große Dame«, elegant und heiter.

Dann ging das alles an jenem ersten Augusttag des Jahres 1914 mit einem Schlag zu Ende: Der Weltkrieg brach aus. Zunächst schäumte die Welle der Begeisterung aus Berlin auch nach Potsdam hinüber, ergriff vor allem die Jugend und trug sie auf den Gipfel eines

opferbereiten, todesseligen Rausches. Doch die Welle verebbte und der Rausch verflog schnell in dieser nüchternen Soldatenstadt, die vom ersten Tag an einen besonders hohen Anteil von Vätern, Brüdern, Söhnen ins Feld senden mußte, in der man klarer als sonstwo die ungeheure Gefahr erkannte, die mit dem Zweifrontenkrieg das Reich bedrohte.

Auch der Oberst von der Schulenburg, der am 1. August nach einer Parade vor dem Kaiser im Lustgarten ins Feld rückte und während der vier folgenden Kriegsjahre nur vier Tage auf Urlaub kam, äußerte sehr zur Entrüstung seiner begeisterten Kinder schon beim Abschied sorgende Zweifel an der Möglichkeit eines Sieges, um dann in zahlreichen, immer pessimistischer werdenden Briefen das nahende Verhängnis vorauszusagen.

Worauf sich dieser Pessimismus stützte, auf die Einsicht des militärischen Fachmanns oder auf die politische Überlegung, daß ein Krieg, in den man sich ohne eigene Zielsetzung hatte ziehen lassen, allein schon darum nicht gewonnen werden konnte, darauf geben die Erinnerungen des Vaters und der Tochter keine eindeutige Antwort. Bei dem Boitzenburger Onkel Dietlof Arnim, dem Präsidenten des preußischen Herrenhauses, der gleichfalls solch »schwarzseherische Briefe« an die Mutter schrieb, dürften die politischen Sorgen, ob die Regierung, d. h. der Kaiser und seine Berater, den kommenden Aufgaben gewachsen sein würden, vermutlich den Vorrang gehabt haben. Wie dem aber auch sei, auf einen so sensiblen und nachdenklichen Jungen, wie Fritz Schulenburg, dem sich eben erst der Blick in eine leuchtende, bunte und scheinbar unversehrbare Welt eröffnet hatte, mußten die von der Mutter den Kindern vorgelesenen Briefe eine nachhaltige Wirkung haben. Daß ein von dem Zwölf- oder Dreizehnjährigen seinem Onkel Adolf Arnim ins Feld geschriebener Brief, den dieser befreundeten Offizieren zeigte, für den Brief eines »Erwachsenen« gehalten wurde, macht etwas von dieser Wirkung sichtbar, die freilich auch noch auf andere unmittelbare Eindrücke in der nächsten Umgebung zurückzuführen ist.

Die Zeitungen füllten sich mit Todesanzeigen: »Gefallen für Kaiser und Reich« – »Starb den Heldentod für das Vaterland«. Die gewaltigen Offiziersverluste der ersten Kriegsmonate trafen besonders

schwer die Soldatenstadt Potsdam. Schon hatten manche Schulkameraden zwei, drei Angehörige verloren. Bald kam die Nachricht: der älteste Boitzenburger war gefallen. Ihm folgte der älteste Sohn Dohna.

»Onkel Karl und Tante Else Dohna liebten Fritzi ganz besonders. Wir wurden in einer Droschke hingeschickt, eisigkaltes, unfreundliches Wetter . . . dann waren wir da, Onkel Karl schloß Fritzi gerührt in die Arme, Tante Else weinte . . .

Wieder sehe ich uns in einer Droschke. Mutter schickte uns jeden Sonnabendnachmittag mit einem großen Topf Apfelsinenreis ins Lazarett; im ersten Kriegswinter gab es noch so viel Reis, Zucker und Apfelsinen. Dort machten wir Besuche. Unfaßbar, wenn man uns andeutete: »mit dem würde es nie mehr besser«.

Der älteste Bruder Johann Albrecht trat kaum sechzehnjährig bei den Garde du Corps als Kriegsfreiwilliger ein. Schon im Winter wurde er zum 1. Garde-Regiment zu Fuß versetzt. Mutter in bitteren Tränen . . . «⁹ Das Regiment hatte um diese Zeit schon sehr schwere Verluste erlitten.

Im Frühjahr 1916 übersiedelte die Familie, da ein Ende des Krieges nicht abzusehen war, aufs Land nach Tressow. Das geliebte Ferienparadies, bisher nur selten gegen einen Besuch bei den Großeltern Arnim in dem gepflegten, vornehmen und ein wenig üppigen Muskau vertauscht, wurde damit zur endgültigen Heimat und hat wie jede Heimat Art, Auftreten und Anschauungen der Heranwachsenden mitgeprägt.

Wir hörten schon, daß der Vater den großen Besitz, der aus den fünf Gütern Bobitz, Groß-Krankow, Köchelstorf, Petersdorf und Tressow, sowie den beiden Flecken Quaal und Käselow mit ihren elf Erbpächtern bestand, verpachtet hatte. Da das Tressower Haus zudem außerhalb der eigentlichen Gutsbezirke stand, kam man nicht in einen landwirtschaftlichen Betrieb mit Viehhaltung und Ackerarbeit hinein, was dem Verständnis der Söhne für die Notwendigkeiten und Erfordernisse der Landwirtschaft recht abträglich war. Keiner gewann zu ihr ein echtes und inniges Verhältnis, auch der Erbgraf Johann Albrecht nicht, obwohl er schon bald nach dem Krieg die Bewirtschaftung übernehmen mußte. Um so inniger war die Verbindung zur Landschaft selbst, die mit Park, Wald, See, Roggen- und Kleefeldern den Kindern ein herrlicher Spiel- und Tummelplatz wurde, auf dem

man seine Waldläuferträume verwirklichen, seine manchmal tollkühnen Wettbewerbe im Klettern, Springen, Schwimmen, Raufen, in wilden Schlittenfahrten – fünf kleine Schlitten an einem großen Pferdeschlitten gespannt und dann fort querfeldein über Gräben und Erdhügel – austragen konnte. Dabei litten freilich zuweilen die guten, sanften Sitten; die zarten und feinen Vettern und Basen aus Muskau mußten es erfahren, und auch Gesandter Albrecht von Kessel erzählt: »Die Vetternschaft war schon – das Mädchen eingeschlossen – eine wilde Horde, unter der man sich vorkam wie ein unter Menschenfresser gefallener Mitteleuropäer!«. Dafür aber kräftigten sich die Körper, festigten sich Mut, Selbstbeherrschung und die Fähigkeit zu blitzschneller körperlicher und geistiger Reaktion. Auch der schmale, dünne Fritz wurde gewandt und drahtig, bekam breitere Schultern und härtere Muskeln an Armen und Beinen.

Später entdeckten die Heranwachsenden die Landschaft auch als Spenderin seelischer Kräfte, mochten diese mehr aus einer romantisch-ästhetischen Betrachtung oder aus dem Wissen von der immer wieder neu zu schaffenden Einheit zwischen Mensch und Natur zuströmen. Die trotz gelegentlicher Angriffe auf den Großgrundbesitz stets vertretene Ansicht Fritz Schulenburgs, der Adel könne auf die Dauer nur in Verbindung mit dem bäuerlichen Grundbesitz gedeihen, hier liege seine eigentliche, freilich sehr weitgefaßte wirtschaftliche, soziale und vor allem politische Aufgabe, ohne die er verstädtern und degenerieren müsse, hat in dem Tressower Landschaftserlebnis ihre Wurzeln.

Zu diesem Erlebnis gehörten auch die Menschen. Über sie schreibt wieder die Schwester: »Was aber unserem Leben auf dem Lande die eigentliche Note gab, das war das Zusammentreffen mit den Mecklenburger Menschen . . . Besonders diejenigen, die zur Zeit unserer Kindheit die ollen Lüt waren – also zwischen 1904 und 1914 im sechzigsten bis achtzigsten Jahr standen –, kamen für uns wie aus einer anderen Welt. In ihnen war eine Ruhe, ein Gleichmaß, lächelnde Güte und viel Schalk, wie es mir nie in meinem Leben wieder begegnet ist . . .

Wir wuchsen in das sehr gute Verhältnis hinein, das alle unsere Leute mit den Eltern verband, Mutter in ihrer überströmenden Güte und Hilfsbereitschaft hatte schon als junge Frau schnell die Herzen der gegen Fremde sehr zurückhaltenden Mecklenburger gewonnen. Noch

heute... , nachdem dort drüben eine andere Zeit heraufgekommen ist, gedenken die Menschen ihrer und pflegen ihr Grab.

Aber auch mein Vater war, was wir sozial nannten; es lag ihm alles daran, »*seine* Leute« gut versorgt zu wissen. So ließ er sofort zu Beginn des Jahrhunderts überall in den Katen Holzfußboden (über den gestampften Lehm) legen; er erbaute ein Feierabendhaus – wir würden es heute Altersheim nennen –, wo alle Alten des Dorfes zusammenlebten und sich meist schrecklich zankten... Der Gutsherr hielt einen Arzt, der jährlich eine gewisse Summe für die Besuche und für die laufende Behandlung der Leute bekam; schlimm war es nur, wenn eine Operation bezahlt werden mußte. Damals kannte man aber noch nicht so viel Operationen... Als kleine Kinder gingen wir sehr gern ins Dorf, entweder mit Mutter, die irgend jemanden besuchte, oder allein... In den Wohnungen wurden wir mit einer gewissen feierlichen Freundlichkeit empfangen und unterhalten; wenn wir aber die Forst- und Gartenarbeiter bei der Arbeit besuchten, dann war es anders, dann fragten sie dies und das, dann erzählten sie uns während ihrer Mittagspause im Wald »Schnaken und Schnurren«, dazu kam aus ihrer Tasche der »Köhm«, eine kleine Flasche mit Schnaps, dazu Speck und Schwarzbrot und zum Abschluß vielleicht noch eine Birne oder ein Apfel. Dann wurden wir aber auch erzogen; dies und das mußten wir hören und erfahren. Hier mußte man sich so verhalten; dies mußte man glauben, dies mußte man lassen.

Eine ganze andere Welt stand vor uns auf, und wir sogen sie gierig in uns auf; hier war das Gegengewicht gegen das »Preußische« der damaligen Zeit und gegen das Städtische unserer gewohnten Umgebung. Ja, diese Waldarbeiter wurden unsere Helden, sie waren ja auch wirklicher als der »Letzte der Mohikaner«...«

Vermutlich ist von Fritz manches anders als von der Schwester gesehen und erlebt worden. Sicher aber hat sich seine angeborene Fähigkeit, dem Menschen direkt, von Herz zu Herz, zu begegnen – schon der Siebenjährige schloß im Ostseebad Niendorf mit den Fischern enge Freundschaft –, in der vertrauten Verbundenheit mit den einfachen Menschen der Mecklenburger Heimat weiter entwickelt, so daß sie sich schließlich zu jener persönlichen Anziehungs- und Zauberkraft entfalten konnte, von der sich die Freunde und Bekannten noch

heute bezwungen fühlen. Auch der Keim für die seinen späteren Lebensweg wesentlich beeinflussende Erkenntnis, daß man die Menschen nach ihrem inneren Wert, nicht aber nach Stand, Herkunft, Besitz oder gar Parteibuch beurteilen müsse, womit freilich eine scharfe Ab-sage an jede Gleichmacherei verbunden war, dürfte schon in jenen Jahren gelegt worden sein. Nach der endgültigen Niederlassung in Tressow kam nun noch die Begegnung mit dem sozialen Problem hinzu, eine Begegnung abseits aller Theorie, herbeigeführt allein durch die Verhältnisse des dritten Kriegsjahrs und durch tätige Antwort der Mutter auf diese Verhältnisse.

»Wir erwachten immer mehr, und als wir wach waren, standen wir in einer veränderten Welt. Dieses Wandels wurden wir uns vor allem in Tressow bewußt. Vielleicht zuerst an der Gestalt meiner Mutter. Mutter hatten wir als liebende, heitere und elegante Frau in Potsdam gekannt; ihre große Lebhaftigkeit, ihre Aufgeschlossenheit für andere war uns vielleicht dort schon bewußt geworden, im Krieg aber wuchs sie an den Aufgaben, die ihr gestellt wurden, oder an der Art, wie sie der Not begegnete, zu der Frau heran, die als »rote Marie« von den Leuten weit und breit verehrt wurde. Da Mutter alles mit uns Kindern besprach, nahmen wir an allen Sorgen und Nöten der Menschen, die uns umgaben, teil. Erst war es wohl nur der Schmerz um die vielen Gefallenen, um dieses scheinbar so sinnlose Morden – Vaters Briefe unterstrichen ja immer wieder die Sinnlosigkeit, seit 1916 hatte er zum Frieden geraten. Aber nun lernte man die Gesichter sehen und lesen; plötzlich tauchte das Gesicht auf, das Käthe Kollwitz auf ihren Plakaten festhielt: die großen Augen der Frauen, die schmalen Backen, der leidvolle Mund. Sie kamen zu uns aufs Land, um hier und da um Brot oder um Hilfe zu bitten. Mutter holte sich Hamburger Stadtkinder, elende, dünne Kerlchen; sie organisierte in der ganzen Nachbarschaft die Unterbringung von vielen Hamburger Kindern...

Nur wir selber waren übel daran, da meine Mutter ihren Stolz und ihre Ehre darein setzte, nicht mehr zu essen und zu verbrauchen, als wir auf Karten bekamen. Da alles verpachtet war, hatten wir einen Stadthaushalt mit städtischen Rationen. Die Jungens bekamen jede Woche ihren Laib Brot, ihre Namen wurden darauf geritzt, sie mußten sehen, wie sie damit zurechtkamen. Sie kamen nie damit zurecht;

Mittwoch war das Brot meist verbraucht, ebenso der winzige Klecks Butter. Nachher mußten die Steckrüben in mannigfacher Form erhalten, oder Mutter gab ihnen alles, was sie von ihrem Brot übrig hatte. Es gab noch Fischklöße in Dosen, die seltsam schmeckten, es gab noch manchmal Schiffszwieback, der steinhart war, wir hatten auch Gemüse . . . trotzdem hatten wir immer Hunger. Wir fanden Mutters Verhalten sehr heldenhaft und ganz in Ordnung. Sie brauchte sich so vor niemandem zu schämen. Für andere aber fand sie immer noch etwas zum Abgeben und zum Verschenken . . .«

Die drei großen Jungen mußten aber weiterhin auf das Gymnasium gehen. Zuerst schickte die Mutter sie, um sie bei sich im Haus behalten zu können, mit dem Rad nach Wismar, das nur 16 km entfernt war. Die Fahrt erwies sich jedoch bei dem hügeligen Gelände, den schlechten und im Krieg immer schlechter werdenden Straßen und vor allem bei den in Meeresnähe ständig heftig wehenden Winden auf die Dauer als zu anstrengend. Die Jungen blieben oft völlig erschöpft am Wegrand sitzen. So mietete man in Lübeck eine Wohnung, wo die drei unter Aufsicht der sehr gutmütigen, nachsichtigen, aber auch mütterlich besorgten Hausdame, Frau Michelsen, in einer Art vorweggenommenen Studentenzzeit, ein sehr vergnügtes und freies Leben mit hundert lustigen Streichen führten. An den Sonntagen und in den durch Ernteeinsatz und »Vaterländischen Hilfsdienst« oft erheblich verlängerten Ferien war man in Tressow.

Über die Schule, das Catharineum, die Lehrer, die Klassenkameraden ist wieder so gut wie nichts überliefert. Nur daß Fritzi mit dem Direktor Schwierigkeiten gehabt hat, lesen wir in den Erinnerungen der Schwester. Offenbar ging es dabei nicht um die Leistungen im Unterricht, sondern um jene anderen Dinge, die in den Zeugnissen mit »Benehmen und Haltung« bezeichnet werden, häufig aber nur eine äußere Unterwürfigkeit meinen.

Fritzi begann in diesen Jahren die Hülle der Schüchternheit und Verschlossenheit zu sprengen. Von der Mutter mit der Neigung zu heftigem Aufbrausen, zur leidenschaftlich-mutigen Parteinahme gegen jedes wirkliche und vermutete Unrecht, vom Vater mit kühlem, klarem, fremde Schwächen schnell erspähendem Verstand begabt (und manchmal wohl auch belastet), wurde er in Rede und Urteil keck, scharf,

ungehemmt, bisweilen auch verletzend und ausfallend. Man kann sich gut vorstellen, daß er mit diesen Eigenschaften nicht immer Zustimmung erweckte, zumal nicht bei einer durch den Kriegsdienst der jüngeren Kollegen überforderten und überalterten Lehrerschaft. Zu ernsthaften Folgen ist es jedoch anscheinend nicht gekommen.

Das Idyll des »Drei-Bruder-Haushaltes« hat ungefähr eineinhalb Jahre gedauert. Dann erhielten Wolfi mit 17 und Heini mit 16 Jahren vom Vater, der als Offizier und Edelmann die eigenen Söhne trotz seiner Einsicht in die Notwendigkeit eines baldigen Friedensschlusses nicht dem allgemeinen Volksschicksal und der Gelegenheit zu männlicher Bewährung entziehen durfte, die erbetene Erlaubnis zum freiwilligen Eintritt in die Armee beim 2. Garderegiment und den Gardejägern. Fritz wurde bei der Familie v. Borries in Pension gegeben. Da deren drei Söhne im Feld standen, während die Tochter in einem Kinderheim tätig war, genoß er als Ersatzkind alle Vorteile solcher Stellvertreterschaft. Er dankte es seiner Pflegemutter,¹⁰ indem er ihr bei all den zusätzlichen, durch die Kriegszeit bedingten Gängen und Obliegenheiten wie Kohletragen, Anstellen vor den Geschäften und den Ausgabestellen der Lebensmittel- und sonstigen Bezugskarten gern und eifrig half.

Ein Unfall, den er in den Lübecker Jahren erlitt, ist für seine persönliche Entwicklung und für die Ausbildung jener Anschauungen von der Wichtigkeit sportlicher Erziehung, wie er sie Anfang der dreißiger Jahre in seinen Vorschlägen über die Neuregelung der Beamtenausbildung vortrug, von Bedeutung geworden. Er brach sich den Arm, der wohl infolge nicht ganz sachgemäßer Behandlung schlecht verheilte und so in seiner Bewegungsfähigkeit gehemmt blieb. Diesen Mangel auszugleichen, begann er mit einer sehr bewußten körperlichen Selbsterziehung. Was bisher Spiel gewesen war, ein fröhlicher Wettbewerb unter den Geschwistern, wurde jetzt mit Laufen, Springen, Schwimmen, Speer- und Diskuswerfen zu einem harten Training, wobei in den Ferien nach wie vor die Schwester eine gleich-eifrige Partnerin abgab. Es gibt über das Ergebnis dieses Trainings keine Erfolgswahlen. Darauf kam es jedoch auch nicht an; wichtiger war, daß die körperliche Selbsterziehung sich sehr bald in eine geistig-seelische verwandelte.

Offenbar als erster unter seinen Brüdern begann Fritz ohne Einwirkung und Weisung von außen her, allein aus sich selbst heraus sein Temperament in strenge selbstkritische Zucht zu nehmen und den Wert bestimmter Askeseübungen zu erkennen und zu erproben. So verbot er sich von heute auf morgen für 4–5 Wochen das Rauchen, um es dann ebenso plötzlich wieder aufzunehmen. »Man muß das können!« meinte er. Für seine innere Einstellung und Haltung mag bezeichnend sein, daß er sich mit 18 Jahren von seiner Schwester ein Exlibris erbat: »Ein Ritter zu Pferde, der gespannt Wache hält auf einem Berg, hinter dem die Sonne aufgeht.« Man ist versucht, bei diesem Motiv einen Zusammenhang mit der Jugendbewegung zu vermuten, der aber in diesen frühen Jahren kaum bestanden hat. Überhaupt wissen wir so gut wie nichts über Freunde und Kameraden Fritzis in den Lübecker Jahren nach dem Weggang der Brüder. Wie schon in Potsdam gehörte er der amtlich geförderten Schüler-Jugendwehr an, aber auch hier hat er sich anscheinend an niemanden näher angeschlossen. Nur von einem jungen Buchhandlungsgehilfen ist die Rede, den er in der Buchhandlung Quitzow kennenlernte und mit dem er, noch immer lesehungrig, durch die gleiche Liebe zum Buch freundschaftlich verbunden war.

Im Winter 1918/19 wurde, nachdem infolge überstürzter Demobilmachung des Heeres kampffähige und zuverlässige Truppenteile kaum mehr zur Verfügung standen, unter den Schülern der Oberklassen für den Grenzschutz-Ost geworben. Dieser Grenzschutz war notwendig geworden, weil im Baltikum die Rote Armee vorrückte und sofort nach der Revolution polnische Freischärler und reguläre Verbände in die Provinzen Westpreußen, Polen, Schlesien eingefallen waren und nach Westen vordrangen. Auch hatte die polnische Regierung am 15. Dezember 1918 die politischen Beziehungen zum Deutschen Reich abgebrochen.

Fritz Schulenburg, froh, es nun endlich seinen Soldatenbrüdern gleichtun zu können, meldete sich mit einigen Klassenkameraden; seine Hoffnung jedoch, bald in die bedrohten Gebiete oder zu den deutschen Verbänden im Baltikum zu kommen, bei denen sein Bruder Wolf stand, bis er an der Düna schwer verwundet wurde, erfüllte sich nicht. Zunächst wurde er in Berlin bei den Kämpfen gegen die

Spartakisten eingesetzt. Als er viele Jahre später im Polizeipräsidium am Alexanderplatz seinen Amtssitz hatte, erzählte er seiner Frau, daß er dort unten auf dem Platz einmal hinter den Straßensperren gelegen, nur mit einem Karabiner und einem Pappkarton zum Transport der persönlichen Habseligkeiten ausgerüstet.

Von Berlin ging es in die Neumark zu Grenzschutz-Formationen, die vornehmlich aus der Bevölkerung gebildet worden waren. Er lag dort bei Bauern im Quartier, deren außerordentlich einfache Lebensweise auf ihn einen großen Eindruck machte. Die Hauptnahrung bestand aus Kartoffeln, Brot, Grütze, Suppen, wenig Gemüse, kaum frischem Fleisch, hie und da einem Stück Räucherspeck. Die flüssige und breiige Nahrung wurde anstatt aus Tellern aus muldenförmigen Vertiefungen in der Tischplatte gegessen. Die Pellkartoffeln wurden ohne Topf und Schüssel auf die Tischplatte geschüttet; jeder nahm sich nach Hunger und Schälvermögen.

Kämpfe hat der Grenzschutz-Soldat anscheinend nicht mehr mitgemacht; dafür bekam er die Ruhr. Eines Tages im Frühsommer sah seine Mutter auf der Landstraße einen jungen Soldaten in abgerissener Uniform daherkommen, schrecklich elend, mager und mit aschgrauem Gesicht. Erst im letzten Augenblick, als der junge bemitleidenswerte Soldat schon vor ihr stand, erkannte sie ihn als ihren eigenen Sohn. So sehr hatte ihn die Krankheit verändert.

Nach diesem soldatischen Zwischenspiel mußte Fritzi nochmals nach Lübeck aufs Gymnasium, wo er im Frühjahr 1920 das Abitur machte.

4 Der Student - »Klage um Deutschland«

Im Sommersemester 1920 ließ sich Friedrich-Dietlof bei der Universität Göttingen als Student der Rechts- und Staatswissenschaften immatrikulieren. Die Wahl des Studienfaches entsprach ebenso seiner persönlichen Neigung wie einer Familientradition. Sowohl bei den Arnims wie bei den Schulenburgs hatte es immer wieder Familienangehörige im Staatsdienst gegeben: ein Großvater Arnim und ein Urgroßvater Schulenburg waren sogar preußische Staatsminister gewesen. So wählte auch der Enkel ganz bewußt die Juristerei als Vorbereitung für den höheren Verwaltungsdienst. Offenbar besaß er, der als Dreizehnjähriger sich für Friedrich Naumann und Adolf Damaschke zu interessieren begonnen und wenig später das »Statistische Jahrbuch des Deutschen Reiches« anregender als die meisten Romane der Vorkriegsliteratur gefunden hatte, eine angeborene Fähigkeit, aus Zahlenkolonnen und Diagrammen lebendige Anschauung zu gewinnen. Auch dürfen wir annehmen, daß ihn schon bei Beginn seines Studiums jene hohe Auffassung von der Stellung der Beamtschaft im Staat leitete, der er dann vor und nach 1933 in immer wieder überarbeiteten und durchgefeilten Vorträgen und Denkschriften Ausdruck gab. In einem Aufsatz von 1932 hat Schulenburg das so gesagt: »Ohne die einheitliche Geschlossenheit und den festen Glauben des Beamtentums

an seine Sendung im Staat und an die Sendung des Staates wären seine Leistungen in zwei Jahrhunderten nicht denkbar gewesen; ohne sie wäre der preußische Staat, das Deutsche Reich nicht erstanden.«¹¹

Wenn die Wahl des Studienfaches zweifellos dem eigenen Entschluß Fritz Schulenburgs zuzuschreiben ist, die Wahl des Studienortes dürfte vom Wunsch des Vaters und dem Beispiel des Bruders Wolf-Werner, der seit dem für Frontsoldaten eingerichteten Herbst-Zwischensemester 1919 in Göttingen studierte, bestimmt worden sein. Dem Wunsch des Vaters folgte auch der Eintritt beider Brüder in das Korps Saxonía.¹² Hier sollten sie, durch Kriegs- und Nachkriegserlebnisse etwas verwildert und geistigen Verlockungen und Verwirrungen ausgesetzt, in Zucht genommen und in Form, vornehmlich auch in politische Form, gebracht werden.

Über das Ergebnis wissen wir nur wenig. Das Korps gehörte wie alle farbentragenden Verbindungen jener Jahre dem national und völkisch eingestellten »Hochschulring deutscher Art« an. Als Zweitchargierter seines Korps und Fuchsmajor hat Fritz Schulenburg sicher an der Arbeit dieser sehr aktiven und weit über den Rahmen der Universität hinauswirkenden Gruppe teilgenommen.¹³ Ebenso taten beide Brüder Dienst im Göttinger Studentenbataillon, einer jener illegitimen Zeitfreiwilligen-Formationen, die von der im Aufbau begriffenen Reichswehr als Reserve für den Fall innerer Unruhen und lokaler Grenzkonflikte aufgestellt und mit leichten Waffen ausgerüstet wurden. Während des Kommunisten-Aufstandes, der dem Kapp-Putsch folgte, unterdrückte das Göttinger Bataillon örtliche Unruhen in und bei Duderstadt, wobei es auf beiden Seiten Verluste gab. An diesem Einsatz dürfte aber nur der ältere Bruder Wolf beteiligt gewesen sein.

Dagegen meldeten sich beide Brüder, Wolf und Fritz, im Jahr darauf zum Oberschlesischen Selbstschutz, nachdem es nach der für Deutschland mit 60 Prozent der Stimmen günstigen Volksabstimmung zum dritten polnischen Aufstand unter der Führung Korfantys gekommen war. Diese Meldung erfolgte offenbar nicht im Rahmen des Göttinger Bataillons. Jedenfalls hieß die Formation, der beide Brüder angehörten, »Selbstschutz O. S., Abt. (-Batl.) Generalfeldmarschall v. Hindenburg, 4. Hundertschaft« und bestand mit wenigen Ausnahmen, unter ihnen Fritz Schulenburg und Friedrich v. Werder, dem wir diese

Angaben verdanken, aus ehemaligen Offizieren. Gruppenführer war Wolf v. d. Schulenburg. Nach dem Soldbuch Friedrich v. Werders nahm die Abteilung an folgenden Gefechten teil:

- 23. 5. 21 bis 4. 6. 21 Stellungskämpfe südlich Rosenberg,
- 7. 6. 21 bis 5. 7. 21 Grenzschutz gegen die Polen bei Kreuzburg,
- 12. 6. 21 bis 14. 6. 21 Abwehrkämpfe gegen polnische Angriffe bei Zembowitz und Pruskau.

Über diese Zeit schreibt Friedrich v. Werder an den Verfasser: »Sie sehen mich in einiger Verlegenheit, wenn ich Ihnen etwas über das Verhalten Schulenburgs in O. S. berichten soll. Schließlich haben wir dort keine großen Heldentaten vollbracht. Ich möchte sagen: Fritzis Verhalten war normal. Als wir das erste Mal in einen Artilleriebeschuß gerieten, gestanden wir uns hinterher, daß wir einen Mordsbammel gehabt hatten. Fritz zeigte sich aber in prekären Situationen von großer Kaltblütigkeit, so als wir eines Mittags in einer Försterei bei einer Mahlzeit saßen und die Polen uns von verschiedenen Seiten in die Fenster schossen. Die Maxime ›Lebe gefährlich!‹ und das Bedürfnis, sich mit seiner ganzen Person für etwas einzusetzen, war ihm wie allen Tressower Schulenburgs in hohem Maße eigen. Als Kamerad war auf ihn unbedingter Verlaß. Ich war in O. S. an einer Ruhr erkrankt und delirierte in so hohem Fieber, daß mir schon alles egal war. Die Brüder Schulenburg ruhten nicht, bis sie einen renommierten Breslauer Zivilarzt, der in einem Nachbarabschnitt des Selbstschutzes Dienst tat, herbeigeht hatten, der mich dann kuriert hat.«

Korpsstudent, Mitarbeit im Hochschulring deutscher Art, Zeitfreiwilliger — gewiß, damit ist über die politische Einstellung mancherlei gesagt, jedoch nicht mehr, als was sich von Tausenden von Studenten in den zwanziger Jahren sagen ließ: Halb reaktionär, halb revolutionär erkannten sie Niederlage, Zusammenbruch und den »Unrechtsfrieden von Versailles« nicht an, verachteten — nicht ganz logisch und gerecht — den Staat von Weimar, weil er aus diesem Zusammenbruch hervorgegangen war, und verteidigten ihn dennoch gegen Spartakus, Polen und Separatisten, träumten von einer Erneuerung des Reichs, einem kommenden Führer, Volkskaiser oder Cäsar, und waren bereit, sich für diesen Traum totschiagen zu lassen oder auch selbst totzuschlagen. Es gibt keine Unterlagen und Berichte, aus denen man

entnehmen könnte, daß der Student Fritz Schulenburg anders gedacht und gefühlt, eigenwillige Meinungen geäußert und, abgesehen von seiner ungewöhnlichen Belesenheit in sozialistischer Literatur von Marx bis Lenin,¹⁴ ein ihn von den Kommilitonen unterscheidendes politisches Profil gezeigt hätte.

Was die kurzen Studentenjahre für Fritz Schulenburg bedeuteten, liegt weit mehr als auf dem politischen auf dem Felde der persönlichen Lebensentfaltung. Nach dem Eintritt seiner Brüder in die Armee war er recht einsam gewesen ohne Freunde und Gefährten, wie sie der junge Mensch in seinem Alter wünscht und nötig hat. Warum er sich mit keinem seiner Klassenkameraden in Lübeck enger verbunden hatte, wissen wir nicht. Vielleicht war es deren städtisch-bürgerliches Wesen, das ihn fernhielt. Vielleicht hatte er in der für sein Alter eigentümlichen Mischung von Melancholie, Weltverachtung und Weltangst die mit unzähligen Büchern verbrachte Einsamkeit aber auch gewählt, um in ihrem Schutz Geist und Seele reifen zu lassen.

Jedenfalls hatten sich viel Kraft und Traum und Erlebnishunger in ihm aufgestaut, die nun in Göttingen überschäumend aus ihm herausbrachen. Mit seinem ganzen Schwung und Feuer, mit der glühenden Daseinslust der Jugend wirft er sich in das neue freie Leben. Endlich sind in seinem Korps die Gefährten um ihn, die er so lange entbehrt hat, mit wenigen Ausnahmen ihm gleich oder doch ähnlich nach Herkunft, Gesinnung, Erziehung. Einige werden ihm Freunde fürs Leben. Endlich kann man auch selbst einmal zeigen, was man für ein Kerl ist, anders als die satten, faulen Bürger im Gehäuse ihrer engen und ängstlichen Lebensregeln.

Er war ein »toller Kerl« und »wilder Bursche«, wie aus Kreisen seiner Korpsbrüder mitgeteilt wird, — unter den Kommilitonen bald berühmt wegen seiner zahllosen, einfallsreichen Streiche und seiner Standfestigkeit am Biertisch und auf dem Paukboden.

Die Wildheit hatte jedoch »Stil«, der ein Abgleiten in die Zügellosigkeit verhinderte, ja noch mehr, sichtbar für das ganze Korps Grenzen setzte, die man nicht verletzen durfte. Das mußten einige seiner Korpsbrüder erfahren, die ohne persönliche Qualitäten, nur auf den väterlichen Geldbeutel pochend, in dummdreister Anmaßung im Korps eine Rolle zu spielen versuchten. Diesem »Stil« mit seiner

auf die ganze Gemeinschaft ausstrahlenden Kraft hatte er es vermutlich auch zu verdanken, daß er kaum einundzwanzigjährig in einer Zeit, wo noch überall an der Universität die alten Kriegssoldaten den Ton angaben, zweimal zum Zweitchargierten gewählt und damit für die Erziehung der Füchse und den Fechtbetrieb verantwortlich wurde.

Um die Ausdrücke »toller Kerl« und »wilder Bursche« vor den Auslegungen einer zu lebhaften Phantasie zu schützen, muß freilich gesagt werden, daß der »Alte Herr in Tressow« seine Söhne finanziell am kurzen Zügel hielt. Ein Monatswechsel in der Höhe von 100,— bis 120,— Mark erlaubte auch damals keine extravaganten Ausschweifungen, zumal die Kaufkraft des Geldes rasch dahinschwand. Außerdem hatte sich in den Korps der Lebensstil gegenüber der Vorkriegszeit deutlich gewandelt.

Vor allen Dingen wurde schon aus wehrpolitischen Gründen in viel höherem Maße als je in der Friedenszeit der größte Wert auf körperliche Ertüchtigung gelegt. Der junge Korpsstudent mußte, falls es nicht Krankheit ihm verbot, an den Sportkursen der Universität teilnehmen und die Teilnahme durch Leistungen bezeugen. Fritz Schulenburg konnte also sein gewohntes Training fortsetzen, wobei er sich nach den vorliegenden Berichten besonders im Schwimmen hervortat. Dazu kam das traditionelle Fechten, mit seinen Bestimmungsmensuren über die sportliche Übung hinaus eine Mut- und Selbstbeherrschungsprobe. Fritz hat es wohl gerade darum geliebt und bejaht, so leidenschaftlich bejaht, daß er die Spuren davon lebenslang im zerhackten Gesicht mit der seitlich verschobenen und verknorpelten Hakennase trug.

Fechten war ihm nicht nur ein Sport, um die Sicherheit des Auges, die Geschmeidigkeit der Glieder, das blitzschnelle Parieren und den kraftvollen Gegenschlag zu üben; irgendwie verwandelte sich ihm das körperliche in ein geistiges Geschehen, in ein Gleichnis für die Notwendigkeit, in jedem Augenblick sich dem Schicksal mutig und kühn zu stellen, Schläge auszuteilen, Schläge tapfer hinzunehmen, »ohne mit der Wimper zu zucken«.

Rund zwanzig Jahre später schreibt er aus Rußland: »Ich wünsche so, in Gott zu ruhen, daß ich alles, was er mir zumißt, *ohne mit der Wimper zu zucken*, hinnehme!« Das ist die Erinnerung an die Übung

der Jugend: vor der blitzenden Rapier- oder Säbelspitze nicht zu zucken und zu weichen, auch wenn es schmerzt bis auf den Tod.

Universitätsleben ist nicht nur Fechten, Schwimmen, Trinken, Singen, Schwärmen; es ist oder es sollte wenigstens auch Studieren sein. Auch bei Fritz Schulenburg ist es das gewesen, zum mindesten vom 5. Semester an. »Als Inaktive haben wir in Göttingen bei Fräulein Söltner im Hainholzweg 6 zusammen gewohnt. Damals haben wir uns vom Korpsbetrieb weitgehend distanziert und fleißig gearbeitet«, schreibt sein bereits erwähnter Freund, Dr. Friedrich v. Werder. So konnte denn der cand. jur. schon nach kaum sieben Semestern, von denen er das Sommersemester 1923 in Marburg verbrachte, im Herbst 1923 – am 13. 10. 1923 – beim Oberlandesgericht in Celle sein Referendarexamen mit dem Prädikat »voll befriedigend« machen.

Über den Umfang seines Studiums, über Vorlesungen, Seminarübungen, über seine Einschätzung einzelner Professoren wissen wir jedoch so gut wie nichts. Studienfreunde erinnern sich, daß er bei Prof. Giercke gehört und außerhalb seines eigentlichen Fachgebietes die Vorlesungen der Historiker Brandt und Darmstädter und des Kunstgeschichtlers Graf Vitzthum besucht hat. Großen Eindruck scheinen jedoch die akademische Lehre und deren Vertreter nicht auf ihn gemacht zu haben. Jedenfalls sind sie von ihm in Gesprächen mit den Geschwistern und den Kollegen der Referendar- und Assessorenzeit nie erwähnt worden. Offenbar hat er den Universitätsbetrieb als eine notwendige aber fragwürdige Angelegenheit angesehen, der man sich zur Erlangung der vorgeschriebenen Testate unterziehen mußte, wenn man zu den ebenso notwendig-fragwürdigen Examina zugelassen werden wollte. Er hätte sich mit dieser Einstellung in Übereinstimmung mit einem großen Teil seiner Kommilitonen befunden, die an den Universitäten die Universalität und vornehmlich in den ersten Nachkriegsjahren bei sehr vielen Professoren den Mut zu wissenschaftlichen und politischen Bekenntnissen vermißten.

Am 13. November 1923 trat Fritz Schulenburg in Potsdam seinen Dienst als Gerichtsreferendar an. So kam er zum zweitenmal in die alte Preußenstadt, und wieder sollte sie ihn in menschlicher und politischer Beziehung zu einem Ort der Formung und Prägung werden.

Bevor wir uns jedoch mit der Entwicklung Schulenburgs in dieser

Potsdamer Zeit, die mit einigen Unterbrechungen bis zum Herbst 1928 dauerte, näher beschäftigen, müssen wir uns noch einmal nach Tressow wenden. Hier im Kreise der Familie empfängt er in den Jahren nach dem Krieg auch seinen politisch-menschlichen Elementarunterricht, auf dem alles spätere Lernen und Wachsen aufbaute. Freilich, dieser »Elementarunterricht« – die Schwester nennt ihn in ihren Erinnerungen eine »Art Hochschule für Politik« – vollzog sich ohne irgendwelche bewußte Planung oder Lenkung.

Man sah den Vater, wie er sich, verbittert, enttäuscht und bis ins Mark getroffen von der Niederlage und dem Zusammenbruch seines geliebten Deutschlands, in den ersten Monaten und Jahren nach der Heimkehr vor der Familie abschloß, um sich beim Niederschreiben seiner Erinnerungen über die Ursachen der Katastrophe klar zu werden. Was war falsch gemacht worden, militärisch und politisch? Wo hatte man selbst geirrt und versagt?

Man sah die Auswirkungen von Niederlage und Revolution ringsum im Land; erlebte, um wieviel treuer die Wald- und Gutsarbeiter, an der Spitze die Helfer der Mutter in den Kriegsjahren, Schütt und Rettich, zur Familie hielten als die sehr materiell denkenden, seit Jahrzehnten ein Zweikindersystem praktizierenden Erbpächter, die nun zu selbständigen Bauern geworden waren.¹⁵ Man erlebte auch, wie die eigenen Standesgenossen für ihre »nationale Opposition« gegen die neue Republik weit weniger »nationale« als ichsüchtige Gründe, Ärger über geschmälerete Pfründe und verlorene Privilegien vorzubringen wußten. Es erschienen die Besucher und manchmal auch Versucher wie der Major Pabst, der, allerdings vergeblich, wenn nicht den Mann, so doch wenigstens den Namen des Generalmajors von der Schulenburg für den bevorstehenden Kapp-Putsch gewinnen wollte.

Beck und Stülpnagel, beide Mitarbeiter des Vaters im Stab der Kronprinzen-Armee, kamen, auch Seeckt mit seiner Frau. »... er machte mir einen ganz außerordentlichen Eindruck, oder soll ich sagen, ich war noch nie einem so gebildeten und kultivierten preußischen Offizier begegnet; sein Weitblick, sein Wissen um andere Länder, sein Verständnis für Kunst – er war viel gereist und hatte viel gelesen – imponierten mir schon. Trotzdem sah er aus wie eine Totenmaske und bewegte sich mit absonderlicher Steifheit wie eine Marionette«, schreibt die Schwester.

Die Besucherzahl wuchs an, als der Vater nach Abkehr von der allzu einseitigen Beschäftigung mit der Vergangenheit sich wieder den Aufgaben des Tages zuwandte, um sich schließlich aus Pflichtgefühl zum Eintritt in die Deutschnationale Volkspartei und zur Übernahme eines Reichstagsmandats überreden zu lassen.

Alle diese Besucher, unter ihnen nach 1924 auch häufiger der Kronprinz und die Kronprinzessin, brachten aus der Welt des großen politischen Getriebes Nachrichten und Informationen mit, die man nicht in den Zeitungen lesen konnte, äußerten Gedanken und Meinungen, die aus dem Rahmen des allgemeinen politischen Schlagwörterbuches herausfielen. So trugen sie ihr Teil bei zu dem Hauptstück des politischen »Elementarunterrichtes«, dem unerschöpflichen Zwie- und Wechselgespräch im Kreise der Familie.

»Und nun begannen diese ›Tressower Jahre‹, die uns alle, glaube ich, mehr als alles andere geprägt haben. Die ›Klage um Deutschland‹ hob an, um nicht wieder zu verstummen, bis der Nationalsozialismus heraufdämmerte. In nicht endenden Gesprächen mit Vater, mit Vaters Besuchern, mit den Brüdern untereinander wurde nach dem einen, anscheinend kleinen Rädchen in der Maschinerie gesucht, das versagt und dann dieses Ende über Deutschland gebracht hatte.«¹⁶

Es blieb allerdings nicht bei dieser Suche. Allmählich sieht man ein, daß doch wohl mehr geschehen war als das Versagen eines »Räddchens« im Staatsapparat und Wehrmechanismus. Zu dieser Zeit hatte Oswald Spengler sein erschreckendes Buch »Der Untergang des Abendlandes« geschrieben, in dem das Schicksal Deutschlands in einen größeren und scheinbar unabwendbaren geschichtlichen Zusammenhang hineingestellt wurde. Wolf-Werner hatte das Buch entdeckt und diskutierte mit den Geschwistern über den Inhalt. Natürlich wird man damit nicht fertig, aber soviel liest man aus dem ungeheuer schwierigen, alle Lebensgebiete umfassenden Werk doch heraus, daß sich Aufgang und Niedergang der Völker nicht mit einfachen mechanischen Formeln erklären oder gar meistern lassen.

Die Schwester, rebellisch ihre Neigungen für die kommunistische und pazifistische Linke kaum verhehlend, schleppt andere Bücher herbei: Barbusse, Romain Rolland, Schriften über Gandhi, Emil Ludwig, Hegemann. Die großen Brüder sind entsetzt und empört; immerhin, die

Auseinandersetzung mit den Gedanken und Auffassungen auch dieser Autoren ist erreicht.

So bilden sich zwei Parteien. Für die drei älteren Brüder, denen ihre Soldatenzeit, obwohl von ihnen noch als halben Kindern erlebt, die hohe, durch Einsatzbereitschaft bis zum Tod ganz sinnerfüllte Zeit des Lebens gewesen war, gab es auf die Frage: »Wer rettet das Reich und holt seine verlorene Größe und Herrlichkeit zurück?«¹⁷ nur eine *nationale* Antwort. »Jener, dem die Wiedererweckung des verlorenen Nationalgefühls und der verschütteten nationalen Tugenden, Treue, Tapferkeit, Opfersinn, Redlichkeit, Pflichtgefühl, Gottesfurcht gelingt.«¹⁸ Fritz dagegen und seine Schwester, die in den letzten Kriegsjahren Not und, am Beispiel der Mutter, Kampf gegen die Not viel unmittelbarer als die Brüder erlebt hatten, glaubten noch um eine zweite Antwort zu wissen: Die »Lösung der sozialen Frage«.

Sicher verbanden sie damit in jenen Jahren noch keine klaren und eindeutigen Vorstellungen. Für die Schwester war »Sozialismus« ein Zentralwert, auf die ganze Menschheit bezogen und so dem Nationalen übergeordnet, ja es unter Umständen sogar verneinend und auslöschend. Der Bruder dagegen hatte zweifellos schon damals das Soziale in Verbindung mit dem Nationalen gesehen, in einer so engen Verbindung, daß er mit der nur »nationalen« Antwort der Brüder nicht mehr zufrieden sein konnte. Daraus aber erwuchs jene Spannung, jene von beiden Seiten mit immer neuen Argumenten und unter Berufung auf immer neu entdeckte Kronzeugen, Max Weber und August Winnig, Paul Tillich und Lagarde, Chamberlain und Rathenau, leidenschaftlich geführte Diskussion, die eben die Tressower Jahre so fruchtbar machte.

Die Diskussion allein hätte freilich nicht genügt; es mußte als zweites eine Übereinstimmung in der Einschätzung letzter menschlicher Werte hinzukommen, um die aus Hochmut und Demut, tapferer Eigenwilligkeit und Bereitschaft zu Dienst und Opfer gemischte Schulenburgsche Art zu prägen. Mochte man noch so verschieden über viele Dinge denken, noch so scharf die Klängen kreuzen und zuweilen dem anderen wegen seiner scheinbar unvernünftigen und verschrobenen Ansichten zürnen, über eines war man — nicht zuletzt infolge des Vorbildes der Eltern — immer einig: Was man in Worten verfocht, mußte man im Handeln leben und vorleben!

Auf beiden Seiten verachtete man das Geld und verachtete alle, die Verwandten und Standesgenossen eingeschlossen, die nur in materiellen Kategorien dachten und jetzt nach der Inflation in ihrer Klage über die erlittenen Verluste kein Ende finden konnten. Als der älteste Bruder abends am Kaminfeuer den Geschwistern im Auftrag des Vaters die endgültige Enteignung des in England deponierten Vermögens mitteilte, unter Lachen mitteilte, antworteten sie ihm mit Lachen. Alle fanden es außerordentlich spaßhaft, mit wieviel Geschick die Eltern über die Jahre hinweg den Anschein einer armen Landedelmänn-Familie aufrechterhalten hatten, um so spaßhafter, weil jenen diese Geschicklichkeit wahrscheinlich gar nicht bewußt gewesen war. Über den Verlust selbst klagte nicht einer, auch dann nicht, als gewisse Einschränkungen nötig wurden. Mutter und Tochter setzten sich an die Nähmaschine und stellten sich an den Küchenherd. Die Söhne kamen, da ihnen der kleine väterliche Wechsel keine Reise gestattete, in den Ferien und Urlaubswochen regelmäßig nach Haus, wo sie, die wie der Vater, der im Hause meist schilfleinene Joppen und darüber ein buntes Halstuch trug, ohnehin keinerlei Aufwand für Kleidung kannten, ihrer Neigung für Lodenjoppen, Jägerhemden, Reithosen und Wickelgamaschen ungehemmt frönen konnten. Bei Fritz Schulenburg entwickelte sich aus dieser Geringschätzung der äußeren Aufmachung und Erscheinung eine gewisse Saloppheit, die von seinen Freunden belächelt, bei Vorgesetzten und Fremden gelegentlich auch stirnrunzelndes Erstaunen auslöste und von ihm erst in späteren Jahren abgelegt wurde.

Es gibt über sein so wenig gräfliches, ja zuweilen kaum noch korrektes Auftreten mancherlei Geschichten. So soll er bei der Hochzeit einer Cousine in dem sehr vornehmen Hause Arnim in zerknittertem Frackhemd und zerknitterter und beschmutzter Hose erschienen und von dem höchlichst konsternierten Kammerdiener zu den Festräumen erst zugelassen worden sein, nachdem ihn dieser aus den eigenen Beständen anständig ausstaffiert hatte. So soll aber auch der Staatssekretär Görings, Grauert, über die schlecht sitzende Krawatte und den nachlässig gebürsteten Anzug des schon damals seiner Fähigkeiten und Leistungen wegen innerhalb der hohen Beamtschaft berühmten Grafen eini^{er}maßen verwundert gewesen sein.¹⁹

Die Verachtung des Geldes und alles dessen, was an äußerem Schein mit Geld käuflich war, fand in der Hochachtung für die in den Erinnerungen der Schwester immer wieder genannte Unbestechlichkeit ihre Ergänzung. Auf keinen Fall und um keinen Preis käuflich zu werden, sah man als eine der letzten verbliebenen Aufgaben, ja Vorrechte des Adels an. Dabei war an jene primitive materielle Bestechlichkeit, die gegen kleinere oder größere Geschenke unzulässige Dienstleistungen und Gefälligkeiten eintauscht, nicht einmal im Traum gedacht. Der wahrhaft Unbestechliche durfte kein Amt annehmen, das ihm nach der böswilligen Meinung von Neidern und Mitbewerbern auf Grund persönlicher Beziehungen angeboten wurde; er mußte jeden Vorteil ablehnen, dessen Annahme eine Verletzung der Ehre und des Gewissens darstellte oder auch nur als eine solche ausgelegt werden konnte. Er durfte überhaupt nicht, auch nicht unter dem Vorwand an sich zu bejahender Interessen und Verpflichtungen, gegen sein Gewissen handeln. So steht schon in den Erinnerungen des Vaters der bezeichnende Satz: »Der Befehl des Königs hat dort seine Schranke, wo ihn das Gewissen zieht.« Und streng, wie man dachte, handelte man auch, selbst bei scheinbar nebensächlichen Gelegenheiten. So gewährte Wolf-Werner seinem Bruder Fritz, eben weil es der Bruder war, den man nicht bevorzugen durfte, als Sekundant bei scharfen Messuren einen zu geringen Schutz, was zu einigen überflüssigen Narben führte. Niemand in der Familie aber machte ihm darum Vorwürfe, am wenigsten der Betroffene selbst. Dieser handelte nicht anders. Als ihm, der sich immer sehr deutlich gegen die als »Requisition« getarnte Ausplünderung der im Zweiten Weltkrieg besetzten Gebiete aussprach, gute Freunde in Paris sein Abteil heimlich mit Weinkisten gefüllt hatten, ließ er in Regensburg den Wein ausladen und unter eben eingetroffene Bombenflüchtlinge aus Hamburg verteilen.

Es blieb freilich nicht bei den nebensächlichen Gelegenheiten. Weil Wolf-Werner jeden Verdacht einer auf dem Ansehen und den Beziehungen seines Vaters beruhenden Ämterpatronage vermeiden wollte, verzichtete er trotz Neigung und Befähigung auf den Eintritt in den diplomatischen Dienst, wurde ohne viel innere Befriedigung Bankkaufmann und später Mitarbeiter des Reichssportführers, bis er endlich als Offizier zu seinem eigentlichen Beruf zurückfand. Von Fritz Schulen-

burg aber werden wir noch sehen, wie oft er Ämter und äußere Ehrungen ausschlug, weil er sich nicht in unsaubere und unehrenhafte Verhältnisse verstricken lassen und nicht gegen das Gewissen handeln wollte.

Indem er aber ausschlug, bekannte er sich, und diese Bereitschaft, sich zu bekennen, für sein Bekenntnis vor aller Welt mit Leib und Leben einzustehen, scheint uns die reife, zugleich aber tödlich-bittere Frucht der Tressower Jahre.

5 Der Referendar und die Weimarer Republik

»Die nötigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung und zur Abwendung der dem Publiko oder einzelnen Mitgliedern desselben bevorstehenden Gefahr zu treffen, ist das Amt der Polizey.« Als Schulenburg im September 1925 nach seiner Tätigkeit als Gerichtsreferendar, über die wir nur wenig wissen,²⁰ bei dem Landrat Egidi in Kyritz Regierungsreferendar wurde, hatte der zitierte Paragraph 10 Teil II Titel 17 des Preußischen Allgemeinen Landrechtes von 1794 schon längst seine Gültigkeit verloren. Trotzdem waren nicht die schlechtesten Köpfe in der preußischen Beamten-schaft noch weiterhin der Ansicht, daß ein tüchtiger Landrat allein mit diesem Paragraphen müsse amtieren und regieren können.

Das Leitbild des tüchtigen Landrates war noch immer jener königlich preußische Landrat, der in dem so straff geführten Staat ein Element freier Selbstverantwortlichkeit verkörperte und damit die Behauptungen von Untertanengeist und Knechtsgesinnung innerhalb der preußischen Beamtenschaft Lügen strafte.

Wie jene Generation der Regierungsreferendare, der Schulenburg angehörte, dies Leitbild sah, hat uns einer seiner Kollegen aus der Potsdamer Zeit geschildert²¹: »Leitbild war noch immer, auch damals – in der jungen Republik nach 1918 –, der wirklich königliche Landrat,

der, ohne die Regierung allzuviel zu behelligen und mitreden zu lassen, wie ein Landesvater für alle und alles in seinem Kreis sorgte, nicht vom Schreibtisch aus, sondern an Ort und Stelle nach dem Rechten sehend und eingreifend, souverän, jedoch nicht autokratisch, sondern im ständigen Bemühen, alle Kräfte der Selbstverwaltung zu entwickeln und in schöpferischer Arbeit zusammenzuschließen. Der Landrat war sich seiner Verantwortung bewußt; er trug sie und wich ihr nie aus.

Vielleicht war es gerade die damalige Zeit, die diese staatspolitische Haltung forderte und förderte . . . Außergewöhnliche Notlagen zwingen zum Handeln. In der Zeit der Inflation hatten Landräte und Stadtverwaltungen sogar Notgeld aus eigener Verantwortung ausgegeben. Der einzelne wußte: Es kam auf sein Handeln an, auf seine Verantwortungsbereitschaft und auf sein Zusammenwirken mit Gleichgesinnten . . . Parteipolitische Zugehörigkeit bedeutete dabei wenig . . .«

Schulenburg hatte das Glück, in seinem Landrat Egidi²² einen Vorgesetzten zu finden, der in seiner menschlichen Haltung, seiner Energie und Aktivität das eben geschilderte Leitbild aufs trefflichste verkörperte. Es gibt da eine charakteristische kleine Geschichte: Während seiner Dienstzeit in Kyritz erhält Schulenburg Besuch von einem Freund, der als kommissarischer Bürgermeister in der benachbarten Stadt Wusterhausen an der Dosse tätig ist. Landrat Egidi lädt die beiden Freunde zum Besuch eines nahen Schwimmbades ein, wo er, ohne ein Wort zu sagen, auf den 5-Meter-Turm klettert und mit einem Kopfsprung ins Wasser springt. Was bleibt den beiden übrig? Sie klettern nach und stürzen sich, obwohl sie keine geübten Springer sind, ebenfalls kopfüber in die Tiefe. Am Abend nach der sportlichen Übung werden die jungen Referendare in der Familie zum Essen gebeten und dabei in der Kunst des Krebse-Essens unterrichtet.

»Nicht die Kopfsprünge und die Krebse sind das Wesentliche an dieser Geschichte«, so zieht der Erzähler²³ selbst das Resümee, »sondern daß der Landrat seinen Sonntag opferte, um sich der Erziehung von zwei jungen Referendaren zu widmen, und daß er dazu nicht ein Aktenstück oder ein sehenswertes Bauwerk wählte, sondern den Sprungturm und ein Souper.«

Ohne Zweifel hat Schulenburg an dieser unbürokratischen, mehr

auf lebendige Wirksamkeit als auf die Beherrschung von Formeln und Paragraphen zielenden Art sein Gefallen gehabt, entsprach sie doch seiner Neigung nach freizügigem und nicht durch allzu viele und allzu starre Vorschriften eingeengtem Handeln. Daß umgekehrt auch Landrat Egidi mit dem Auftreten und den sachlichen Leistungen seines Referendars sehr zufrieden war, können wir dem Dienstzeugnis Schulenburgs vom 26. August 1926 entnehmen. Darin heißt es, nachdem in einem ersten Teil die von dem Referendar wahrgenommenen Dienstobliegenheiten: Versicherungswesen, Gewerbesteuer, Schul- und Wohlfahrtssachen, kommunale Dienstaufsicht über die Landgemeinden und Angelegenheiten der Kreissparkasse aufgezählt wurden, in der Zusammenfassung: »Graf von der Schulenburg ist ein über den Durchschnitt befähigter Mensch. Er ist in der Lage, alle Situationen, in die er gestellt wird, nüchtern und klar zu beurteilen und das Wesentliche in ihnen zu erkennen. Er verfügt über die Fähigkeit, die Menschen richtig einzuschätzen und sie richtig zu behandeln. Sein ganzes Auftreten ist natürlich, bescheiden und frei von der Betonung irgendwelcher persönlichen Selbstgefälligkeit; er ist unterschiedslos gleichmäßig gegenüber den Angehörigen aller Stände. Diese Eigenschaften haben ihm namentlich bei den einfachen Leuten aus den Kreisen der arbeitenden Bevölkerung, mit denen er dienstlich oft zu tun hatte, warme Sympathien eingetragen.

Die ihm übertragenen schriftlichen Arbeiten erledigte der Referendar mit Eifer und Fleiß. Sie erwiesen sich, auch soweit sie schwieriger Natur waren, als durchaus brauchbar, wenn sie auch hin und wieder nach der formellen Seite hin den Stempel genialer Flüchtigkeit trugen. Das erklärt sich aus der Einstellung des Referendars auf eine gewisse Großzügigkeit, die leicht geneigt ist, der formellen Seite der Dinge eine allzu untergeordnete Bedeutung beizumessen . . .

Graf von der Schulenburg ist ein durchaus wertvoller Verwaltungsbeamter mit einer Dienst- und Pflichtauffassung, die den gesteigerten Erfordernissen der heutigen Zeit in jeder Weise gerecht wird, und den ich nach meiner Kenntnis seiner ganzen Persönlichkeit für das wichtige Amt des Landrats für besonders geeignet halte.«

Die Tätigkeit in Kyritz endete am 1. August 1926, nachdem sie für vier Monate, vom 1. Dezember 25 bis zum 8. März 26, durch eine

Abkommandierung nach Meyenburg an der Mecklenburgischen Grenze unterbrochen worden war. Meyenburg ist eine Kleinstadt, bewohnt hauptsächlich von Ackerbürgern und Gewerbetreibenden. Bei den traditionellen Winterbällen und -feiern der zahlreichen Vereine zu erscheinen, die neue Feuerwehrlener und die silberbestickte Fahne des Turnvereins mit einer plattdeutschen Rede zu weihen – das Plattdeutsche hatte er bei den Tressower Forstarbeitern gelernt – und mit den Honoratioren am abendlichen Biertisch Tarock zu spielen, Schnurren à la »Läuschen und Rimels« zu erzählen und beim Trinken Meister und trotzdem Herr seiner Sinne zu bleiben, hat Schulenburg später selbst als seine vornehmsten Dienstobliegenheiten in Meyenburg geschildert.²⁴ Sicher hat er auch hierbei seinen Mann gestanden und den Beifall seiner »Untertanen« gefunden.

Von Kyritz kehrte Schulenburg nach Potsdam zurück, um an der »Regierung« die Referendarausbildung zu beenden. Auch hier konnte er wieder hervorragende Verwaltungsbeamte bei der praktischen Arbeit beobachten und dabei lernen, daß in der Verwaltung Menschenkenntnis und Menschenbehandlung, organisatorische Fähigkeit und Verständnis für wirtschaftliche und technische Vorgänge sowie Wendigkeit verbunden mit Verantwortungsfreude wichtiger sind als Aktenstudium und Paragraphenbeherrschung.

Die Regierung wurde in jenen Jahren geleitet von dem Regierungspräsidenten Momm; Regierungsvizepräsident war Schlössingk, der nach 1933 emigrierte. Die eigentliche Ausbildung der Regierungsreferendare lag zunächst beim Regierungsdirektor Kretschmer, der noch kurz vor seinem Tod 1954 mit Tränen in den Augen Schulenburg als seinen besten Referendar rühmte.²⁵ Ihm folgte Regierungsassessor Dr. Müller-Haccius, der ebenfalls Schulenburg als die profilierteste Erscheinung seiner Referendar-Vater-Zeit bezeichnete.²⁶

Eine kleine Episode zeigt, wie großzügig man bei der Ausbildung verfuhr, wie keck aber auch Schulenburg bei Gelegenheit mit eigenen Einfällen in den Unterrichtsbetrieb einbrach.²⁷

Beim sogenannten »Zeitungsvortrag« mußten die Referendare anhand von Meldungen und Kommentaren der großen Presse einen die Ereignisse nach ihrer Bedeutung auswählenden und würdigenden Überblick geben. Am Tage nach Schmelings Sieg in Amerika faßte

nun Schulenburg seine politischen Betrachtungen ganz kurz, um dafür in aller Ausführlichkeit und mit allen fachjournalistischen Ausdrücken den Boxkampf des »starken Max« zu schildern. Der Studienleiter und Referendarvater (Dr. Müller-Haccius) hörte ruhig zu und meinte zum Schluß, daß auch das Sportgeschehen als geistiges und soziologisches Phänomen – »panem et circenses« – beachtet werden müsse.

Am 10. Januar 1927 erließ die preußische Regierung eine Sperrverordnung für die Sonderausbildung von Regierungsreferendaren. Um diese Sonderausbildung, durch Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1727 durch die Errichtung besonderer Lehrstühle für Kameralwissenschaften in Halle und Frankfurt/Oder begründet, hatte es von Anfang an lebhaft, jedoch immer wieder zugunsten der Sonderausbildung entschiedene Auseinandersetzungen gegeben.

Die Vertreter der traditionsbewußten Jurisprudenz hielten unter Hinweis auf die logisch-formale Schulung der Juristen und deren Erziehung zu einer strengen Arbeitstechnik die einheitliche Ausbildung von Justiz- und Verwaltungsbeamten für die beste Lösung. Die Verwaltungsfachleute wandten ein, mit rein juristischen Kenntnissen könnten die Aufgaben der Verwaltung nicht gemeistert werden, zumal die jungen Referendare in der Regel nur ein geringes Wissen in Verwaltungs- und Öffentlichem Recht von den Universitäten mitbrächten. Auch gäbe es eine angeborene Begabung für den höheren Verwaltungsdienst, die zu erkennen und danach die geeigneten Bewerber auszuwählen eben ihnen, den Fachleuten, überlassen bleiben müsse. In der Tat waren seit ungefähr 1859 die Regierungsreferendare von den sogenannten Ausbildungsregierungen ausgewählt worden. Auf diese Weise hatte man einen ziemlich einheitlichen Menschentyp erhalten, was sowohl der Erziehungsarbeit wie der Bildung eines gesunden Gemeinschaftsgefühls unter den Referendaren zugute gekommen war. Auch hatten sich diese selbstverständlicher in die größere Gemeinschaft des Gesamt-Beamtenkörpers eingelebt und eingefunden. Indem sie in ihren Vorgesetzten ihre Vorbilder sahen, denen sie nachieferten, jene aber in ihnen die Erben, für deren Erziehung sie sich verantwortlich fühlten, hatte sich auch über Zeiten der Unruhe und der Umwälzung hinaus jener Körpergeist entwickelt und bewahrt, der Haltung und Leistung des preußischen Beamtentums geprägt hatte.

Gerade diesen Korpsgeist aber wollten die neuen Politiker mit der Sperrverordnung treffen. Sie fürchteten, die zu einem großen Teil noch aus der Zeit der Monarchie stammenden Regierungspräsidenten würden ihr Recht zur Auswahl des Referendar-Nachwuchses durch Ausschließung demokratischer und sozialistischer Bewerber bewußt im reaktionär-monarchistischem Sinn mißbrauchen. In solcher Allgemeinheit war diese Furcht sicher unbegründet. Selbst dort, wo man die neue Staatsform und ihre Repräsentation nicht sonderlich liebte, war man bereit, dem »Staat an sich«, der Idee des Staates, wie sie sich ja gerade im Beamtentum verkörperte, treu zu dienen und auch die jungen Beamten zu solchem Dienst zu erziehen. Daß man dann hie und da dennoch, vielleicht unbewußt, junge Menschen der eigenen sozialen Schicht, des gleichen Herkommens und nicht zuletzt der eigenen studentischen Verbindung bevorzugte, steht auf einem anderen Blatt. Insofern kann man dem Vorgehen der preußischen Regierung eine gewisse Berechtigung nicht absprechen.

Die damaligen Potsdamer Referendare allerdings wollten auch diese Teilberechtigung nicht anerkennen; für sie war die Sperrverordnung eine sachliche Fehlentscheidung aus parteipolitischen Gründen, die sie überdies als einen Angriff auf ihre persönliche Bereitschaft zu pflichtgemäßer Dienstleistung empfanden. Auch Schulenburg dachte nicht anders, wie wir aus seinen späteren Aufsätzen und Denkschriften wissen.

Auch sonst haben die Potsdamer Jahre nach den Aussagen seiner Freunde und Mitreferendare²⁸ zur Entwicklung seiner politischen Anschauungen und Meinungen wesentlich beigetragen, ohne daß man schon klare Umrissse seines politischen Weltbildes erkennen könnte. Vieles war noch verschwommen und widerspruchsvoll. Eine Rede des Regierungspräsidenten zum Verfassungstag am 11. August tut er mit der Bemerkung »Achtundvierziger Gesäusel« ab, ja auf einem Tisch stehend, karikiert er vor seinen Kollegen die Präambel der Weimarer Verfassung: »Das deutsche Volk, *uneinig* in seinen Stämmen und *ganz ohne* Willen . . .« Zu gleicher Zeit aber äußert er sich voller Sarkasmus – so daß er schon hier in Potsdam gelegentlich von seinen Standesgenossen der »rote Graf« genannt wird – über »Wilhelminismus« und die reaktionäre Einfalt der »Deutschnationalen«, die nur an die Erhaltung ihrer Plüsch-

essel, Aktienpakete, Großgüter und die Wiedergewinnung verstaubter Privilegien dächten. Auch pflegte er gute Beziehungen zu dem Oberschulrat Wagner, der als einziger unter den höheren Beamten der »Potsdamer Regierung« der SPD angehörte.²⁹

In einer Arbeitsgemeinschaft der Referendare wird das damals viel diskutierte Thema der »Reichsreform« behandelt. Hier vertritt Schulenburg, Verehrer Friedrichs des Großen und der preußischen Tradition und selbst »fleischgewordene Inkarnation« des Preußentums, beinahe am schärfsten die Forderung, daß um der Reichseinheit willen der Dualismus Reich – Preußen verschwinden und Preußen unter Einbringung seines geistigen Erbes im Reich aufgehen müsse. Für den Fortbestand der süddeutschen Länder, vor allem Bayerns mit seinem starken eigenstaatlichen Selbstbehauptungswillen wird dann freilich auch kein Raum mehr sein.

Der Staatsrechtler Prof. Dr. Gerhard Anschütz hatte 1922 als »Skizze zu einem Vortrag« eine kleine Schrift: »Das preußisch-deutsche Problem« veröffentlicht. Ein Exemplar dieser Schrift³⁰ mit Unterstreichungen und Ausrufezeichen des Lesers Schulenburg ist uns erhalten geblieben. Einer der Schlußsätze, ebenfalls dick unterstrichen, lautet:

»Die Richtlinie heißt *Primat des Reichsgedankens*, das Ziel aber ist der *deutsche Einheitsstaat*, nicht ein zentralistischer, sondern ein nach deutscher Art *dezentralisierter Einheitsstaat*; Heinrich von Treitschke nennt ihn den *nationalen Einheitsstaat mit einer starken Selbstverwaltung autonomer Provinzen*.«

Auch mit August Winnig, der seit 1924 in Potsdam wohnte, kommt Schulenburg in nähere Berührung. Gemeinsam mit Niekisch und alten Freunden aus den Freien Gewerkschaften hatte Winnig 1927 die Altsoziale Partei gegründet. Sie sollte das Proletariat aus den ideologischen Bindungen an Internationale und Klassenkampf lösen, mit Standesbewußtsein im Sinne der mittelalterlichen Zünfte und Gewerke erfüllen und so als einen dritten, aus ungebrochener Lebenskraft handelnden Stand des »Arbeitertums« in die Nation eingliedern.

Auf Schulenburg, seit jeher an allen sozialen Problemen leidenschaftlich interessiert und seit Potsdam aufs neue mit Spenglers »Preußentum und Sozialismus« stark beschäftigt, übte diese Zielsetzung der Alt-

sozialen Partei eine große Anziehungskraft aus. Außerdem hatte sich Winnig (obwohl von seinen großen Bekenntnis- und Erinnerungsbüchern erst »Frührot« erschienen war) durch zahlreiche Vorträge und Aufsätze, durch die kleineren Schriften: »Der Glaube an das Proletariat« und »Ausgang der deutschen Ostpolitik«, vor allem aber durch seinen politischen Werdegang vom Gewerkschaftsführer über Reichskommissar und Oberpräsident in Kurland und Ostpreußen bis zum Ausschluß aus der SPD wegen seiner Teilnahme am Kapp-Putsch in weiten Kreisen der nationalen Bewegung und der studentischen Jugend schon lange einen Namen gemacht. Als daher dieser vielgenannte Mann politische Aussprache-Abende ankündigte, meldete sich auch Schulenburg zur Teilnahme. Er möchte erfahren, was der ehemalige Gewerkschaftsführer und Sozialdemokrat zur sozialen Frage zu sagen hat.

Als Thema wird das in jenen Jahren alle Parteien und politischen Gruppen stark beschäftigende Problem der Siedlung in ihren verschiedenen Formen als bäuerliche Siedlung, als Nebenerwerbs- und Arbeitslosensiedlung behandelt. Zu welchen Ergebnissen man dabei kam, ließ sich nicht mehr feststellen. Auf jeden Fall hat die immer enger werdende Beziehung zwischen Winnig und Schulenburg hier ihren Anfang genommen und zweifellos die Entwicklung des Jüngeren bis in die Jahre der Widerstandsbewegung stark beeinflußt.

Eine andere Atmosphäre und Umgebung fand Schulenburg im Kasino des 9. Inf.-Rgt., Graf Neun, wie es im Hinblick auf sein fast durchweg adeliges Offizierkorps mit leichtem Spott genannt wurde. Zwischen der »Regierung« und dem Regiment bestanden seit dessen Aufstellung freundschaftliche Beziehungen. Man lud sich gegenseitig zu festlichen Veranstaltungen ein, ein Teil der Referendare pflegte regelmäßig im Kasino des Regiments zu Mittag und zu Abend zu essen. Die Initiative zu dieser Verbindung war vom Regiment ausgegangen. Die dienstlich stark in Anspruch genommenen Offiziere sollten auf diese Weise mit den Anschauungen, Aufgaben und Sorgen der Zivilwelt in Berührung bleiben. Auch hoffte man – sobald nur erst die Allgemeine Wehrpflicht wiederhergestellt war – unter den Referendaren die künftigen Reserve-Offiziere zu finden.

Schulenburg zählte zu den ständigen Kasinogästen. Das hatte an-

fänglich wohl seinen äußeren Grund in der Tatsache, daß das Inf.-Rgt. 9 die Tradition der preußischen Garde fortsetzte, bei der Vater und Brüder gedient hatten. Bald aber fühlte er sich ganz persönlich angezogen. Täglich sieht und hört er: »Hier im Regiment ist der Geist des alten, vorwilhelminischen Preußen noch lebendig. Hier gilt noch: Mehr sein als scheinen!« Hier wird noch vom Kommandeur bis zum jüngsten Freiwilligen das Äußerste an Dienstfreudigkeit und Pflichterfüllung gefordert und geleistet. Dazu verbindet Offiziere und Mannschaften über alle Standesunterschiede hinweg eine echte Kameradschaft. Auch ihm bringt man diese Kameradschaft entgegen, als ob er schon dazu gehöre. So empfindet er sich selbst dazugehörig, und so wird er zwölf Jahre später im Zweiten Weltkrieg um die Einstellung im Regiment bitten.

Natürlich feierte man im Kasino auch manche alkoholumwölkten Feste, bei denen die jungen Offiziere und die jungen Referendare sich einander in Trunkfreudigkeit und Ausgelassenheit nichts nachgaben. Am Ende eines solchen Festes hatte Schulenburg einen absonderlichen, für ihn aber außerordentlich charakteristischen Einfall. Vielleicht in Erinnerung an die einstige Schullektüre machte er den Kollegen und den Herren Leutnants den Vorschlag, den restlichen Champagner an die durch fünf Stunden geplagten Ordonnanzen auszuschenken und wie bei den römischen Saturnalien diese als Gäste zu behandeln und zu bedienen. Unter großem Hallo stimmte man zu, läßt die Pfropfen knallen, füllt die Gläser der erstaunten, geschmeichelten, genierten Ordonnanzen, und keinem der Beteiligten wird der Symbolgehalt ihres Tuns völlig klar. Sie bewundern nur, wie schon viele vorher, die Fähigkeit Schulenburgs, mit dem »einfachen Mann« umzugehen. Sie erkennen nicht, daß mit diesem Spiel einer scheinbar närrisch trunkenen Laune ein sehr junger Mann den wahren Wert von Tradition, Herkommen, Führungsanspruch erproben will, indem er sie aufs Spiel setzt. Nur durch die Selbstgefährdung kommt man zu Selbstbestätigung. Im Notfall freilich wird man auch bereit sein, tatsächlich aus allen Grenzen des Herkommens, der Überlieferung, der formalen Gesetzlichkeit auszubrechen.

Dafür gab es am nächsten Tag bei der »Regierung« und beim Regiment einen fürchterlichen Anpuff, doch noch vierzehn Jahre später,

mitten in Rußland, rief eine der beteiligten, inzwischen zum Hauptfeldwebel aufgerückten Ordonnanzen dem Erzähler unserer Anekdote zu: »Erinnern sich Herr Major noch des Sektfrühstücks?!«

Für Schulenburg hat es in dieser Potsdamer Zeit noch mehr solcher »Frühstücke« gegeben; er ist stets ein Freund guter Speisen und Getränke und froher Geselligkeit gewesen. Da er in Potsdam überall Vettern und Cousinen aus der engeren und weiteren Verwandtschaft sitzen hatte, da außerdem viele Korpsbrüder der Göttinger Saxonia in Berliner oder Potsdamer Dienststellen tätig waren, hat es an Anlässen für solche Geselligkeit nicht gefehlt. Im Tagebuch der Gräfin Alice Hardenberg finden wir eine Schilderung, wie er sich auf deren Hochzeit mit seinem Freund Graf Heinrich Hardenberg sogar als einfalls- und wortreicher Stegreifdichter vorgestellt hat und die Taten und Abenteuer des Bräutigams während der Studentenzeit besang.

Im allgemeinen blieb jedoch auch jetzt seine Lebenshaltung einfach; dafür sorgte schon der nach wie vor sparsam bemessene väterliche Wechsel. Gemeinsam mit seinem Freund Karl von Oppen bewohnte er eines jener Berliner Mietzimmer, die trotz einigem Plüsch alles andere als vornehm und luxuriös waren; es gab nicht einmal eine Badegelegenheit. Wollte er baden, plantschte er bei Hardenbergs die Badestube naß.

Im übrigen ist in den uns erhaltenen spärlichen Berichten weit mehr als von kleineren oder größeren Festen von sportlichem Treiben auf den Nuthe-Wiesen, von Schwimmen, Segeln, Waldlauf und Tennisspiel die Rede. Auch hier ist der junge Schulenburg immer von einer Schar junger Menschen, Männern wie Frauen, umgeben, auf die er eine seltene Anziehungskraft ausübt. Mit seinem sprudelnden Temperament, seinem Witz, seinem Charme, Mischung aus Geist und Herz, manchmal verstecktem Herz, ja selbst mit seiner nicht immer vorgetäuschten Arroganz verzaubert und bezaubert er alle, wenigstens alle jene, für die er auch selbst Sympathie fühlt. Er gewinnt viele Freunde und Freundinnen in jenen Jahren. Manche sind seine späteren Wege mitgegangen; manche haben nur um sie gewußt. Alle sind ihm innerlich verbunden geblieben, auch wenn sie sein Handeln nicht verstanden oder es gar verurteilten.

Und schließlich die Bücher! Trotz Dienst, Politik, Geselligkeit,

Sport ist der große Lesehunger nicht geringer geworden. Noch immer verschlingt Schulenburg die Buchbesprechungen in Zeitungen und Zeitschriften und bleibt vor dem Schaufenster jeder Buchhandlung stehen.

Er entdeckt jetzt Jünger, dessen »Wäldchen 125« er besonders liebt, Schauwecker, Beumelburg. Er liest Moeller van den Bruck und findet im Gegensatz zu den meisten seiner Freunde den »Preußischen Stil« besser als das »Dritte Reich«. In Wilamowitz-Moellendorffs »Konservativer Sozialismus«, Prof. Haushofers »Geopolitik«, Richard Bies »Revolution um Karl Marx« glaubt er die Bestätigung eigener Ansichten zu finden. Dann aber liest er auch erzählende Literatur, etwa Hans Grimms »Volk ohne Raum« und, freilich mit größerem inneren Abstand, den süddeutschen Kolbenheyer. Auch ältere Bücher gräbt er aus, so den »Rembrandt-Deutschen« von Langbehn und E. M. Arndts Bächlein »Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein«, das er noch in späteren Jahren immer wieder hervorholt, weil es ihm den Zugang zu der Gestalt und Gedankenwelt Steins eröffnet hat.

Seine Bücher kaufte er wie schon als Gymnasiast in der Buchhandlung Jaeckel, deren Inhaber Noetzel ihm der väterliche Freund, Berater und gar nicht selten auch der großzügige Kreditgeber geblieben war. Einmal hatte diese Großzügigkeit unerwartete Folgen. Im Schaufenster von Jaeckel sah Schulenburg eine marmorne Totenmaske Friedrichs des Großen mit vergoldetem Lorbeerkranz. Da ihn das Gold störte, bat er Herrn Noetzel, eine zweite Maske ohne Vergoldung in Auftrag zu geben. Das geschah, und Schulenburg durfte hoffen, ein seinem Geschmack völlig gemäßes Bildnis des bewunderten Königs zu erhalten. Die gleichen Masken gab es auch in einer billigen modischen Ausführung in gebranntem Ton. Eine solche Tonmaske ließ Schulenburg seinem Vater, dessen Geburtstag herankam, als Geschenk übersenden. Der alte preußische General war gerührt über die Aufmerksamkeit des Sohnes. Der wohlwollende Buchhändler Noetzel aber schrieb alles zu den übrigen Buchrechnungen, ja er gab Schulenburg für eine geplante Reise nach Südamerika noch einen größeren, den Kredit nach oben abrundenden Zuschuß, da vom gestrengen Vater in dieser Hinsicht nichts zu erwarten war.³¹

Dann fuhr Schulenburg mit seinem Hamburger Freund und Korps-

bruder Kurt Stürcken, den er schon öfters in den Semesterferien zum Segeln, Schwimmen und Fechten besucht hatte, als Tellerwäscher auf der »Baden« nach Südamerika.

Drei Monate lang, Januar, Februar und März 1924, sind die Freunde unterwegs, um ein Stück Welt kennenzulernen, Welt draußen auf und über dem Meer, Welt aber auch hier im Schiffsbauch der »Baden« zwischen den Janmaaten, die nicht nur ziemlich ungehobelte Gesellen, sondern in der Mehrzahl auch überzeugte Kommunisten sind. Man kommt jedoch gut miteinander aus, zumal die Tellerwäscherei, das Kartoffelschälen und Gemüseputzen nicht als snobistisches Spiel betrieben werden kann und den zwei Akademikern auch keinerlei Vergünstigung in Unterbringung und Verpflegung eingeräumt wird. Erst in Montevideo, als Schulenburg und Stürcken sich zum Landgang in Schale werfen, aber nicht, um mit den anderen in die Vergnügungsviertel zu ziehen, sondern um zum Clubhaus der deutschen Kolonie zu fahren, kommt heraus, wer die »armen, sich ihre Studiengelder schwer verdienenden Studenten« wirklich sind. Nach der Rückkehr an Bord gibt es heftige Auseinandersetzungen. Man schüttelt die Fäuste, man schimpft die beiden »Spitzel« und »Provokateure«. Diese lassen sich jedoch nicht aus der Ruhe bringen; schimpfen können sie auch und genau so derb und plattdeutsch wie die Kumpels. Schulenburg aber kann dank seiner sozialistischen Lektüre noch ein zweites: den Aufgebrachten mit Argumenten aus ihrem proletarischen Meinungskatechismus entgegentreten. Das wirkt: ein Graf, der Marx und Lenin kennt und deren Anschauungen nicht nur als Unsinn abtut. Der Sturm flaut ab, die alte Kameradschaft wird wiederhergestellt und hält, fester als vorher, bis zur Heimkehr, wo man sich unter Schütteln der schwierigen oder vom Spülwasser rissigen Hände mit dem alten Arbeiter- und Landserspruch: »Machs gut!« voneinander verabschiedet.³²

Für Fritz Schulenburg hatte die Sache freilich noch ein Nachspiel. Nachdem der Buchhändler Noetzel in Potsdam fast drei Monate vergeblich auf die Rückkehr des Verschollenen gewartet hatte, schickte er dann doch eine Rechnung nach Tressow, die dem Vater in die Hände fiel. Sehr erstaunt las der alte Graf:

1 Totenmaske Friedrichs d. Großen in karrarischem Marmor,

vom Künstler eigens angefertigt, für Referendar Graf v. d. Schulenburg (zur Abholung bereit)	RM 125.—
1 Totenmaske Friedrichs d. Großen in Ton für General Graf v. d. Schulenburg (bereits geliefert)	RM 9.50
Vorschuß für eine Südamerika-Reise an Referendar Graf v. d. Schulenburg	RM 300.—

Der alte Graf – er hat später selbst der Schwiegertochter die Geschichte mit viel Verständnis für den in ihr verborgenen Humor erzählt – bezahlte alles; nur die Marmormaske ließ er im Besitz der Buchhandlung Noetzel. Dem heimkehrenden Sohn freilich bereitete er einen äußerst kühlen Empfang, auf den dieser jedoch schon an den Landungsbrücken in Hamburg von seinem Bruder Wolf-Werner vorbereitet worden war.

Noch immer aber war die Geschichte nicht zu Ende. Im Jahre 1962 wurde im Auftrag der 93jährigen Schwester des längst verstorbenen Noetzel die Maske auf der Glienicker Brücke in Potsdam, an der Zonengrenze also, Gotthold Müller als Geschenk für die Gräfin Schulenburg und ihre Kinder übergeben.³³

Welches der verschiedenen Gesichter Schulenburgs sich hinter dieser wunderlich-lustigen Kaufgeschichte verbirgt, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich ist es das Eulenspiegel-Gesicht, von dem manche seiner Freunde berichten – eines betont niederdeutschen Eulenspiegels, der andere und sich selbst gern zum Narren hält. Dieser niederdeutsche, mal trockene, mal saftige Humor, in Timmermanns »Pallieter«, Gillhoffs »Jörn Jakob Swehn« und Fritz Reuters Schriften verliebt, äußert sich ganz unmittelbar in einem Brief vom 2. Dezember 1927. Da schrieb er aus einem Lübecker Krankenhaus, wo er sich einer Kieferhöhlenvereiterung wegen, die wahrscheinlich aus einer Strahlenpilzinfektion entstanden war, hatte operieren lassen, an seinen Freund Karl von Oppen: . . . »Was macht Hardenberg? Wenn es seine dauernde Arbeitsüberlastung ihm gestattet, dann kann er mir ja mal schreiben. Ich unterhalte mich mit mir ja ganz gut, aber auf die Dauer wird es uns langweilig, besonders da wir uns kennen.«

Diese schwere und lange dauernde Krankheit hatte Schulenburg übrigens so mitgenommen, daß er anstatt im Frühjahr erst am 29. September 1928 sein Assessor-Examen machen konnte.³⁴ Wieder bestand er es mit dem Prädikat »Voll befriedigend«. In seiner schriftlichen Hausarbeit hatte er sich mit dem wegen ihrer Auswirkung auf den Staatshaushalt politisch sehr umstrittenen Problem der Agrarverschuldung beschäftigt.

6 Der Regierungsassessor im Industriegebiet

Am 15. Oktober 1928, knapp drei Wochen nach dem Examen, trat Schulenburg beim Landratsamt Recklinghausen seinen Dienst als zweiter Assessor an. Offenbar ist er auf eigenen Wunsch in den industriellen und katholischen Westen geschickt worden. Endlich wollte er die »Arbeiterfrage« aus unmittelbarer Anschauung und bei persönlicher praktischer Tätigkeit kennenlernen. Zum anderen ging es ihm darum, »Euch Katholiken auf die Schliche [zu] kommen«, wie er der Familie des Sanitätsrats Werne, bei der er sich in der »Kleinen-Geld-Straße« mit Schulenburgschem Ungestüm Unterkunft verschafft hatte, freimütig gestand.

Für beide Absichten fand er reichlich Gelegenheit. Die Bevölkerung von Stadt- und Landkreis Recklinghausen, zu 75 Prozent katholisch, bekannte sich mit der Mehrheit ihrer bäuerlichen und bürgerlichen Schichten und, dank der Tätigkeit der christlichen Gewerkschaften, mit erheblichen Teilen der Arbeiter und Angestellten zum Zentrum. Auch der unmittelbare Vorgesetzte Schulenburgs, der Landrat Dr. Schencking, war Mitglied der Zentrumspartei. Daneben jedoch gab es, unabhängig von konfessioneller Zugehörigkeit eine sehr starke SPD und eine keineswegs schwache KPD, die seit den großen Spartakisten- und Kommunisten-Aufständen eine radikal kämpferische Tra-

dition hatte. Schon unter normalen Umständen bot die Beobachtung der Methoden dieser gegensätzlichen Gruppen höchst interessante Aufschlüsse über die sie bewegenden materiellen und geistigen Antriebe, zumal man hier im lokalen Bereich nicht wie im Raum der großen Politik durch Koalitionsrücksichten an einer offenen Ausfechtung seiner Meinungen gehemmt war.

Nun aber, am Ende des Jahres 1928, waren selbst aus dem Blickwinkel der damaligen Zeit die Umstände nicht mehr normal und wurden von Jahr zu Jahr unnormaler. Daß sich die großen Hoffnungen, die man in Deutschland auf den Geist von Locarno gesetzt hatte: schnelle Räumung des Rheinlandes, Beseitigung der einseitigen Abrüstungsbestimmungen, Beendigung, wenn nicht *de iure*, so doch *de facto* der diffamierenden Behandlung Deutschlands, sich jetzt drei Jahre nach dem Locarno-Pakt noch nicht erfüllt hatten, mochte vielleicht nur einen kleinen Teil der Bevölkerung mit empfindlichem Nationalgefühl und entwickeltem außenpolitischen Interesse stärker berühren. Daß aber entgegen den Versprechungen bei Annahme des Dawesplanes und entgegen seinen ersten Auswirkungen die Wirtschaftslage unter Konjunkturrückgang und Erhöhung der sozialen Lasten durch ein erneutes Ansteigen der Arbeitslosenzahl sich wieder zu verschlechtern begann, beunruhigte die weitesten Kreise. Auch der einfache Mann, durch zehn Jahre böse Erfahrungen belehrt, wußte oder ahnte wenigstens, was im jetzt beginnenden fünften Dawesjahr, dem ersten Normaljahr, die Zahlung von 2500 Millionen Goldmark an Reparationen bedeutete, zudem 1250 Millionen unmittelbar aus dem Reichshaushalt genommen werden mußten. So war es kein Wunder, daß die allgemeine politische Unruhe wuchs und zu einer Stärkung der radikalen Flügelparteien führte, zugleich aber auch in den Kreisen des Zentrums und der anderen Mittelparteien sich die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer durchgreifenden Wandlung ausbreitete. Zunächst wird das nur auf der unteren Ebene, in den Stadt- und Kreisparlamenten, sichtbar. Der Ton der Auseinandersetzung zwischen den Abgeordneten des Zentrums und der SPD gewinnt an Schärfe und Aggressivität. Kaum anderthalb Jahre später, im März 1930, aber wird der Zentrums-Abgeordnete Dr. Heinrich Brüning mit seiner Erklärung, daß seine Partei dem Young-Plan und den Abmachungen

der Haager Konferenz nur bei einer durchgreifenden Ordnung der Reichsfinanzen auf Grund des von ihm vorgelegten Sanierungsprogramms zustimmen könne, den Anstoß zum Sturz der Regierung Müller und nach dem Scheitern eines letzten Verständigungsversuches zwischen Sozialdemokraten und Deutscher Volkspartei zum Ende der Großen Koalition geben.

Schulenburg beobachtete all diese Erscheinungen und Auswirkungen der politischen Unruhe mit größter Anteilnahme, ohne jedoch für sich selbst schon eine klare politische Entscheidung zu treffen. Er hatte Freunde und Bekannte in allen politischen Parteien, angefangen bei dem deutschnationalen Abgeordneten Dr. Borchmeyer über den Redakteur Wiese des sozialdemokratischen »Volksfreundes« bis zu den des Kommunismus verdächtigen Schriftstellern wie Stortow, Keßels und Flehsig. Er, der bereits in den ersten Tagen die braven und sittenstrengen Redklinghauser Bürger durch einen Morgenlauf in Badehose in den Wallanlagen heftig schockiert hatte – »Habt Ihr einen Verrückten bei Euch wohnen?« bedrängte man Abhilfe heischend die Familie Werne –, schockierte sie auch politisch, indem er eine Ortsgruppe des »Völkischen Turnerbundes« gründete, Vorträge im Arbeiterbildungsverein hielt, wobei er zum Schrecken der Verantwortlichen Grimms »Volk ohne Raum« und Marc Aurel zitierte, und auf seiner Bude mit jungen »wild und verdächtig« aussehenden »Rotfrontkämpfern« die Schriften Lenins und die Praxis des Bolschewismus diskutierte. In seinen Bekanntenkreisen munkelte man, daß er nächstens selbst der KPD beitreten würde, und rief den alten Grafen herbei, damit er, der Reichstagsabgeordnete der DNVP, dem Sohn die »sozialistischen Flausen« austreiben solle. Zu den »Flausen« gehörte auch, daß der junge Herr Assessor seine gute Wäsche an seine kommunistischen Freunde, seinen Frack als notwendiges Ausstattungsstück an einen arbeitslosen Kellner verschenkte und dem Schriftsteller Flehsig ein Darlehen für eine Siedlerstelle gab, damit dieser ungestört und ohne Nahrungssorgen dichten könne.

Wie die Unterhaltung zwischen Vater und Sohn verlief, wissen wir nicht. Bei der Wesensart des Sohnes kann man vermuten, daß durch sie nicht viel geändert wurde. Im übrigen wird man die »Freizeitbeschäftigungen« des jungen Assessors in ihrer Bedeutung nicht

überschätzen dürfen. Sein Hauptinteresse galt zweifellos seiner Berufsarbeit.

Bis zum März 1930 wurde Schulenburg innerhalb der Kreisverwaltung der staatlichen Abteilung zugewiesen. Dort hatte er vornehmlich mit Polizeiangelegenheiten zu tun, einer Routine-Arbeit, bei der man nicht viel eigene Initiative entfalten konnte. Wahrscheinlich aber stammt aus dieser Zeit der von Herrn von Rumohr überlieferte und bezeugte Ausspruch Schulenburgs: »Ich könnte nicht auf Arbeiter schießen lassen!«³⁵

Im März 1930 trat Schulenburg als Nachfolger des nach Ostpreußen versetzten 1. Assessors Kurt Angermann – wir werden ihm dort wieder begegnen – zur kommunalen Abteilung über. Zwei Hauptaufgaben erwarteten ihn: Die Mitarbeit im Hauptausschuß der »Vestischen Arbeitsgemeinschaft«, dessen Vorsitzender Landrat Dr. Schenking war, und, seit Anfang 1931, die Reorganisation der Kreisverwaltung und des gesamten Fürsorgewesens.

Wie sich Schulenburg mit diesen Aufgaben auseinandersetzte und vor ihnen bestand, schildert ein Bericht des heutigen Kreisfinanzdirektors Napravnik, den wir seiner klaren und nüchternen Sachlichkeit wegen mit nur wenigen Kürzungen wörtlich wiedergeben:

»... Im März 1930 übernahm er in der kommunalen Abteilung das Dezernat »Allgemeine Verwaltung« und »Kommunalaufsicht«. Der Landkreis war aus der »großen kommunalen Flurbereinigung im westlichen Industriegebiet« nach jahrelang erbittert geführtem Kampf 1929, vergrößert um Stadt und Amt Haltern, hervorgegangen. Zur Förderung zwischengemeindlicher Zusammenarbeit wurden durch das Einführungsgesetz zum kommunalen Neugliederungsgesetz zu Arbeitsgemeinschaften zusammengeschlossen u. a. der Landkreis Recklinghausen mit den Stadtkreisen Recklinghausen, Gelsenkirchen-Buer, Gladbeck und Bottrop. Der Gesetzgeber sanktionierte damit die seit Jahren bereits im Vest bestehenden zwischengemeindlichen Beziehungen. In grundsätzlichen Fragen, die gemeinsame Interessen des ganzen Vestes betrafen, wie Wohlfahrt und Erwerbslosenfürsorge, Finanzausgleich, Steuerprobleme, wurden die Interessen des Vestes in der Öffentlichkeit, bei den Aufsichtsbehörden und den wirtschaftlichen und sozialen Organisationen gemeinsam vertreten. Vorsitzender des Arbeits-

ausschusses der Vestischen Arbeitsgemeinschaft wurde Landrat Dr. Schencking. Als sein erster Mitarbeiter und ständiger Vertreter war Graf von der Schulenburg maßgeblich an der Durchführung interkommunaler Gemeinschaftsaufgaben wie z. B. ›Vest. Kleinbahnen G.m.b.H.‹, ›Vest. Kinderheime e. G. m. b. H.‹, ›Vest. Verwaltungsschule‹, ›Vest. Chemisches Untersuchungsamt‹ u. a. m. beteiligt. In den folgenden schweren Jahren des wirtschaftlichen Niederganges mit Stilllegung zahlreicher Schachtanlagen, Einlegung von Feierschichten, sowohl im Bergbau als auch in der Bauindustrie und dadurch bedingter Arbeitslosigkeit wurde die Finanzkraft des Kreises und seiner Gemeinden so vollständig zerrüttet, daß sie alle auf laufende Staatsbeihilfen angewiesen waren. Mit großem Geschick und unermüdlicher Schaffensfreude hat Graf von der Schulenburg geholfen, die ungeheuren Anforderungen an die Verwaltungstätigkeit zu meistern und den Kreis und seine Städte und Gemeinden über Jahre schwerster finanzieller Schwierigkeiten hindurchzuführen. Er reorganisierte die Kreisverwaltung und besonders das gesamte Fürsorgewesen, um die immer größer werdenden Lasten tragbar zu machen. Die notwendigen Rationalisierungen und Sparmaßnahmen führte er, wenn auch häufig zu seinem persönlichen Bedauern, durch, weil nur so der Kreis die durch die allgemeine Wirtschaftskrise auf ihn zukommenden Aufgaben erfüllen konnte. Selbst ein Mann von spartanischer Einfachheit zeigte er für jedes Anliegen der Kreisbevölkerung – gleich welcher politischer oder konfessioneller Richtung – Verständnis, und nicht von ungefähr erhielt er den Beinamen ›Der rote Graf‹. Immer setzte er sich für die gesamte schwer arbeitende Bevölkerung des vestischen Raumes tatkräftig ein. Seine besondere Liebe galt der Jugend. Die Gestaltung des Halterner Raumes, dessen organische Eingliederung in den Landkreis er sich besonders angelegen sein ließ, zur ›Lunge des Industriegebietes‹ ist mit sein Werk. Mit großem Eifer wirkte er trotz aller finanziellen Schwierigkeiten mit an der Gründung der ›Seegesellschaft Haltern m. b. H.‹, eines großen volkshygienischen Werkes, dessen Segnungen alljährlich Hunderttausenden der Bevölkerung des Ruhrgebietes zugute kommen. Der Auf- und Ausbau des Segelfliegerlagers in den Borkenbergen mit seinen idealen Möglichkeiten wurde von ihm sehr gefördert.

Graf von der Schulenburg wurde zum 1. 2. 1932 an das Landratsamt Labiau in Ostpreußen versetzt. Er war dreieinhalb Jahre lang maßgeblich an der Führung des größten preußischen Landkreises beteiligt. Sein Wirken im Landkreis Recklinghausen wird unvergessen bleiben.«

Zum besseren Verständnis fügen wir einige Erklärungen an:

Bei dem in dem Bericht wiederholt genannten »Vest« handelt es sich um einen rund 850 Quadratkilometer umfassenden Raum zwischen Emscher und Lippe, der im Westen durch die Kirchheller Heide, im Norden durch die Lippe, im Osten durch die Kanalsenke des Dattelner Zweigkanals und im Süden durch die Emscher begrenzt wird. Ursprünglich rein landwirtschaftlich genutztes Gebiet ist das Vest erst ziemlich spät vom Bergbau – 49 Schachtanlagen – und der ihm folgenden kohlechemischen Industrie erfaßt worden.

Die Gründung der »Vestischen Arbeitsgemeinschaft« erfolgte im Zusammenhang mit der kommunale Großräume schaffenden Neugliederung des Ruhrgebietes auf Grund des Gesetzes vom 27. Dezember 1927. Die Notwendigkeit ergab sich aus dem raschen, die ursprünglichen Kommunalgrenzen sprengenden Wachstum der Industriestädte und Siedlungen, das organisatorisch und finanziell anders nicht mehr zu meistern war. Diese Notwendigkeit schob alle Widerstände beiseite, die vornehmlich aus zwei Quellen stammten. Einmal bildeten sich im Zuge der Neugliederung neue Wirtschafts- und Verwaltungsschwerpunkte, was andernorts zu Verlusten und damit zu mancherlei Verärgerung führte. Zum anderen wurde die Wahlkreiseinteilung geändert, was eine Verschiebung der parteipolitischen Machtverhältnisse zur Folge hatte. Die dadurch Geschädigten erhoben daher den Vorwurf gegen die preußische Regierung, daß sie die Neugliederung nur zu dem Zweck, die Position der SPD in den Stadt- und Kreisvertretungen zu stärken, vorgenommen habe. Ob und wie weit Widerstand und Vorwürfe berechtigt waren, soll hier nicht untersucht werden. Jedenfalls konnten sie den Fortschritt der Angelegenheit nur aufhalten, nicht verhindern, zumal man bemüht blieb, entstehende Härten auszugleichen oder zu mildern. So erhielt der Landkreis Recklinghausen nach Ausgliederung der Stadtkreise Recklinghausen, Gelsenkirchen-Buer, Gladbeck und Bottrop im Süden als Ersatz die »Herrlichkeit

Lembeck« und »Stadt und Amt Haltern« im Norden. Außerdem wurde, wie schon erwähnt, der erweiterte Landkreis Recklinghausen mit den ausgegliederten Stadtkreisen in der »Vestischen Arbeitsgemeinschaft« zusammengefügt, um so Aufgaben und Lasten gleichmäßiger zu verteilen.

Die Erweiterung des Landkreises Recklinghausen nach Norden war im übrigen nicht nur der hartnäckigen Verhandlungsführung der Kreisvertreter, sondern auch der tatkräftigen Unterstützung durch den 1920 gegründeten »Siedlungsverband Ruhr« zu verdanken. Durch die Anlage des großflächigen »Stausees Haltern« sollte die Trinkwasserversorgung des Ruhrgebiets sichergestellt, ein weiteres Absinken des Grundwasserspiegels verhindert und am Rande der über dem Industriebezirk lagernden Dunstglocke für die Menschen und vor allem für die Jugend dieses Bezirks zwischen Wald und Wasser ein umfangreicher Erholungsraum geschaffen werden.

Schulenburg hat sich gerade der Ausführung dieses Planes mit besonderem Eifer gewidmet und sich bei späterem Aufenthalt in Recklinghausen immer wieder gefreut, wenn er von dem rasch wachsenden Besucherstrom, der bald 1 Million jährlich erreichte, zu »seinem See« erfuhr.³⁶ Seine ehemaligen Mitarbeiter erzählen, daß er am Beginn der Bauzeit jeden zweiten oder dritten Tag nach Haltern hinüberfuhr, um sich über den Fortschritt der Arbeiten zu informieren. Die durch die Hin- und Rückfahrt verlorene Zeit wurde dann in stundenlanger Nacharbeit wieder eingebracht: Dabei vermied er es jedoch sorgfältig, seinen Vorgesetzten beflissenen Fleiß und korrekte Einhaltung der Dienststunden vorzuführen. Im Gegenteil, so wie er Menschen, die ihm aus nicht immer stichhaltigen Gründen unsympathisch waren, einen zynischen, arroganten oder blasiert degenerierten Aristokraten vorspielte, so gab er sich auch im Dienst zuweilen lässig, gleichgültig, ja als Verteidiger einer gesunden Faulheit.

Seine Fähigkeit, eine Situation schnell zu übersehen, ein Problem durch ein paar gezielte Fragen und eine überlegte Umschau an Ort und Stelle im Kern zu erfassen, erlaubte es ihm, langwieriges Aktensstudium und umfangreichen Papierkrieg zu vermeiden. Wenn es freilich darauf ankam, arbeitete er wie ein Pferd und wurde, wo er echte, der Sache schädliche Lässigkeit und Gleichgültigkeit entdeckte, scharf bis zur Rücksichtslosigkeit.

Im übrigen stand er schon als Assessor seiner Arbeit völlig souverän gegenüber; beinahe selbständig bestimmte er ihre Einteilung, ihren Wichtigkeitsgrad, die anzuwendenden Methoden und scheute dabei auch vor ungewöhnlichen und unpopulären Methoden nicht zurück. So holte er »simulierende Arbeitskranke«, die auf diese Weise eine höhere Unterstützung für die Familie erschwindeln wollten, persönlich aus den Krankenhäusern heraus; so ordnete er, ebenfalls persönlich, an den Stempelstellen und Arbeitsämtern die Streichung oder Herabsetzung überhöhter Unterstützungsgelder an. Daß er dann nicht selten den Betroffenen aus der eigenen Tasche fünf oder zehn Mark zusteckte, war ein Ausdruck seines sozialen Mitgefühls, nicht aber eines Zweifels an der sachlichen Berechtigung der getroffenen Entscheidungen.

Wie notwendig diese waren, zeigt die Tatsache, daß schon im Winter 1930/31 von den 180 000 Einwohnern des Landkreises Recklinghausen rund 60 000 arbeitslos waren, und nach einem Bericht der Recklinghäuser Zeitung (Zentrum) vom 12. März 1931 der Kreis für das neue Etatjahr mit einem Defizit in Höhe von über RM 3 000 000.— rechnen mußte. Allein die Mehrbelastung für die Wohlfahrtserwerbslosen, deren Zahl sich in den letzten zwölf Monaten versiebenfacht hatte, wurde auf 2 Millionen Mark geschätzt. Dabei hatte man schon im Etatjahr 1930 die Ausgaben im Sach- wie im Personaletat des Kreises energisch nach dem Vorbild der von der Reichsregierung erlassenen Notverordnungen gekürzt und sich auch vor Eingriffen in die Substanz nicht gescheut. Dennoch stand der Kreis praktisch vor dem finanziellen Bankrott, so daß man keinen andern Ausweg sah, als nach der Hilfe von Reich und Staat zu rufen.

»Die Steigerung der Wohlfahrtslasten ist so ungeheuer, ihre Ursachen sind so weitgehend allgemein wirtschaftlicher Natur und die Mittel zu ihrer Bekämpfung so wenig Sache der Gemeinden, daß es *Pflicht und Aufgabe von Reich und Staat ist, zu helfen!*« heißt es am Schluß des angeführten Zeitungsartikels.

Gewiß hatte diese Forderung nicht viel mehr als deklamatorische Bedeutung. Woher sollten Reich und Staat die Mittel für die immer schneller wachsenden Soziallasten nehmen, wenn nicht endlich mit einer durchgreifenden Reform des ganzen politischen, wirtschaftlichen,

sozialen »Systems« begonnen wurde? Derartige Zeitungsartikel stellten doch nur eine Fortsetzung des seit zehn Jahren geübten »Volksbetrugs« dar, mit dem die Parteien, die für die Entstehung der auf eine Katastrophe zusteuern den Zustände verantwortlich waren, sich noch eine Weile an der Macht und im Besitz der glücklich ergatterten Pfründe zu halten versuchten. Entscheidungen radikaler Art waren überfällig geworden. Weder das Volk in seiner Gesamtheit noch der einzelne konnten und durften ihnen länger ausweichen.

So ungefähr mögen die Überlegungen Schulenburgs gewesen sein, die ihn im Herbst 1931 veranlaßten, auch für sich eine radikale Entscheidung zu treffen, seine Abscheu gegen Parteibindungen aufzugeben und sich als Mitglied bei der NSDAP anzumelden.

Sicher haben auch noch andere Faktoren bei diesem Entschluß mitgespielt. Da war das Beispiel der Brüder, die mit Ausnahme des Jüngsten schon vor ihm in die Partei oder die SA eingetreten waren. Da war seine eigene innere Entwicklung, in der die Symbiose zwischen Nationalismus und Sozialismus theoretisch seit langem vollzogen war, die ihn nun seiner ganzen Veranlagung nach zum öffentlichen Bekennen und zum praktischen politischen Handeln drängte. Da waren vor allem seine unmittelbaren persönlichen Erfahrungen mit dem Weimarer Staat, dem er sich zu treuem Dienst verpflichtet hatte, ohne ihn doch voll achten und bejahen zu können. Mochten andere mit diesem Zwiespalt leichter fertig werden, indem sie ihn immer wieder aus ihrem Bewußtsein verdrängten oder auf den Zeitpunkt warteten, wo er ohne ihr Zutun eine Lösung finden würde – er, Schulenburg, fühlte sich verpflichtet, bei der Herbeiführung dieser Lösung selbst mitzuwirken.

Der einfache Beitritt zu der Partei, die eine völlige Staatsreform versprach, erschien ihm dazu allerdings zu wenig. Er fühlte sich vielmehr gedrungen, mit eigenen Gedanken und Vorschlägen selbst einen Beitrag zu leisten. Im März und Juni 1931 hielt er, vermutlich in Münster und in Magdeburg, vor einem Arbeitskreis von Regierungsassessoren einen Vortrag³⁷ über »Preußisches Beamtentum«.

Mit diesem Vortrag, der als Erstfassung eines immer wieder durchdachten und neugeformten Themas ein sehr klares Bild des Menschen und Politikers Schulenburg vermittelt und schon fast alle Überlegun-

gen des späteren Reformers im Keim enthält, müssen wir uns eingehender beschäftigen.

Schulenburg beginnt mit einer Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des preußischen Beamtentums seit dem »Großen Kurfürsten«. Manches in dieser Darstellung hält der historischen Kritik nicht völlig stand; gerade darum aber wird um so deutlicher, worauf es dem Vortragenden bei seinem Suchen nach den Wesenselementen des Beamtentums ankam.

Da heißt es gleich zu Anfang: »Wenn der Beamte als *freier Mann*¹⁸ sein Leben einer *Idee* weihen wollte, mußte der Staat ihm die Sorge für sein äußeres Leben abnehmen und ihn möglichst unabhängig von der Gunst oder Mißgunst seines Herrn machen . . . Aus dem abhängigen Fürstendiener wurde der rechtlich geschützte Diener des Staates, der nur entlassen werden konnte, wenn er dienstunfähig oder pflichtvergessen war . . .«

Das war eine klare Absage an jene, die in dem Beamten den »Funktionär« ohne eigene Meinung und eigene Zielvorstellungen sahen, das willfährige Instrument wechselnder Parteiregierungen. Zugleich klagte er damit aber auch alle die Kollegen an, die sich dieser Auffassung nicht entgegenstimmten, die Schuld daran waren, daß in der Revolution der Beamte, der für seinen Staat hätte kämpfen müssen, entmutigt und kraftlos vor den Parteien kapitulierte hatte. Was nun freilich Schulenburg unter »Diener des Staates« versteht, wie umfassend er Stellung und Aufgabe des Beamtentums sieht, mußte bei Monarchisten wie Republikanern Widerspruch erwecken.

»Die Beamten wurden auf Grund ihrer Stellung und Leistungen Träger der Staatsidee, Führer des Volkes. Beamte« – zu ergänzen: »Nicht Parteileute!« – »wurden Minister. Der König war unumstrittener Herrscher, sichtbarer Repräsentant des Staates. Aber auch er war Diener des Staates wie die Beamten; er war im gewissen Sinne als ihr oberster Führer *Exponent des Beamtentums*.« So dachte man in jenem altpreußischen Beamtentum, dessen vornehmlich adelige Repräsentanten dem König um Ehre dienten und sich auf ihre Güter zurückzogen, wenn Unvernünftiges oder Ungebührliches von ihnen verlangt wurde.

Schulenburg geht es freilich ganz und gar nicht um die Vergangen-

heit . . . Er meint die Gegenwart und die Zukunft auch in folgenden scheinbar noch immer rückblickenden Sätzen:

»Im Beamtentum als Stand, d. h. innerer Lebensgemeinschaft, prägte sich langsam . . . der Lebensstil des Preußen, der Kampf und Arbeit auf seine Fahne geschrieben hat und daher Armut schlicht und mit Würde zu tragen weiß, dem Führen zuallererst und immer wieder Vorleben heißt . . .«

So war es, so sollte es wieder werden! So ähnlich hätte es aber auch jeder andere Sohn eines konservativen, altadeligen Geschlechts sagen können. Auf einen neuen Ton aber, eine ungewohnte Art der Betrachtung stoßen wir in seinen Ausführungen über Friedrich Wilhelm I. Zunächst freilich heißt es: »Friedrich Wilhelm I. schuf die Zucht des Beamten . . . Die Zucht, die er in den Beamten hineindrillte, hat in ihren Grundzügen jeden Niedergang und Aufstieg des preußischen Staates überdauert . . .« Dann aber hält der Vortragende sich nicht lange bei den Formen dieses Drills auf. Wichtiger ist ihm anderes: »Er (der König) gestaltete die preußische Verwaltung als *rationell arbeitende Organisation mit modernen Arbeitsmethoden. Der Zeit weit voraus organisierte er den ersten modernen Großbetrieb mit präzisen, mechanischen Arbeitsregeln.*»³⁹ Tempo und Pünktlichkeit, außerdem Arbeitsteilung waren ihre hervorstechenden Merkmale . . .«

Däß sie es auch in Zukunft bleiben, ist Schulenburgs eigentliches Anliegen. Für Gegenwart und Zukunft gemeint ist daher auch folgender Satz: »Freiherr von Vincke, einer der besten preußischen Verwaltungsbeamten, zog zur Zeit Steins im blauen Bauernkittel durch das Land und horchte auf die Stimme des Volkes . . .«

Doch all das: Volksverbundenheit, Zucht, Pflichterfüllung, Bereitschaft zu rationeller Arbeit, zu Armut und Kampf genügen nicht: »Tiefster Grund aller großen Leistungen des preußischen Beamtentums ist das geheimnisvolle *Medium der Liebe*, die immer die Urkraft alles schöpferischen Gestaltens ist.«

In der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg – von wann ab er sie datiert, sagt er nicht – beginnt nach Schulenburgs Meinung der Niedergang: »Äußerlich war das Beamtentum als Stand noch vorhanden. Seine Standesbegriffe lebten noch: Ehre, Treue . . .« aber: »Die Zucht des Beamtentums war nicht mehr dieselbe wie in seinen Höchstzeiten. Der

Beamte war pünktlich, genau und gewissenhaft im Dienst wie immer, aber Tempo und Schwung waren verlorengegangen.«

Während etwa zur Zeit Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen die Beamten als Anreger und Antreiber das gesamte politische, wirtschaftliche und geistige Leben in Gang gebracht und gelenkt hatten, entsprach jetzt der Verwaltungsapparat, bürokratisch erstarrt und erlahmt, nicht mehr den Anforderungen der Zeit auf Voraussicht, Wendigkeit, Mut zu eigenen schnellen Entschlüssen. Mitschuld daran war: »Die Ausbildung wurde nicht mehr intensiv genug betrieben und bekam immer mehr juristischen Einschlag«, worunter Verantwortungsfreudigkeit und Aktivismus litten. Dies allein jedoch hätte überwunden werden können. »Noch lebten im Verborgenen gesunde Kräfte im Beamtentum und wandten sich energisch gegen die wachsenden Mißstände und unpreußischen Anschauungen. Das Beamtentum war einer Wiedergeburt aus sich selbst heraus wohl fähig.«

Schlimmer war: »Die Staatsidee . . . war verblaßt und verschwommen . . . Der Staat hatte seine Offensiv- und Schlagkraft verloren. Er war nicht mehr Gestalter und Schöpfer nach den inneren Lebensgesetzen seines Volkes, sondern milder Verwalter und gerechter Richter nach den geschriebenen Gesetzen seiner verfassungsmäßigen Organe. Wenn auch noch so viel reglementiert und regiert wurde, der Staat gab keine Antwort auf die großen Fragen, die ihm das Schicksal stellte.«

Schlimmer war: »Das Leben und Leiden des ganzen Volkes fand in der exklusiven Gruppe der Beamten nicht genügend Widerhall.« Die Probleme und Aufgaben, die das Industriezeitalter politisch und wirtschaftlich stellte, wurden kaum zur Kenntnis genommen, geschweige denn durchdacht und bewältigt. »Äußere Pracht und Zahlen waren die Götzen, die auch der preußische Durchschnittsbeamte anbeten lernte. Auch er freute sich der sprunghaften Entwicklung der Wirtschaft und fand alles in bester Ordnung. Auch er sah durchweg nicht, wie sich Millionen der besten Deutschen von Boden, Natur und Volkstum lösten, in großen Städten zusammengepreßt wurden und körperlich und seelisch entwurzelten. Auch er empfand nicht, wie einem Volk alles an der Nation fehlt, das gleichgültig zusieht, wie gesunde, wertvolle Volkskräfte aus Mangel an Raum und Licht verkümmern . . .«

Der Sieg der Revolution, die Errichtung der Weimarer Republik

ist in den Augen Schulenburgs eine durch eigene Schwäche, eigenes Versagen verschuldete Niederlage des Beamtentums, eine fortwirkende und in ihren Folgen immer verhängnisvollere Niederlage.

In zwei Tatsachen vor allem offenbart sich nach Schulenburgs Meinung diese Niederlage. Dem Parteienstaat, wie ihn die Weimarer Verfassung schuf, fehlt die schöpferische allgemeinverbindliche Staatsidee: »Die Staatspolitik ist heute ein Kompromiß zwischen den Regierungsparteien, die Diagonale zwischen egoistischen Interessen ihrer Auftraggeber. Eine Staatsidee, die aus dem inneren Gesetz des Staates hervorstübe, eine Staatspolitik, die nur seinem Gesamtinteresse und Gesamtschicksal dient, kann sich nicht entwickeln.« Sie kann es um so weniger, als sich die drei Hauptparteien, die SPD, die liberale Mitte und das Zentrum trotz des »hysterischen Geschreies von Republik, Verfassung und Flagge« in ihrer Staatsauffassung und Zielsetzung unversöhnlich gegenüberstehen, denn die Sozialdemokratie streitet für eine »fiktive Internationale der Arbeiterschaft«, die Staatspartei ist die »Agentin des internationalen Finanzkapitals« und das Zentrum ein »Vorposten Roms in Deutschland«. Zwischen diesen, von Schulenburg ziemlich klischeehaft gezeichneten Weltanschauungsgruppen, die sich im besten Fall gegenseitig neutralisieren, sind nur Interessenskompromisse möglich. In der Politik einer aus solch gegensätzlichen Elementen gebildeten Regierung »muß naturgemäß die Taktik, das listenreiche Verhandeln von Fall zu Fall an die Stelle der Strategie, des planvollen Handelns aus einem Wurfe treten«.

Wo aber bleibt in diesem System der Beamte, dessen ganze bisherige Berufs-, ja Lebensauffassung doch auf dem Vorhandensein einer einheitlichen Staatsidee beruhte? »Schon im wilhelmischen Deutschland weithin ohne schöpferische Ideen, ohne Kraft und Offensivgeist« gab er in der großen Masse die Reste seines einheitlichen Standesbewußtseins auf und suchte jetzt selbst Anschluß oder Unterschlupf in den regierenden Parteien.

Diese Entwicklung wurde, und hierin sieht Schulenburg die zweite große Gefahr, gefördert und beschleunigt durch den breit angelegten Zugriff der jeweiligen Koalitionsparteien nach den entscheidenden Positionen innerhalb der Verwaltung.

»Die Parteien sind bei der Anstellung, Beförderung und Versetzung

von Beamten offiziös in das Verfahren eingeschaltet. Jede Koalitionspartei hat ihren Personaldezernenten. Dieser hat die Interessen der Partei bei der Ämterbesetzung zu wahren... Die Verwaltung wird so zum Schlacht- und Beutefeld der Koalitionsparteien... Die Parteien ziehen die Demarkationslinien, hinter denen sie ihr Monopol auf Posten und Pfründe ungehindert ausüben. Sie teilen sich die Beute nach einem bestimmten Schlüssel...«

Allerdings läßt sich dieses Verfahren mit Sinn und Buchstaben der Verfassung nur schlecht vereinbaren. Schulenburg nennt es »legalisierten Verfassungsbruch«. »Die Reichsverfassung spricht von den Beamten als Dienern der Gesamtheit, nicht einer Partei. Der Beamte schwört einen Eid darauf, daß er sein Amt unparteiisch verwalten werde.« Leider ist niemand da, der sich gegen diesen Verfassungsbruch wehrt. Ja zum Teil wird er selbst innerhalb der Beamtenschaft gar nicht als solcher erkannt.

Auch in der neuen Ausbildungsordnung bzw. in der Sperrverordnung für die Sonderausbildung von Verwaltungsbeamten vom Januar 1927 sieht Schulenburg einen Angriff auf die Integrität der Beamtenschaft. Er gibt zwar zu, daß die bisherige Personalpolitik in der Auslese des Nachwuchses zu »exklusiv« gewesen sei, aber er bestreitet, daß eine Auslese nach dem Parteibuch eine Verbesserung bedeute und nun tatsächlich »allen Tüchtigen und ehrlich Wollenden« aus allen Volksschichten den Aufstieg ermögliche. Außerdem hält er den ganzen Ausbildungsgang in seiner überlieferten Form für unzulänglich. Er entspricht weder den Erfordernissen des modernen Staates, noch wird er auch nur den für die Auswahl von höheren Verwaltungsbeamten verfaßten Instruktionen Friedrich Wilhelms des Ersten gerecht: »Es müssen aber so geschickte Leute sein, als weit und breit zu finden, die treu und redlich sind, die offene Köpfe haben, welche die Wirtschaft verstehen und solche selber getrieben, die von Kommerzien, Manufaktur und anderen guten Sachen gute Informationen besitzen... Um es kurz zu fassen, so müssen es solche Leute sein, die zu allem capables, wozu man sie gebrauchen will.«

Solche Leute werden in dem bisherigen Ausbildungsgang weder ausgewählt noch erzogen. Eine durchgreifende, ja radikale Reform ist notwendig, für die Schulenburg in seinem Vortrag genaue Vorschläge macht.

Die Ausbildung soll sich in drei Abschnitte gliedern, die *Lehr-*, die *Wander-* und die *Meisterzeit*. Die erste Stufe der Lehrzeit soll ein bis eineinhalb Jahre umfassen und in einer Gemeindeverwaltung verbracht werden. Währenddessen sollte der Beamtenlehrling, über dessen Vorbildung Schulenburg nichts sagt (er denkt aber wohl an Abiturienten), auch in geeigneten Wirtschaftsbetrieben arbeiten. Denn – diese Begründung ist zur Erkenntnis der Anschauungen Schulenburgs wichtig – »dem Staat fällt immer mehr die Aufgabe zu, die Wirtschaft nach großen Plänen zu führen und zu regulieren«.

Auf der zweiten Stufe der Lehrzeit soll die wissenschaftlich-theoretische Ausbildung, und zwar auf eigens dafür geschaffenen »Führerschulen« erfolgen, da »die Universität in ihrer jetzigen Gestalt zur Lösung dieser Aufgabe nicht imstande ist.«

»Die Wissenschaft vom deutschen Volk, Land und Staat ist der Lehrstoff . . . Die Ausbildung muß den Blick der jungen Beamten frühzeitig auf große Fragen und große Lösungen lenken, sie lehren, in großen Kategorien zu denken.

Entscheidender Wert muß darauf gelegt werden, den Charakter des jungen Menschen zu formen und zu bilden.

Eine spartanische Zucht muß auf diesen Führerschulen herrschen, Körper und Seele zu formen.

Weite des Blicks und großer Zug sind nicht das Ergebnis großzügiger *äußerer* Lebensführung, sondern hängen davon ab, wie weit jemand eine Idee in ihren Beziehungen zum Leben in sich aufnehmen, in welchem Maße er sich ihr hingeben und für sie leben und kämpfen kann.«

Diese zweite theoretische Stufe der Lehrzeit – Dauer rund zwei Jahre – sollte mit einer Prüfung enden, in der über das reine Stoffwissen hinaus der Prüfling den Besitz der »nötigen geistigen Aufnahme-, Spann- und Formkraft« nachzuweisen hat.

In der dritten Stufe, Dauer eineinhalb Jahre, wird der Beamtenanwärter bei dem Landrat und der Regierung tätig werden, um sich Gesetzeskenntnis und Verwaltungstechnik in praktischer Arbeit und theoretischem Unterricht anzueignen. Eine zweite Prüfung wird die Lehrzeit beenden.

Es folgt die Wanderzeit, die den jungen Beamten durch ganz Deutsch-

land, aber auch ins Ausland zu Botschaften und Handelsvertretungen führen soll. Die praktische Tätigkeit wird durch Kurse, Studienreisen, Sonderaufgaben, zu denen man sich freiwillig meldet, unterbrochen; »denn in der Wanderzeit muß dem Beamten *Freiheit* in der Gestaltung seines Ausbildungsganges gelassen werden. Die körperliche Schulung ist fortzusetzen; der sportgestählte Beamte... muß der Urtyp des Beamten werden.« Die besten Beamten sollen eine Sonderausbildung erhalten, in der theoretisch wie praktisch Höchstleistungen verlangt werden. Das Ziel: »Der Beamte der Zukunft muß sich vom Beamten der Jetztzeit so unterscheiden, wie der Stoßtruppführer des Weltkrieges vom Wachsoldaten der Duodezfürstenzeit.«

Über die Dauer der Wanderzeit wird gemäß der Forderung, daß in ihr der Beamte Freiheit haben soll, nichts gesagt.

»Die Meisterzeit muß dem Beamten die Konzentration auf seine Lebensaufgabe und seinen Lebensraum bringen. Der Stromkreis mit Land und Volk muß geschlossen werden. Am besten wird sich jeder Beamte in seinem Heimatland betätigen... Die landsmannschaftliche Gliederung ist auch in der Verwaltung das Prinzip der Zukunft.

In der Meisterzeit wird der befähigte Beamte grundsätzlich längere Zeit als Leiter eines Stadt- oder Landkreises tätig sein müssen. Hier lernt er die großen Fragen auf kleinem Raum meistern, sieht, wie große Dinge sich im Kleinen auswirken. Grundsätzlich sollte niemand an führender Stelle... stehen, der nicht diese Schule durchgemacht hat... Jeder muß die große Passion durchleben, die täglich auf diese Beamten in Form von Gesetzen, Erlassen und Verfügungen niedergeht. Wer das jahrelang ausgehalten hat, verordnet nichts Überflüssiges mehr, wenn er an der Spitze steht...

In der Zukunft müssen die Beamten immer wieder aus den Ministerien heraus und auf Zeit mit Aufgaben betraut werden, die sie in nahe Berührung mit Leben und Volk bringen...«

Schulenburgs Vorschläge aus dem Jahre 1931 zeigen in ihrer letzten Konsequenz bei aller Berufung auf die Vergangenheit ein völlig neues Bild der Beamtenschaft. Über die verwaltenden Funktionen hinaus soll der Beamte eine schlechthin führende Stellung einnehmen, und zwar nicht nur im traditionellen Sinn des »im Auftrage« handelnden Hoheitsträgers, sondern aus eigenem Ermessen und in eigener,

freilich verantwortlicher und kontrollierter Machtvollkommenheit. Die Kontrolle wird vornehmlich Sache der »Selbstverwaltung« sein.

»Im kommenden Staate werden nach Überwindung einer Übergangszeit kommunale und ständische Selbstverwaltung den Unterbau des Staates bilden. Da sie als raumgebundene, lebensvolle Organismen dem Zentralismus, Bürokratismus, der Überorganisation . . . ihrer natürlichen Schwerkraft wegen entgegenwirken, bilden sie schon durch ihr Dasein und ihr Handeln ein Gegengewicht und eine mittelbare Kontrolle und Korrektur der staatlichen Politik . . . Wenn diese Kontroll- und Korrekturmöglichkeiten eingeschaltet sind, kann der Staat seine Führer in seiner Verwaltung heranziehen, ohne Gefahr zu laufen, daß diese Art der Führerauslese ihn von dem Staatsinteresse und dem diesem entsprechenden Willen des Volkes entfernt.«

Daß es Schulenburg mit seiner Auffassung durchaus ernst ist und daß er dabei nicht nur an eine Individualauslese und -ausbildung, sondern an die Bildung einer Führerschicht, einer »Elite« denkt, zeigt seine Anregung, abgehenden führenden Beamten Grund und Boden – ein Lehen – zu geben. »Der Staat hat ein Interesse daran, daß sich im Beamtentum gesunde Tradition und echte Bodenständigkeit bilden. Tradition bildet sich nur in Geschlechterfolgen. Geschlechterfolgen dauern nur auf dem Lande . . . Der Staat muß daher abgehenden Beamten, insbesondere den führenden Beamten die Möglichkeit geben, sich unter Kürzung ihrer Pension wieder anzusiedeln . . .«

In den verschiedenen Abhandlungen Schulenburgs zur Beamtenausbildung aus den Jahren nach der Machtergreifung ist dieser Vorschlag nicht mehr enthalten. Vermutlich hat er seine Verwirklichung nicht mehr für möglich gehalten. Daß er ihn aber einmal aufgestellt hat, zeigt die Unhaltbarkeit der immer wieder auftauchenden Bezeichnung Schulenburgs als »intellektuellen Sozialisten« oder gar »Nationalbolschewisten«.40 Der »rote Graf« war kein Mirabeau oder »Bürger egalité«. Sein zweifellos vorhandener und, wie wir noch sehen werden, in Einzelforderungen sehr radikaler Sozialismus stammte aus preußischer, nicht jakobinisch-marxistischer Wurzel, wobei in dem Preussischen noch Elemente deutschrechtlicher Vorstellungen und Rechtsüberlieferungen – Almende, Lehen – verborgen sind.

»Das sind die Fernziele«, sagt Schulenburg von seinen Vorschlägen;

in dem herrschenden Parteienstaat sind sie nicht zu verwirklichen. Auch gibt es für den Augenblick zur Abwehr der von den Parteien gesteuerten Ämterpatronage und der wachsenden Korruption keine anderen Mittel als eine Verschärfung der Disziplinalgesetze und die Einsetzung von Sondergerichten für ungetreue und bestechliche Beamte. Ein neues, von Grund auf gewandeltes Beamtentum kann erst in einem neuen Staat entstehen.

»Es bedarf dazu einer radikalen Umwälzung aus einer neuen preußischen Staatsgesinnung, aus einer neuen deutschen Weltanschauung, die . . . mit wahrhaft revolutionärem Willen das ganze Leben des deutschen Volkes mit neuem Inhalt erfüllen, den ganzen Staat beherrschen und völlig neu gestalten will, ohne Verzicht und ohne Kompromiß.«

Das war mit freimütiger, für einen Beamten geradezu gefährlicher Offenheit gesprochen, zumal Schulenburg zugleich die freilich irrige, aber schon beinahe hochverräterische Prophezeiung anfügte: »Die nationale Bewegung wird in den nächsten Monaten die Macht ergreifen.« Vom Nationalsozialismus spricht Schulenburg jedoch nicht, auch vermeidet er in den nun folgenden Schlußsätzen über die »kommenden Dinge« sorgfältig alle utopischen Verheißungen. Im Gegenteil, er stellt Fragen, macht Vorbehalte. »Keine Bewegung wird die Macht dauernd und zum Nutzen des Staates errichten und ausüben, wenn nicht in ihr der künftige Staat vorgestaltet ist. Keine Bewegung wird die Revolution . . . endgültig gewinnen, die nicht von ihren Führern das fordert, was der kommende Staat von seinen Beamten fordern muß, die nicht in Fernziel und Tageskampf den Staat über die Partei stellt . . . Aber alles, alles kommt darauf an, eine neue gerechte Ordnung zu errichten, deren Taten von den ehernen Notwendigkeiten des Volkes und Staates diktiert sind und nicht von Rücksichten auf Personen, Parteiliquen und Interessentenhaufen . . .«

Noch deutlicher erscheint Schulenburgs Bestreben, sich selbst in der Frühzeit seiner Parteizugehörigkeit bei aller Leidenschaft, aller Begeisterung und Bekenntnisfreudigkeit die Fähigkeit zum nüchternen, ja kritischen Urteilen zu bewahren, in einem Brief vom 28. März 1932⁴¹ an seine Freunde. »Ich bin Nationalsozialist geworden. Einmal unter dem Eindruck der Verhältnisse im Norden Deutschlands. Die

nationalsozialistische Partei ist dort zur Volksbewegung geworden. Sie hat dort auch gute Führer. Dann habe ich bei der Vorbereitung auf das, was in Preußen in der Verwaltung zu machen ist, eingesehen, daß unter einer anderen Fahne keine Sammlung möglich ist. Ich kenne die Schattenseiten der Partei, ich weiß, daß manche Führer nichts taugen, aber auch dort ist alles in Bewegung. Es scheint, als ob das norddeutsche und preußische Element sich mehr durchzusetzen beginnt . . .«

In der letzteren Annahme hat sich Schulenburg allerdings geirrt; 1932 hatte sich in der Partei schon längst die faschistische Münchner Richtung gegen das preußische Element durchgesetzt. Dieser Irrtum bestätigt jedoch die mündlichen Informationen, die von engeren persönlichen Beziehungen Schulenburgs zur NSDAP bis zum Herbst 1931 nichts wissen. Auch zu der NS-Ortsgruppe in Recklinghausen hatte Schulenburg offenbar keine Verbindung, sowenig wie zu irgendwelchen höheren Parteifunktionären Westdeutschlands. Einmal, wahrscheinlich vor den Wahlen im Herbst 1930, ist Schulenburg nach den Erinnerungen seiner Freunde zu einer Hitler-Versammlung in Essen gefahren.

Alle angeführten Zeugnisse bestätigen, daß Schulenburg, von dem Beispiel der Brüder abgesehen, allein aus der Konsequenz seiner eigenen Entwicklung, Erfahrung und Meinung zur Partei gefunden hat. Die erste Äußerung, die eine Beschäftigung mit der NSDAP erkennen läßt, stammt aus dem Jahre 1928. Damals sagte er nach den Maiwahlen, die den Deutschnationalen eine schwere Niederlage, den Nationalsozialisten aber eine geringe Vermehrung ihrer Mandate von sieben auf zwölf gebracht hatten, zu seinem Potsdamer Kollegen Julius von Lautz⁴²: »Vielleicht bildet sich hier die Zelle einer deutschen Erneuerungsbewegung.« Auf ein tieferes Interesse oder gar eine Parteinahme läßt diese beiläufige Bemerkung nicht schließen. Wir wissen ja auch, daß Schulenburg zu jener Zeit noch viel zu sehr um eine eigene politische Anschauung rang, als daß er sich irgendwo hätte politisch festlegen lassen.

Den Beitritt zur NSDAP teilte Schulenburg den Freunden, Mitarbeitern und seinem Vorgesetzten Schencking ohne Zögern mit. Solche Dinge zu verheimlichen, lag ihm nicht. Er liebte das offene Bekenntnis, ja er hielt es für eine sittliche Notwendigkeit. Daß auch

das heimliche Tun in Zeiten, in denen das Sittliche im Zugriff der Dämonen unterzugehen droht, eine Notwendigkeit sein kann, mußte er erst im Staate Hitlers lernen.

Die meisten seiner Freunde und Mitarbeiter nahmen die Nachricht mit Kopfschütteln und spöttischen oder ärgerlichen Bemerkungen auf. »Mutter Threschen« machte ihrem Groll am deutlichsten Luft: »Wie kann man nur diesem großenwahnsinnigen Malergesellen, diesem ewigen Meldegänger nachlaufen!«, bis es ihrem Zimmerherrn zuviel wurde und er, die Türe hinter sich zuschlagend, aus der Wohnung rannte. Am nächsten Tag freilich erbat er sich mit einem Rosenstrauß Verzeihung, natürlich nur für sein schlechtes Benehmen, nicht für seinen politischen Entschluß.

Landrat Schencking war entsetzt: »Sind Sie verrückt geworden, Schulenburg?« Als Angehöriger des Zentrums ahnte er wohl, was die Stunde geschlagen hatte, wenn solche Leute den Weg zu Hitler wählten. Noch mehr aber dürfte ihn gekränkt haben, daß er, da in Preußen den Beamten die Mitgliedschaft bei der NSDAP verboten war, als Vorgesetzter Schulenburgs dessen Entlassung einleiten mußte. Er hat das offenbar auch getan, denn wir wissen, daß er, der in unzähligen Aufsichtsräten saß, in der folgenden Zeit seinem rebellierenden Assessor verschiedentlich einträgliche Posten in der Industrie anbot.⁴³ Schulenburg lehnte jedoch ab; er sah seine Berufung im Staat, nicht in der Wirtschaft. Mochte man ihn entlassen; die Träger einer neuen Staatsidee standen, wie er glaubte, schon vor der Tür.

Über die Verhandlungen der nächsten Monate wissen wir nichts näheres. Jedenfalls wurde Schulenburg nicht entlassen, sondern ab 1. März 1932 nach Labiau im fernen Ostpreußen versetzt. Vielleicht rechneten die klugen Taktiker im preußischen Innenministerium damit, daß ein nationalsozialistischer Graf in Ostpreußen, der Hochburg des »Landbundes«, der »Deutschnationalen Volkspartei« und des »Stahlhelms«, einige Verwirrung anrichten würde. Diese Rechnung war, wie sich bald herausstellte, nicht völlig falsch, nur brachte sie den Rechnern selbst wenig Nutzen.

7 Der Königsberger Kreis und der Kampf gegen Gauleiter Koch

Die drei ostpreußischen Kreise Labiau, Gerdauen und Heiligenbeil, in denen Graf Schulenburg vom 1. März 1932 bis zum 28. Februar 1933 als Regierungsassessor und Vertreter des Landrates Dienst tat, ähnelten sich sehr, sowohl in ihrer Größenordnung wie in der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Struktur. Der Kreis Labiau hatte etwas über 50 000, der Kreis Gerdauen rund 37 000 und der Kreis Heiligenbeil rund 45 000 Einwohner, die zumeist der evangelischen Kirche angehörten. In den Kreisstädten – 3000, 5200, 8000 Einwohner – befanden sich die wesentlichen Industriebetriebe des Kreises von meist mittlerer Größe, die Behörden wie Amtsgericht, Finanz-, Zoll-, Kreis-, Wasserbauamt, das Kreisaltersheim, das Kreiskrankenhaus, das Kreiswaisenhaus, in Labiau und Heiligenbeil auch eine höhere Schule. Hier wurden auch die Vieh- und Pferdemärkte und in Labiau die Fischauktionen abgehalten, so daß in normalen Zeiten ein reges wirtschaftliches Leben und ein bescheidener Wohlstand herrschten. Alle drei Städte lagen überdies an wichtigen Eisenbahnlينien, und Gerdauen war sogar ein Eisenbahnknotenpunkt an der Strecke Berlin–Thorn–Insterburg und Königsberg–Goldap–Groß-Rastenburg.

Als Schulenburg nach Ostpreußen kam, gab es jedoch kein normales Leben mehr. In allen drei Kreisen dominierte die Landwirtschaft;

von ihrem Wohlergehen hing auch das Wohlergehen der städtischen Industrie- und Gewerbebetriebe mit ihren Mühlen, Sägewerken, Ziegeleien, Brauereien, Zementfabriken, Bau von landwirtschaftlichen Maschinen und den Geschäften des städtischen Groß- und Kleinhandels ab. Der Landwirtschaft aber, in der alle Besitzgrößen vom Großbesitz, 20 000 und mehr Morgen, über den Mittelbesitz, rund 1000 Morgen, bis zum Kleinbesitz, rund 200 Morgen, vertreten waren, ging es, von kurzen Ausnahmezeiten nach Kriegsende und nach der Inflation abgesehen, schon seit Jahren nicht mehr gut. Die Ende 1928 erneut einsetzende Wirtschaftskrise hatte die Schwierigkeiten besonders beim Großbesitz gewaltig vermehrt. Auch mit dem aus dem Fonds der »Osthilfe« fließenden Unterstützungsgeldern konnten die wachsenden Verluste nicht ausgeglichen werden. Zwangsversteigerungen von Geräten, Vieh und Land wurden notwendig; ganze Güter mußten an Privatkäufer oder Siedlungsgesellschaften abgestoßen werden.

Der Mittel- und Kleinbesitz zeigte sich krisenfester, seine Kaufkraft war aber ebenfalls erheblich geschwächt. Die Folgen zeigten sich in den drei bzw. vier Kreisstädten – im Kreis Heiligenbeil lag noch die kleine Stadt Zinten mit rund 6000 Einwohnern – in einer ungewöhnlich großen Arbeitslosigkeit, von der nicht nur die Industriebetriebe, sondern auch die Handwerker und Gewerbetreibenden betroffen wurden. Diese Entwicklung blieb nicht ohne politische Auswirkungen. Die Kommunisten, die in Ostpreußen vermutlich wegen der Nähe Sowjetrußlands seit 1918 eine ziemliche Rolle gespielt hatten, erhielten Zulauf. Die in den drei Agrarkreisen nach wie vor stärkste Partei, die Deutschnationale, machte eine innere Radikalisierung durch; freilich nicht in Richtung auf den Nationalsozialismus, sondern auf den »Herrenklub«⁴⁴ hin. Die Deutsche Volkspartei, die ihre Wähler unter Beamten und Gewerbetreibenden hatte, verlor von Wahl zu Wahl an Stimmen.

Die NSDAP dagegen konnte in den drei Kreisen nur langsam und schwer Fuß fassen. Das lag neben mancherlei anderen Gründen vor allem an der Stärke von »Stahlhelm« und »Jungstahlhelm«, in dem die ganze wehrwillige und wehrfähige Mannschaft organisiert war. Der »Jungstahlhelm« bildete das Rückgrat der ostpreußischen »Schwar-

zen Reichswehr«, die bei der ständigen Bedrohung der vom Reich abgeschnittenen Provinz durch Polen von lebenswichtiger Bedeutung war und darum von der Reichswehr und den Behörden gefördert und gegen parteipolitische Angriffe und Zersetzungsversuche abgeschirmt wurde. – Unter diesen Verhältnissen trat der aus dem Westen abgeschobene Schulenburg am 1. März 1932 beim Landratsamt Labiau seinen Dienst an. An seiner Mitgliedschaft bei der NSDAP – am 1. Februar war er mit der Mitgliedsnummer 948 412 aufgenommen worden – nahm man offenbar keinen Anstoß mehr.

Über seine Tätigkeit in Labiau, die bis Ende Juli dauerte, und in Gerdauen, wo er für knapp zwei Monate auf Anregung des Innenministers der Papen-Regierung, des Frhr. von Gayl, der Schulenburgs politische Einstellung offenbar nicht genau kannte oder für eine Jugendverirrung hielt, den Landrat vertrat, fehlen alle Nachrichten. Wahrscheinlich hat er bei der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit und bei der Notwendigkeit, sich in eine neue Umgebung mit neuen Menschen einzuleben, auch keine Gelegenheit zur Entfaltung besonderer Initiative gehabt.

Von Gerdauen wurde Schulenburg beinahe über Nacht nach Heiligenbeil zur Vertretung des Landrats Dr. Gramsch kommandiert, der nach Berlin zur Bearbeitung einer Gesetzesvorlage ins Preußische Innenministerium berufen worden war. In Heiligenbeil blieb er ein halbes Jahr; über sein Wirken in dieser Zeit besitzen wir zwei Kurzberichte von Willy Bludau, damals 2. Geschäftsführer des Kreislandwirtschaftsverbandes Heiligenbeil, und W. Marwinski, Beamter am Landratsamt, die allerdings weniger Einzelheiten als eine Gesamtbeurteilung seiner Tätigkeit, seines Auftretens, seiner Arbeitsmethoden enthalten.

Übereinstimmend heißt es in ihnen: »Sein warmes Herz für alle, die in Not waren, und sein Eingreifen überall da, wo er als Landratsvertreter Einfluß nehmen konnte, verschafften ihm im Kreise Heiligenbeil in kürzester Zeit Sympathien in allen Schichten der Bevölkerung.« Und: »Der Bevölkerung gegenüber gab er sich in jeder Lage, wie er immer war: frei und offen, hilfsbereit und jeden Einzigen ohne Ansehen der Person gleichbehandelnd.«

In diese gleiche Behandlung waren auch der halbjüdische Chefarzt des

Kreiskrankenhauses – zugleich amtlicher Kreisarzt, Leiter des Kreisgesundheitsamtes sowie Kreisvorsitzender des Deutschen Roten Kreuzes Dr. R. – einbezogen sowie Tierarzt L. und Kreisoberinspektor W., die mit einer jüdischen Frau verheiratet waren. Alle drei sind übrigens auch weiterhin bis zum Jahre 1945 unbehelligt geblieben.

Bludau schreibt noch: »Ich schätzte an ihm seine weit über dem Durchschnitt stehende Intelligenz, sein ausgesprochenes Verwaltungstalent und seine Freude, das ihm übertragene Amt – trotz des Vertretungscharakters – mit Schwung und eigener Initiative auszufüllen. Er war der »geborene Landrat«, der sich für alles Geschehen in seinem Kreis interessierte, der sich für alles verantwortlich fühlte, alles Förderungswürdige zu unterstützen bereit und alle negativen Einflüsse und Erscheinungen in den Hintergrund zu drängen bemüht war.«

Von W. Marwinski erfahren wir eine für Schulenburgs Auffassung von den Pflichten eines Beamten wie für seine damalige politische Einstellung bezeichnende Episode:

»Im Jahre 1932 trat – ich glaube, es war zum zweiten Male – die sogenannte Haff-Krankheit mit besonderer Heftigkeit auf. Viele Fischer verfielen direkt auf ihren Schiffen in einen starren Krampf. Schulenburg ging den Symptomen dieser Krankheit mit Elan nach und kam zu der Überzeugung, daß die in das Frische Haff geleiteten Abwässer der Zellulosefabrik Königsberg Schuld seien. Er schrieb seine Ansicht dem Regierungspräsidenten Friedrich in Königsberg, der es aber nicht glauben wollte. Sein heftiger Gegenbericht hätte Schulenburg beinahe ein Disziplinarverfahren eingebracht, wenn nicht unser inzwischen zurückgekehrter Landrat Dr. Gramsch den Frieden hergestellt hätte.«

Ein schwieriger Untergebener zu sein, den eigenen Kopf auch gegenüber den Vorgesetzten zu behaupten, hat Schulenburg stets für die Pflicht eines guten, nicht zum bloßen Funktionär absinkenden Beamten gehalten. Vermutlich hätte er sich aber trotzdem bei seiner Auseinandersetzung mit dem Regierungspräsidenten etwas mehr zurückgehalten, wenn er sich nur als Landrat und nicht auch als Nationalsozialist ausgesprochen gefühlt hätte. Der Nationalsozialist sah in der Entscheidung des Regierungspräsidenten eine einseitige Parteinahme zu Gunsten

der Königsberger Industriellen, die sich durch gekaufte »wissenschaftliche Experten« die Unschädlichkeit ihrer Abwässer hatten nachweisen lassen. Um so notwendiger hielt er es, nun seinerseits mit allem Nachdruck für die wirtschaftlich bedrängten und in ihrer Gesundheit ernstlich gefährdeten Haff-Fischer einzutreten.

Seine politischen Anschauungen haben sicher auch Schulenburgs Verhalten gegenüber den mittleren und kleinen landwirtschaftlichen Betrieben bestimmt. Er setzte sich mit Eifer und Erfolg nicht nur im Kreis Heiligenbeil, sondern in der ganzen Provinz für die Gründung des NSL = Nationalsozialistischen Landvolks ein, womit er sich den Zorn des vom Großgrundbesitz beherrschten Reichslandbundes und den nicht unberechtigten Vorwurf der Verletzung der einem Beamten geziemenden Unparteilichkeit zuzog. Wahrscheinlich ist er jedoch von derartigen Vorwürfen innerlich unberührt geblieben. Wie wir wissen, ist er in jener Zeit noch zu ganz anderen »Grenzverletzungen« bereit gewesen. So hat er kurz nach der »Machtergreifung« angeblich mit der Pistole in der Hand einen Staatsanwalt zur Freilassung zweier SA-Männer gezwungen, die wegen eines gegen ein polnisches Propagandabüro in Masuren verübten Bombenanschlages verhaftet worden waren.

Das, was man tut, ganz zu tun, war nun eben Schulenburgs Art, und so hat er sich für zwei bis drei Jahre mit seiner ganzen Persönlichkeit für den von ihm idealisiert gesehenen Nationalsozialismus eingesetzt. Wie sehr, bewies ein Gespräch, das, von Schulenburg erbeten, der Verfasser Ende März oder Anfang April 1932 mit ihm im Anschluß an eine Wochenendtagung des DHV in Königsberg hatte. Das Gespräch verlief im ganzen – an Einzelheiten ist mir noch in Erinnerung, daß Schulenburg auf Gregor Strasser große Hoffnungen setzte, an der Persönlichkeit Hitlers vorsichtige Kritik übte – ausgesprochen lustlos und unbefriedigend. Die tiefe Enttäuschung, die heftigen und bitteren Zweifel des Alt-Parteigenossen Dr. Krebs an den Methoden der Partei und den menschlichen Eigenschaften und politischen Fähigkeiten der meisten ihrer führenden Leute empfand der Jung-Parteigenosse Schulenburg als ärgerlich, wahrscheinlich sogar als zersetzend. Er wollte glauben, er zwang sich zum Glauben wie sehr viele junge intelligente Menschen im Deutschland des Jahres 1932. Das heißt allerdings nicht, daß er auf

eigenes Nachdenken und Urteilen gänzlich verzichtet hätte. In einem Brief vom 11. Oktober 1932 schreibt er an seine Braut:

»Ob Hitler *der* große Staatsmann ist, der das politische Schachspiel sicher und klar durchspielen kann, ist fraglich. Man hat das Gefühl, daß alle Entscheidungen in München nach langem, quälendem Ringen fallen... Die Nachricht, daß die Nationalsozialisten sich nach der Wahl an der Regierung beteiligen wollen, nehme ich mit Vorsicht auf... Wenn die nationalsozialistische Führung das täte, würde sie der Partei als politischer Kampfform den Todesstoß versetzen. Die Spießbürger schwenken schon jetzt ab. Wenn man aber vor dem Herrenklub die weiße Fahne hißt, dann werden die besten Leute in der Partei unter einer anderen Fahne, der roten, weiterkämpfen. Man würde nichts gewinnen und alles verlieren.

Die nationalsozialistische Partei braucht im übrigen eine Atempause, in der sie von Nicht-Nationalsozialisten gesäubert wird. Eine unfähige Bonzenschicht muß kaltgestellt werden...«

Und in einem zweiten Brief vom 13. Dezember 1932 heißt es: »Die Geschichte mit Strasser« – kurz vorher hat er ihn einen »neuen Typ des Führers, Volksmann *und* Führer mit Fingerspitzengefühl und feinsten Nuancen, wie ihn seit den Bauernkriegen Deutschland nicht hatte«, genannt –, »hat mich doch erschüttert. Strasser ist von den Unterführern die stärkste aufbauende Kraft, vielleicht der einzige Mann wirklich großen Formats. Ich wüßte nicht, wer ihn in der Bewegung und später in der Aufbauarbeit des Staates ersetzen könnte.«

Dennoch, trotz Bedenken und Zweifeln und enger persönlicher Beziehungen zu Strasser, mit dem er, so oft dieser in Königsberg anwesend war, lange Unterhaltungen geführt hatte, schrieb er: »An die *Idee* glaube ich fest... Ich bleibe bei ihr, es sei denn, daß man das Volk und seinen Glauben verrät.« (Brief vom 11. Oktober).

Hier haben wir jenen Willen, jenen Selbstzwang zum Glauben, von dem wir oben gesprochen haben. Um die Haltung Schulenburgs ganz zu verstehen, dürfen freilich die besonderen Umstände, auf die er in Ostpreußen getroffen war, nicht unerwähnt bleiben. Er hatte zu einem Kreis junger Menschen gefunden, die gleich ihm, begeistert, zukunftsfreudig, tatenhungrig, in der NSDAP die kraftvolle Volksbewegung sahen, der unter Zertrümmerung des »schwächlichen Gebil-

des« der Weimarer Republik eine Erneuerung Deutschlands von Grund auf und die Wiedererrichtung des Reiches als europäischer Ordnungsmacht gelingen würde.

Ein Angehöriger⁴⁵ des Kreises hat uns ihn und Schulenburgs Stellung in ihm geschildert: »In Königsberg/Preußen, wohin ihn die Bekanntschaft mit den gleichaltrigen Nationalsozialisten Bethke und von Grünberg, aber auch die für umwälzende Bewegung günstig erscheinende preußisch-koloniale Atmosphäre gelockt hatte, fand er unter Führung des Gauleiters Koch einen Kreis jüngerer Nationalsozialisten, dem außer den beiden Genannten noch weitere junge Verwaltungsbeamte und Wirtschaftsleute, darunter Träger adeliger Namen, angehörten, ausnahmslos Männer, die solides Können in ihrem Fach mit glühender Aufnahmebereitschaft für neue Ideen verbanden. In diesem Arbeitskreise wurde nun im Laufe des Jahres 1932 ernsteste Arbeit geleistet; es entstanden eine Reihe von Entwürfen über die Gestaltung von Staat und Wirtschaft – besonders bemerkenswert eine Denkschrift Schulenburgs über Führernachwuchs und Nachwuchserziehung⁴⁶ –; es wurde engste Fühlung mit führenden Kreisen der Reichsparteileitung, besonders aber mit Gregor Strasser, gesucht und gefunden, und so konnte tatsächlich die über jedes Wunschbild hinausführende ernste Vorstellung entstehen, daß die Dinge in der gewünschten Richtung laufen würden, daß es dem »Königsberger Kreis« vorbehalten sein würde, in maßgeblicher Weise bei der Umrißgestaltung und am Ideengehalt des neuen Reiches mitzuwirken.

Es ist vielleicht der Höhepunkt in Schulenburgs Leben gewesen. Das Gefühl, mit in vorderer Linie der neuen bewegenden Kräfte zu stehen, vielleicht dazu berufen zu sein, den gärenden Wein sich in rechter Weise klären zu lassen, den alten preußischen Wahrheiten der Sauberkeit und Bescheidenheit, des Könnens statt des Scheinens, des Männerstolzes vor Königsthronen in einer neuen »sozialistischen« Gesellschaftsordnung eine glänzende Wiederauferstehung zu sichern, mußte diesen, nur der Welt der Ideen lebenden Edelmann ganz erfüllen. Und so war es vielleicht die Zeit, in der Fühlen und Handeln, Bewußtsein und Tat bei ihm am meisten zu einer Einheit verschmolzen waren.«

Hier ist, auch wenn man neben einigen unerheblichen Einwendungen vor allem das Wort vom »Höhepunkt des Lebens« lieber den

Verschwörerjahren vorbehalten möchte, die härter geprüft und »höher« begnadet haben, die Gesamtsituation der ersten ostpreußischen Jahre Schulenburgs klar, lebendig und zutreffend geschildert. Die Stunde für die Verwirklichung seiner politischen Vorstellungen und Ziele schien gekommen, Vorstellungen, die er selbst vermutlich mit den Namen Friedrich Wilhelm I. und Freiherr vom Stein, ergänzt durch jene einiger Zeitgenossen wie Winnig, Strasser, Jünger, Moeller van den Bruck gekennzeichnet hätte. Ohne Rücksicht auf die Bedenklichkeiten der Bürokratie, die Einreden der Parteifunktionäre und Interessenvertreter im großen planen, handeln, führen zu können, war endlich, so durfte er glauben, möglich geworden. In diesem Glauben wurde er bestärkt durch das Glück einer Kameradschaft mit Männern, die von derselben Gesinnung, von denselben Anschauungen, die ihn beseelten, getragen wurden.

Diese Männer kamen aus den verschiedensten Lebensbezirken und Landschaften des Vaterlandes. Sie waren Beamte, Künstler, Gelehrte, Offiziere, Schriftsteller, Angestellte. Sie stammten aus Ostpreußen, Pommern, Mecklenburg, Westfalen, Schwaben, dem Baltikum, Bayern. Sie gehörten durchaus nicht alle der NSDAP an, aber sie waren alle durchdrungen von der Überzeugung, daß zur Heilung und Wiederaufrichtung des darniederliegenden Vaterlandes eine durchgreifende Reform, ja Revolution notwendig sei. Sie stritten sich, wie diese Revolution herbei- und zu welchem Ziele sie hinzuführen sei. Sie waren einig in der Auffassung, daß das Neue auch neuer Menschen mit sauberen Händen und Herzen bedürfe. Aus dieser geistigen Spannung erwachsen die Lebendigkeit und Fruchtbarkeit des »Königsberger Kreises«,⁴⁷ von der alle überlebenden Angehörigen noch heute rühmend zu berichten wissen. Das Wort Huttens: »Es ist eine Lust zu leben!« hätte auch ihm Losung und Bekenntnis sein können.

Für Schulenburg gab es noch einen besonderen Anlaß, das Leben und die Lust an ihm zu bejahen. Als Referendar in Kyritz hatte er im Hause des Landrates Egidi die Unterprimanerin Charlotte Kotelmann, Tochter eines Kaufmanns, der 1915 gefallen war, kennengelernt. Die jungen Leute waren zusammen geschwommen, hatten Tennis miteinander gespielt und lange Gespräche über Literatur geführt. Wie andere Freunde und Bekannte hatte auch Charlotte die Fritz

gerade interessierenden Bücher, darunter Arndts: »Wanderungen und Wandlungen des Reichsfreiherrn vom Stein« und die Essays über »Das Gesicht des Jahrhunderts« von Frank Thieß lesen müssen. Man hatte auch gleich Wohlgefallen aneinander gefunden und für einander geschwärmt, zu einer festeren Bindung war es jedoch nicht gekommen, auch dann nicht, als man sich im Herbst 1928 nach dem Assessor-Examen Fritz' und dem ersten Marburger-Semester der Philologie-Studentin Charlotte nochmals in Kyritz getroffen hatte.

Während Schulenburgs Recklinghauser Zeit waren die Beziehungen abgerissen. Erst hier in Königsberg, wo Charlotte Kotelmann seit 1929, unterbrochen durch ein Wintersemester 1931/1932 in München, studierte, hatte man sich wiedergetroffen. Ein kleiner scherzhafter Zwischenakt fand damit ein Ende. In jenem Wintersemester in München nämlich hatte Charlotte Kotelmann plötzlich einen Brief von Schulenburg erhalten, in dem er ernsthaft-ironisch schrieb, er habe von ihrer Verlobung gehört und würde sich, da er jahrelang auf sie gewartet habe, nun aus Kummer dem Trunk ergeben. Tatsächlich hatte sich die Schwester verlobt, weil aber Fräulein Kotelmann wohl der Meinung war, daß ein Wartender nicht unbedingt auch ein Schweigender sein mußte, überließ sie Schulenburg zunächst seinem Irrtum. Erst als sie ihn in Ostpreußen wiedersah, stellte sie die Sache richtig, und nach einer Woche, am 4. Juni 1932, fand die richtige Verlobung statt.

Von den Eltern, den Brüdern und der Schwester Tisa wurde die Braut freundlich aufgenommen. »Kind, du hast ja rote Haare!« rief Fritz' Mutter in Erinnerung an ein Jugendbildnis der schönen, rot-blonden Großmutter Arnim entzückt aus und war schon gewonnen. Doch nicht nur äußere Erscheinung und Charme der Braut gefielen, sie wurde auch sonst anerkannt. Am 11. März 1933 wurde die Ehe, kurz nach der Versetzung Schulenburgs nach Königsberg, in der Berliner »Dreifaltigkeitskirche« geschlossen. Als Trautext hatte sich Fritz Schulenburg selbst die Worte des Johannes-Evangeliums 12,36 ausgewählt: »Glaubet an das Licht, dieweil ihr es habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder seid!«

Außer den Eltern und Geschwistern nahmen an der Hochzeitsfeier die Freunde Cäsar von Hofacker und Friedrich von Werder mit ihren Frauen teil.

Im Frühjahr 1933 entschloß sich auch der General Schulenburg, der 1930 im Anschluß an die Lambach-Affäre aus der DNVP ausgeschieden war und neben Lettow-Vorbeck für die Volkskonservativen kandidiert hatte, nach langem Zögern gleich den vier älteren Söhnen zum Eintritt in die NSDAP. Ob er durch eine von seinem Sohn Heinrich im Sommer 1932 herbeigeführte Begegnung mit Hitler zu diesem Schritt veranlaßt worden war oder durch die damals in »nationalen Kreisen« verbreitete Meinung, man müsse jetzt – ungeachtet aller persönlicher Bedenken – der neuen großen Volksbewegung Wissen, Können und Erfahrungen zur Verfügung stellen⁴⁸, bleibt ungewiß. Fast möchten wir bei der engen Freundschaft zwischen dem Grafen und seinen früheren militärischen Mitarbeitern Beck und Stülpnagel, die beide Hitler sehr kritisch betrachteten, das letztere annehmen. Jetzt stand nur noch der jüngste Sohn Wilhelm, Fahnenjunker beim Potsdamer Inf.-Rgt. 9, aus bewußter Ablehnung des NS-Regimes außerhalb der Partei. Seine auf den ersten Blick überraschende Gegnerschaft läßt sich jedoch ohne Schwierigkeiten in eine Anfang der dreißiger Jahre an vielen Orten zu beobachtende Erscheinung einordnen. Überall sehen wir, wie Studenten, Angestellte, Offiziere, Arbeiter jener Jahrgänge, die Krieg und Revolution noch nicht als bewußte Parteigänger erlebt hatten, dafür aber in geschlossenen Gemeinschaften zu eigenem Denken und Urteilen erzogen worden waren, von den Verführungskünsten der großen Massenbewegungen auf der Rechten und Linken nicht mehr erreicht wurden und so auch Abstand zu Hitler und seiner Partei gewannen. Aus den Korporationen, den Gewerkschaften, den Jugendbünden, selbst aus den Gliederungen der NSDAP gibt es für diesen Vorgang mancherlei Zeugnisse. Daß diese Entwicklung nicht zur Reife kam, sondern durch die nationalsozialistische Machtergreifung zunächst einmal abgeschnitten wurde, darf man nicht jener Jugend, die in den folgenden Jahren von den Forderungen des Regimes psychisch und physisch verschlissen und aufgezehrt wurde, zur Schuld rechnen, sondern höchstens den Berufspolitikern aller Parteien, deren Versagen die Machtergreifung gefördert oder nicht verhindert hatte. Bevor sich eine neue Opposition bilden und den von Hoffnungen und Leidenschaften, von edlen und niederen Antrieben aller Art und zuletzt noch von der Wut der Verzweiflung hochge-

schwellten Flut der nationalsozialistischen Revolution und Kriegsfurie entgegenwerfen konnte, bedurfte es neuer Erkenntnisse, neuer Überlegungen und nicht zuletzt neuer Erfahrungen. Fritz Schulenburgs eigenes Schicksal zwischen 1932 und 1944 mit seinen Irrtümern und Enttäuschungen zeigt, wie schwer es war, im Kampf für die Bewahrung der immer gültigen und darum wahrhaft konservativen Lebensgesetze der Völker und Staaten wieder festen Stand, klare Richtung, eigenen Weg zu finden.

Am 1. März 1933 wurde Schulenburg unter Ernennung zum Regierungsrat an das Oberpräsidium Königsberg versetzt, nachdem Freunde des Hauses Schulenburg Görings Absicht, ihn zum Polizeipräsidenten von Stettin zu machen, unter Hinweis auf die geltenden Beförderungsbestimmungen vereitelt hatten.⁴⁹ In Königsberg erhielt Schulenburg das »Generalreferat für politische Angelegenheiten und Polizeisachen« bei dem noch von der Regierung Papen eingesetzten Oberpräsidenten Kutscher. Von seiner Tätigkeit in diesem Referat ist nichts bekannt außer der bereits erwähnten Befreiung verhafteter SA-Männer, die im übrigen ein nicht uninteressantes Nachspiel hatte.⁵⁰

Am Tage vor der Hochzeit Schulenburgs, am 10. 3. 1933, wurde er zu dem damals noch sehr auf den Schein der Legalität bedachten Göring befohlen, um sich zu rechtfertigen. Der Minister, angetan mit Lederwams und Seidenärmeln, empfing ihn unter einem malerisch im Raume schwebenden Schwert, vermutlich dem Symbol der strafenden Gerechtigkeit, und tadelte ihn mit strenger Miene wegen seines Verhaltens. Als er die Möglichkeit beruflicher Konsequenzen in Aussicht stellte, gab ihm Schulenburg zur Antwort: »Herr Minister, ich werde die Folgen zu tragen wissen!« Daraufhin wurde Göring sichtbar milder, meinte, so schlimm würde es diesmal wohl noch nicht werden und lud ihn zu Hitlers Tafel ein, wo er ihn als den »wilden Schulenburg aus Ostpreußen« vorstellte. Hitler scheint über die Angelegenheit kein Wort verloren zu haben, obwohl sie zweifellos eine Rechtsverletzung gewesen war. – Inzwischen warteten die Gäste des »Polterabends« auf den ausbleibenden Bräutigam, und der General fürchtete schon, daß der Sohn zu diesem passenden Termin aus der Verwaltung entfernt worden sei. Nach seinem Erscheinen konnte Fritz Schulenburg

diese Befürchtung zerstreuen. Seine Achtung vor Hitler und Göring aber hatte durch diese Art der Erledigung einen heftigen Stoß erhalten. Was er, der junge, von politischer Leidenschaft getriebene Regierungsrat, sich noch selbst hätte verzeihen können, – dem Führer der Partei und Kanzler des Reiches konnte er die zynisch-lässige Behandlung des verübten Rechtsbruchs nicht verzeihen. Er hatte Strafe erwartet und verdient, vielleicht unter Zubilligung von mildernden Umständen. Daß sie ihn nicht traf, empfand er nicht als Gunst oder Gnade, sondern als Versagen von Hitler und Göring gegenüber den Pflichten ihres Amtes. Zum erstenmal ahnte er etwas von der Gefahr, die dem Rechtsstaat drohte. Die preußischen Könige hätten sicher anders gehandelt.

Ende April oder Anfang Mai wurde nach einiger Verzögerung der Gauleiter Erich Koch als Oberpräsident der Provinz Ostpreußen eingesetzt. Kurz darauf ernannte er Schulenburg, den er seit der »Kampfzeit« sehr schätzte, durch sein Polizeireferat aber nicht voll ausgelastet sah und mit dem er wahrscheinlich auch als gräflichem Adjutanten renommieren wollte, zum »Persönlichen Referenten beim Oberpräsidenten«. Als Mitarbeiter wurde ihm der Referendar Herbert Boldt zugewiesen, der später einer seiner Verbindungsleute im Reichswirtschaftsministerium werden sollte.

In der neuen Stellung hatte sich Schulenburg vornehmlich mit Personalangelegenheiten zu befassen, also mit der in jenen Monaten aus politischen Gründen besonders wichtig und dringlich erscheinenden Erneuerung des Beamtenapparates. Das war eine Tätigkeit, die nach dem Grundsatz: »Die Partei befiehlt dem Staat!« nur unter Mitwirkung der Parteiinstanzen getan werden konnte. Gemäß seinen Ansichten über Selbständigkeit und Selbstverantwortung des höheren Beamten war aber Schulenburg nicht bereit, sich mit anderen Leuten in die Entscheidungsfreiheit und Entscheidungsbefugnis zu teilen. Er regte daher die Schaffung eines ebenfalls für Personalangelegenheiten zuständigen »Politischen Amtes« bei der Gauleitung an und ließ sich dessen Leitung übertragen. Mit der so hergestellten Personalunion waren dem Grundsatz vom Vorrang der Partei Genüge getan und mögliche Reibungsflächen zwischen Staat und Partei mindestens in der Theorie beseitigt.

Zunächst bewährte sich die getroffene Regelung auch, soweit wir das nach den spärlichen Nachrichten zu beurteilen vermögen. Sobald jedoch die Partei merkte, daß das »Politische Amt« offensichtlich den Zweck hatte, den Einfluß der Partei auf das Personalwesen abzuschwächen, ergriff sie Gegenmaßnahmen. Diese gingen in erster Linie von dem Gauamt für Beamte, Gauamtsleiter Preuß, aus. Das im wesentlichen für die politische Schulung der Beamtenschaft bestimmte Amt griff meist unter krasser Mißachtung des Fach- und Leistungsprinzips planmäßig und mit steigendem Nachdruck in die Personalauselese ein und bereitete dem Politischen Amt unter Schulenburg viele Schwierigkeiten. Dieser hielt sich auch seinerseits nicht an Zuständigkeitsgrenzen und richtete vom Politischen Amt aus Schulungslehrgänge für Beamte in der Gauführerschule in Rippen ein, die der Verbreitung seiner Auffassungen vom guten Beamtentum dienen sollten. So holte er das auf, was ihm auf dem Gebiet des Personaleinsatzes verlorengegangen war.

In Einzelfällen erwies sich das Politische Amt als durchaus wirksam. So konnte Schulenburg einige alte Bekannte aus Westfalen, die dort politisch unerwünscht oder mißliebig geworden waren, nach Ostpreußen holen oder sie dem Schutz seiner Freunde in anderen Provinzen anvertrauen.⁵¹ Er bemühte sich um die Heranziehung und Ausbildung junger Menschen, gleichgültig, woher sie kamen oder welche Schulzeugnisse sie mitbrachten, um für die Verwaltung frische, unverbrauchte Kräfte zu gewinnen.⁵²

Der heutige Ministerialrat im Württembergischen Innenministerium, Gerhard Ziegler, erzählt, daß Schulenburg, obwohl er dienstlich nichts mit ihnen zu tun hatte, ihm und seinem Kollegen Liedecke, die man zur Bearbeitung von Planungs- und Siedlungsfragen aus Schwaben nach Ostpreußen gerufen hatte, eine Lektion über Verwaltungspraxis – Briefstil, Aktenanlage, Anrede von Vorgesetzten – erteilte. Er griff aber auch, wo er auf Gleichgültigkeit, Lässigkeit und passiven Widerstand gegenüber dem verschärften Arbeitstempo stieß, hart und rücksichtslos durch.

»Er hat vielen geschadet« sagt ein anonymer Bericht, was nicht ganz aus der Luft gegriffen erscheint, wenn man in einem Brief Schulenburgs an Koch vom 12. Juli 1933 liest: »Ebenso muß auch die

Beamtenschaft, die heute noch ein völlig uneinheitliches Durcheinander darstellt, durch rücksichtslose Revisionen und schärfstes Anpacken in der Arbeit, durch dauernde Schulung, am besten zusammen mit den Führern der PO, und durch brutale militärische Disziplinierung zu einem einheitlichen Ganzen revolutionärer, preußischer Prägung zusammengeschweißt werden...« Nicht nur Akten-Wälzer und verantwortungsscheue Zuständigkeits-Jongleure, auch manche pflichttreue, aber in der Routine erstarrte Beamte mögen von solchem »schärfsten Anpacken« betroffen worden sein. Vielleicht aber ließ sich das in jener Übergangszeit nicht vermeiden. Später jedenfalls hat Schulenburg die Radikalität seiner Forderungen wesentlich gemildert und modifiziert.

Schon in dem großen Absagebrief an Koch vom 31. Dezember 1935 schreibt er: »Daher kann noch lange nicht jeder, der auf Führerschulen sportlich und militärisch gut abgeschnitten hat und militärische Einheiten gut führt, politisch führen; denn dazu gehört politisches Urteil, sicherer Instinkt und Zivilcourage nach oben, auch im kleinsten Bereich.«

Als gereifter aber und durch eigene Vorgesetzten-Erfahrungen wie durch das Gegenbeispiel eines bloßen Befehl-Gehorsam-Systems belehrter Mann findet er in einer wahrscheinlich Anfang 1942 im Reichswirtschaftsministerium verfaßten Denkschrift »Arbeiten wir richtig?«¹³ für die Behandlung und Anleitung der Beamten folgende Sätze: »Vereinfachung (der Verwaltung) ist nur möglich mit den Beamten, nicht gegen sie.

Die alten preußischen Beamtentugenden: Fleiß, Pünktlichkeit, Sorgfalt usw. *haben* uns fleißig, pünktlich, sorgfältig gemacht. Das Ziel ist erreicht und treibt und lockt uns nicht mehr... daher Erstarren in Förmlichkeiten, Verknöcherung, Bürokratismus. Nötig sind neue Ziele... z. B. statt des mechanischen Arbeitens, der Gleichgültigkeit, der Neigung zum Ablehnen von Gesuchen und Anträgen: Interesse an der Sache, Mitgefühl, Hilfsbereitschaft.

Höhere Leistungen sind nur zu erwarten, wenn der Beamte eine »freundschaftliche Gesinnung« zu seiner Behörde und seiner Arbeit aufbringt. Das ist nur möglich, wenn der Staat seine Beamten so pfleglich behandelt, wie seine Maschinen. Bei Fehlern nicht nach dem *Schuldigen* suchen, sondern nach der *Ursache*.

Der Bürokrat wird nicht geboren, er wird gemacht« (indem man ihn von Anfang an in ein Vorschriftendasein hineindrängt).

»Not tut eine auf Initiative abgestellte Ausbildung. »Es gilt Reiter zu erziehen, nicht Holzpferde auf Rädern und Schienen.«

Es gilt, den Beamten *Befriedigung* bei der Arbeit zu geben, damit sie sie *mit der gleichen Kraft und Liebe* tun, wie sie ihre Liebhaberinnen betreiben. Dazu gehört, den Beamten zum schöpferischen Arbeiten zu bringen; wer produktiv tätig ist, ist selbständig auch in untergeordneter Stelle, ist nicht mehr »als kleiner Beamter« ängstlich auf gehorsames Dienen bedacht, sondern fühlt sich befriedigt und beglückt.

Jedem muß der Weg, vorwärts zu kommen, gezeigt werden. Der Durchschnitt muß durch *fürsorgliche* Anleitung gehoben werden, wie der mittelmäßige Acker erst durch sorgfältige Bearbeitung volle Erträge liefert.«

Wie man sieht, das Ziel: der zu höchster Leistung willige und geschulte Beamte, hat sich nicht geändert, wohl aber die Methode, ihn zu erziehen. Nicht mehr die Zucht, die »brutale militärische Disziplinierung« steht im Vordergrund, sondern die psychologisch fördernde Führung, die Vertrauen, Freude und Befriedigung in der Arbeit zu erwecken versucht. Erst wenn diese Methode versagt, wenn die Leute nicht mitziehen oder durch »Radfahrer-Allüren« – nach oben schmeicheln, nach unten treten – das Betriebsklima vergiften, darf und muß härter zugefaßt werden. Aus Berichten seiner Mitarbeiter wissen wir, daß auch der Regierungspräsident Schulenburg dieses »Zufassen« noch verstand, nicht mit Schelte oder Drohung, sondern mit Sarkasmus oder dem Rat, sich einen anderen Vorgesetzten zu suchen.

In den ersten Königsberger Monaten – das Manuskript »Neuaufbau des höheren Beamtentums«⁵⁴ trägt das Datum »Pfingsten 1933« – hat Schulenburg zum zweitenmal seine nicht auf die unmittelbare Gegenwart gerichteten Gedanken über Beamtenauslese und Beamtenausbildung in einer Denkschrift niedergelegt.⁵⁵ Ihr Inhalt unterscheidet sich entsprechend der geänderten politischen Situationen in ihrem ersten Teil ganz erheblich von den Ausführungen des Vortrages bzw. des Aufsatzes aus dem Jahre 1931.

Die damals vorausgesagte Revolution hat stattgefunden. Der zur

leeren Form erstarrte Staat, dessen tragende Idee schon in den letzten Jahrzehnten des Kaiserreiches zu einem Schemen verblaßt war, ist, so muß Schulenburg glauben, durch den Sieg des Nationalsozialismus mit neuem, lebendigem Leben erfüllt worden. Der Staatsdiener, der Beamte, erkennt in seiner Arbeit endlich wieder Sinn, Würde und Ziel. Der ihn seit langem lähmende Zwiespalt zwischen Staatsideal und Staatswirklichkeit ist aufgehoben, womit zugleich auch die alten Beamtentugenden: Verantwortungsfreude, Charakterfestigkeit, Leistungswille, wieder zu Ehren gekommen sind. Darum muß sich der Beamte nun auch zu diesem »nationalsozialistischen Staat bekennen«, kommt es, »um die Idee des Nationalsozialismus durchzusetzen, darauf an, daß in jedem Staatsamt glühende Kämpfer und Bekenner des Nationalsozialismus stehen.« Um dies Ziel zu erreichen, läßt sich nicht vermeiden, in den Oberpräsidenten-, Regierungspräsidenten- und Landratsstellen auch Nichtfachbeamte zu verwenden. Diese – am Rande handschriftlich vermerkt »teilweise« – Verwendung von Nichtfachbeamten ist aber nur für eine Übergangszeit denkbar. Außerdem sind aus der jungen NS-Generation unter schärfsten Bedingungen die besten auszuwählen, um so in einer verkürzten Ausbildungszeit von 4 Jahren eine breite Schicht des nationalsozialistischen Beamten-Nachwuchses heranzuziehen. Auslese und Ausbildung müssen jedoch Sache der Verwaltung bleiben, verantwortlich vom Innenministerium und den politischen Dezernenten bei den Oberpräsidien und Regierungspräsidien geleitet und überwacht.

Schulenburg hält also an seiner ursprünglichen Vorstellung vom Vorrang der Verwaltung fest und will von dem Anspruch der Partei, auch Haltung und Zusammensetzung der Beamtenschaft entscheidend zu bestimmen, nichts wissen. Innerhalb seiner Amtsbereiche in Fischhausen, Berlin, Schlesien hat er diesen Standpunkt auch immer durchzusetzen verstanden.

Der zweite Teil der Denkschrift enthält die Vorschläge für die reguläre Ausbildung. Sie entsprechen weitgehend jenen des Jahres 1931, nur daß sie etwas knapper und schärfer gefaßt sind.

Wieder finden wir die Einteilung in Lehr-, Wander- und Meisterjahre. Das rein juristische Studium (Privatrecht, Strafrecht) an der Universität wird jetzt völlig verworfen und durch eine theoretische

Ausbildung an sogenannten Führerschulen = Verwaltungsakademien ersetzt, deren Lehrfächer Geschichte, Volkskunde, Wirtschaftsgeographie, Wirtschaftsgeschichte, Staatswissenschaften, Wehrwissenschaft, Volkswirtschaft sind. Theorie und Praxis sollen sich in der Ausbildung dauernd ergänzen, die Praxis aber den Vorrang haben. Dabei gehört zur Praxis auch die Tätigkeit in der freien Wirtschaft. Auf sportliches Training wird großer Wert gelegt, nicht weniger aber auf Erweiterung des geistigen Horizontes durch Auslandsreisen und die Erfüllung von schwierigen Sonderaufträgen.

Wir sehen, dem Grundsatz nach hat sich das Beamten-Leitbild Schulenburgs nicht geändert. Der nationalsozialistische Beamte, den er erziehen will, bleibt der preußische Beamte, der den Staat verkörpert und trägt, indem er ihm dient, nicht als Funktionär, sondern in freier Verantwortung, die auch vor Kritik an hohen und höchsten Vorgesetzten nicht zurückschreckt. »An jeder Staatsstelle muß ein Risiko hängen, das den Einsatz der ganzen Person fordert«, heißt es in der Denkschrift.⁵⁶

Beamtenauslese und Beamtenausbildung sind kein »Ding an sich«, sondern ein Mittel, den Staat für die Erfüllung seiner Aufgaben in Höchstform zu bringen. Schulenburg ist überzeugt, daß die nationalsozialistische Revolution und der nationalsozialistische Staat scheitern werden, wenn diese Höchstform nicht erreicht wird, wenn es nicht gelingt, ein nach Charakter und Leistung, Pflichtgefühl und Verantwortungsfreudigkeit vorbildliches Beamtentum heranzuziehen. Man kann damit auch nicht warten, jetzt sofort, im Frühjahr 1933 muß diese Aufgabe in Angriff genommen werden.

In dem bereits erwähnten Brief vom 12. Juli 1933⁵⁷ schreibt er aus Sulden am Ortler im vielgeliebten Südtirol, das er seit 1928 regelmäßig besucht, dessen deutsche Bevölkerung er in ihrem Abwehrkampf gegen den Faschismus und italienischen Imperialismus mit Geld und Buchspenden unterstützt und wohin er jetzt wieder zur Ausheilung einer Lungeninfektion, Erbteil der mütterlichen Familie, reisen mußte, an den Oberpräsidenten und Gauleiter Koch: »Während im Reich die Revolution ihr Tempo verlangsamte (siehe die Ernennung Schmitts und Darrés, die Rede des Führers an die Statthalter), treibt der Druck, unter dem Ostpreußen steht, sie dort schneller vorwärts. Die

Maßnahmen, welche die Reichsregierung für Ostpreußen vorbereitet, sind nur durch sozialistische Planung durchführbar, wenn sie zum Erfolg führen sollen... Ostpreußen wird also, da der Sozialismus im Reich nicht so schnell marschieren kann, zu *der* sozialistischen Position in Deutschland.

Ostpreußen hat also eine ungeheure sachliche Aufgabe. Es muß, von der Wehrfrage ausgehend, den Neuaufbau nach den großen Gedanken des Sozialismus vollziehen... Aber wenn die Revolution in Ostpreußen mit aller Kraft und folgerichtig vorwärtsgetrieben wird, dann wird Ostpreußen nach einiger Zeit die Führung des Sozialismus im Reich von selber zufallen.«

Hier erhebt sich die Frage, was Schulenburg unter »Sozialismus« verstanden hat. Leider läßt sich, soweit es um die konkrete Zielsetzung geht, eine voll befriedigende Antwort nicht geben, weil die Quellen spärlich fließen und verschiedene Färbung aufweisen. Die Wurzeln freilich liegen offen; Schulenburg war Sozialist aus Gerechtigkeitsinn und aus adeliger, christlicher, brüderlicher Verpflichtung gegenüber den in geistiger und materieller Enge und Not lebenden Angehörigen seines Volkes.

Ministerialdirigent Dr. Keßler schreibt:¹⁸ »In jedem Fall weiß ich, daß er sich als Regierungsassessor im Landkreis Recklinghausen bereits als Anhänger der Gewerkschaftsbewegung, der staatlichen Wirtschaftsführung zur Sicherung eines natürlichen Leistungswettbewerbes und der Allgemeininteressen, der Vergesellschaftung der Schlüsselindustrien, eines Mitbestimmungsrechtes und einer Gewinnbeteiligung der Belegschaft bekannte. Die staatliche Wirtschaftsführung sollte wohl mindestens durch Aufstellung von Entwicklungsplänen mit entsprechender Investitions- und Kreditpolitik erfolgen.«

Das sind fast genau die Forderungen der späteren Widerstandsbe-
wegung, vor allem des Kreisauer Kreises, wobei es scheint, daß Schulenburg in Anlehnung an die preußische Tradition des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I., Friedrichs des Großen und schließlich auch Bismarcks, besonderen Wert auf die »staatliche Wirtschaftsführung« gelegt hat. Sie meint, obwohl nur allgemein von Sozialismus, sozialer Position usw. gesprochen wird, der erwähnte Brief an Koch. Für sie, die staatliche Lenkungs- und Planungsarbeit, die

Beamten willig und geschickt zu machen, ist das Ziel der Reformvorschläge Schulenburgs zur Beamtenausbildung. Staatliche Wirtschaftsführung hat Schulenburg als Landrat und Regierungspräsident schließlich selbst immer wieder praktiziert.

Um das Bild abzurunden, muß man noch hinzufügen, daß für Schulenburg der Sozialismus auch den persönlichen Lebensstil umfaßt und daß die Legende von dem grundsätzlich besitzfeindlichen »roten Grafen« nur eine Legende ist. Schulenburgs Gegnerschaft galt nicht dem Besitz, sondern einer bestimmten Gruppe von Besitzern. Er, der sich selbst in Mähren oder in Österreich ein Gut kaufen wollte und gegen einen Grundbesitz in der Größenordnung von 3000 bis 5000 Morgen keine Einwände hatte, der außerdem »ein entschiedener Gegner jeder primitiven Nivellierung war«,⁵⁹ wußte den Wert von Besitz und Eigentum für die Gesunderhaltung von Volk und Staat und zur Sicherung der persönlichen und politischen Freiheit durchaus zu schätzen, forderte jedoch die Anerkennung des »Lebenscharakters« von Besitz und Eigentum. Den von ihm nicht geliebten »Generaldirektoren«⁶⁰ und Großgrundbesitzern warf er daher ihr für das Ganze kaum gehemmt Gewinnstreben vor und ihren vor und nach 1933 ständig wiederholten Versuch, unter nationaler Tarnung einen »neuen Feudalismus« zu begründen, der freilich nur die Entartungserscheinungen des alten zeigte: Verweigerung der auf jedem Besitz ruhenden besonderen Verpflichtung, dafür Anspruch auf Sonderprivilegien mit dem Ziel, Staat und Volk kraft einer überlegenen finanziellen und gesellschaftlichen Macht den eigenen Anschauungen und Interessen dienstbar zu machen.

Aus der Überlegung, wie diesem Mißbrauch des Besitzes in Zukunft zu steuern sei, und aus der in der Zwischenzeit gemachten Erfahrung, daß »staatliche Wirtschaftsführung« im totalitären NS-Staat etwas anderes bedeutet als im autoritären Preußenstaat – hier auf Steigerung des Staats- und Bürgerwohls, dort allein auf Vermehrung der Staatsallmacht gerichtet –, könnte das merkwürdige, wahrscheinlich 1943 entstandene Exposé⁶¹ »Sozialpolitik« entstanden sein.

In ihm entwickelt Schulenburg ganz neue, bis dahin bei ihm ungeübte Gedanken und Vorschläge. Sie stimmen weder mit den sozialpolitischen Vorstellungen des bürgerlichen, noch des sozialdemokra-

tisch-gewerkschaftlichen Flügels der Widerstandsbewegung überein. Auch von »staatlicher Wirtschaftslenkung« ist in dem Exposé nur noch beiläufig die Rede. Als die eigentlich verantwortlichen Träger einer gesunden Sozialpolitik, die den »Lebensschwachen« Fürsorge und Schutz gewähren müssen, werden die Gemeinden und die »Großwirtschaftswerke« oder, wie es an anderer Stelle heißt, die »Betriebsherren« angesehen. Die letzteren vor allem haben im Krankheitsfall für Arzt- und Medikalkosten einzutreten – »für Krankenhausbehandlung haftet die Wohngemeinde« –, Heimstätten mit Gartenversorgung und Deputaten zu errichten und eine Altersrente an ihre Betriebsangehörigen, bei Männern vom 63., bei Frauen vom 55. Lebensjahr an zu zahlen. Erst durch die Übernahme solcher Sozialleistungen – das patriarchalische Vorbild aus der Zeit eines strenggläubigen Landadels ist unverkennbar – erhalte Besitz sein Recht, werde ein Besitzer zum »Betriebsherrn«, würde aber auch, was für Schulenburg zweifellos von wesentlicher Bedeutung war, dem Großbesitz jener Überfluß an Barkapital entzogen, mit dem er einen unzulässigen und häufig verderblichen Einfluß auf die Politik ausgeübt habe.

Schulenburgs Vorschläge lassen sich, darüber darf man sich nicht täuschen, in der modernen Industriegesellschaft nicht verwirklichen, weshalb ein Eingehen auf weitere Einzelheiten überflüssig ist. Dagegen erscheint es sinnvoll, aus der Einleitung seiner Denkschrift eine Reihe von Sätzen zu zitieren, die seine Wandlung vom romantisch-gefühlbetonten Sozialisten, der Frack, Wäsche und Geld an Gerechte und Ungerechte verschenkte, zum nüchternen Betrachter sozialer Zustände zeigen, der freilich nicht mehr zu ebenso nüchtern-praktischen Lösungen kam.

Schulenburg schreibt: »Sozialpolitik ist Fürsorge für Menschen, die nicht in der Lage sind, aus eigener Kraft das Leben zu meistern. Man muß unterscheiden zwischen Menschen, die ihrem Geschick an sich, und solchen, die einzelnen Schicksalsschlägen nicht gewachsen sind. Schicksalsschläge können einen jeden treffen. Das Risiko ist demnach für alle gleich groß. Dem Geschick nicht gewachsen sein ist das Los derer, die nach Anlage oder infolge widriger allgemeiner Lebensverhältnisse die Kraft und den Willen zur Selbsthilfe nicht aufbringen. In einem gesunden Volk darf dies nur ein geringer Bruchteil der Bevölkerung sein. Das Zeitalter der Großindustrie hat diesen Bruchteil zur

gewaltigen Mehrheit der industrialisierten Bevölkerung anwachsen lassen . . .

Es ist das Wesen aller Fürsorge, daß sie die Drohung des Lebens beseitigen will. Die Drohung des Lebens ist aber ein wesentlicher Bestandteil des Lebens überhaupt. Sie beseitigen zu wollen, heißt, das Leben selbst zu gefährden, indem eine falsche Sicherheit erzeugt wird, die demoralisierend wirkt. In dieser Lage befinden wir uns heute . . .

Die großen Schicksalsschläge sind unbegrenzter Natur . . . Es ist ein billiges Verlangen, die Folgen derartiger Ereignisse auf eine tragfähige Mehrheit (die Wohngemeinde) abzuwälzen . . . Alle kleinen normalen Unfälle des Lebens hat der Betroffene selbst zu tragen. Damit ist schon festgelegt, daß auch bei der Abwendung der Folgen von Schicksalsschlägen eine Selbstbeteiligung zu erfolgen hat . . .«

Bei der Fürsorge für jene, die dem Gesckicke nicht gewachsen sind, muß man nach Schulenburgs Meinung zwei Gruppen von Menschen unterscheiden:

»1. Das Gesindel, das weder Willen noch Können besitzt, das Leben zu meistern; das allen Einrichtungen feindlich gesinnt ist, jede Fürsorge ausnutzt, in der Not meutert und alle Lebensnöte der Allgemeinheit auflastet.

2. Die Lebensschwachen, denen natürliche Anlage oder ungesunde Lebensverhältnisse die Kraft und schließlich auch den Willen nehmen, für sich selbst zu sorgen. In dieser Lage befinden sich nicht nur die Dauerkranken, Irren und Krüppel, sondern auch der größte Teil der heutigen Arbeiterschaft, ja selbst des Mittelstandes, vor allem in den Industriegebieten.

Ein Eingehen auf die Belange des Gesindels ist nicht erforderlich. Hier gilt nur eines: der Staat muß die volle Schärfe des Gesetzes gegen sie zur Anwendung bringen . . .«

Bei der zweiten Gruppe aber, deren Geschick von »ausschlaggebender Bedeutung für den Bestand des Ganzen ist«, kommt es darauf an, die Ungunst der Lebensverhältnisse abzustellen, so daß ein jeder mit dem normalen Geschick allein fertig werden kann. »Sofern aber eine Fürsorge erforderlich bleibt, ist diese in einer Form zu gewähren, die keinesfalls zu einer Schwächung der Kraft oder gar des Willens zur Selbsthilfe führt . . .«

Leider sagt Schulenburg nicht, an welche Formen der Selbsthilfe er denkt. Die Beteiligung an der Sozialversicherung durch Beitragszahlung kann es nicht sein, da er eine solche Versicherung nur noch im Raum der Großwirtschaft bestehen lassen und die Lasten dafür allein den Unternehmern, im Notfall mit Rückendeckung bei Reich und Ländern, aufbürden will. Unter Umständen gibt aber eine von ihm als Landrat in Fischhausen getroffene Maßnahme einen Hinweis auf seine Vorstellungen von »Selbsthilfe«. Dort in Fischhausen hat er etwa hundert aus dem Kreis stammende alte und harmlose Geisteskranke aus der Provinzial-, Heil- und Pflegeanstalt herausnehmen und in kreiseingesessenen Familien (meist Insthäusern) gegen einen Monatssatz von RM 25.— unterbringen lassen.⁶²

Das Experiment glückte: Die alten Leute fühlten sich in der häuslichen Pflege und bei der Erledigung kleiner häuslicher Pflichten wohler als in der Anstalt; auch wurde der Kreisetat nicht unerheblich entlastet. Dennoch wird man daran zweifeln dürfen, daß diese geglückte Einzelaktion einer »Nachbarschafts-Selbsthilfe« sich zu einem glückhaften System hätte entwickeln lassen. Mag sein, daß Schulenburg, da er bei seinen Überlegungen von einem Beamtentyp ausging, den er an dem eigenen Einfallsreichtum, an der eigenen Leistungsfähigkeit und Verantwortungsfreude maß, anders darüber dachte. Es kann aber auch sein, daß die Aktion in Fischhausen von 1935 mit dem Exposé von 1943 gar nichts zu tun hatte.

So bleibt als Ergebnis, daß mit dieser letzten erhaltenen Schrift Schulenburgs zum Thema »Sozialpolitik« das Bild seines Sozialismus weder um wichtige Elemente vermehrt noch klarer überschaubar wird. Das gilt um so mehr, als Schulenburg nach sicheren Informationen⁶³ in den vierziger Jahren wieder stark unter den Einfluß von Jüngers »Arbeiter« geriet. Jüngers Gedanken über den Arbeiter als den »Gestalter der Zukunft« passen jedoch nur wenig zu Schulenburgs »Fürsorge-Gedanken«. Vielleicht ergibt sich eine gewisse Auflösung des Widerspruchs, wenn wir Schulenburgs Denkschrift als einen Tarnungs- und Täuschungsversuch gegenüber Himmler oder als einen nicht völlig ernstgemeinten Diskussionsbeitrag innerhalb der Widerstandsbewegung nehmen, mit dem er, bewußt provozierend, eine erneute Durchdenkung des Problems erzwingen wollte.

Doch zurück nach Ostpreußen im Jahre 1933. Die Provinz in ihrer Insellage mußte in kürzester Zeit zu einer Inselfestung ausgebaut werden, um dem seit 1918 unablässig drohenden Expansionsdrang der Polen, die sich durch den deutschen Umbruch unter Umständen zu einer Kurzschlußhandlung verführen ließen, keine letzte Chance zu bieten. Der »Ostpreußenplan« wurde geschaffen. Der Plan sah die Gründung von Industriebetrieben in den Klein- und Mittelstädten vor, um so der Abwanderung nach dem Westen entgegenzuwirken. Der Bau von Straßen und Heimstätten für die Arbeiter, die an den militärischen Anlagen und Befestigungen beschäftigt waren, wurde in Angriff genommen und die Ansiedlung süddeutscher Bauernsöhne, die mit dem »Arbeitsdienst« ins Land gekommen waren, vorangetrieben. Schließlich begann man mit der Modernisierung der während der Zeit der Wirtschaftskrise sehr vernachlässigten ostpreußischen Badeorte.

Neben dem »Ostpreußenplan« trat, wahrscheinlich von Schulenburg angeregt und sicher von ihm mit einem Satzungsentwurf ausgestattet, die »Erich-Koch-Stiftung«, zunächst nur eine Art genossenschaftlicher, vom Staat geförderter Zusammenschluß zur Existenzsicherung all der kleinen Kriegsbeschädigten-Betriebe, die bisher in ihrer Selbständigkeit hatten weder leben noch sterben können. Ob darüber hinaus schon in dieser Anfangszeit Pläne vorlagen, die Stiftung zu einem großen, halbstaatlichen Wirtschaftskonzern zu erweitern, der sich einmal unter Anwendung sehr fragwürdiger Mittel über die ganze Provinz und die im Zweiten Weltkrieg angegliederten polnischen Gebiete erstrecken sollte, wissen wir nicht.⁶⁴

Für unsere Darstellung ist es auch unwichtig, da Schulenburg an der weiteren Entwicklung nicht mehr beteiligt war. Den ursprünglichen Zweck jedenfalls hat er bejaht, so wie er auch die staatliche Lenkung und Führung bei der Realisierung des »Ostpreußenplans« leidenschaftlich bejahte. Seine eigene Beteiligung dürfte mittelbar innerhalb des Königsberger Kreises eine beratende, anregende, vorantreibende gewesen sein. Wir hörten schon von seinen pädagogischen Bemühungen um die beiden Schwaben Liedecke und Ziegler, die neben Dr. Fremerey in dem von Prof. v. Grünberg geleiteten Landesplanungsamt arbeiteten, von seinen Beziehungen zu Weber-Krohse, der in seiner »Preußischen Zeitung« für den Ostpreußenplan warb, und von seinem

Einfluß auf die NS-Landvolk-Organisation, deren Unterstützung für die Verwirklichung der Siedlungsvorhaben des Ostpreußenplanes sehr notwendig war.

Unmittelbar war er als »persönlicher Referent« des Oberpräsidenten und als Leiter des »Politischen Amtes« bei der Gauleitung an der Bereitstellung der für die Ausführung des Planes nötigen Menschen beteiligt. Über diese Bereitstellung, konkret über die dabei anzuwendenden Auswahlprinzipien und über den von den Ausgewählten zu fordernden »Lebensstil« kam es jedoch sehr bald zu immer heftigeren, den ursprünglichen Kameradenkreis sprengenden Auseinandersetzungen zwischen Schulenburg auf der einen, dem Vize-Ober-Präsidenten Bethke⁶⁵ sowie dem stellvertretenden Gauleiter Großherr, Gauorganisationsleiter Dargel und dem Gauamtsleiter für Beamte Preuß auf der anderen Seite. Es ging um die Auslegung und die Konsequenzen des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums«.

Während Schulenburg, wie der Kommunaldezernent bei der Regierung Kanstein, der Königsberger Stadtrat Wolff und andere berichten, jeden tüchtigen und charakterlich einwandfreien Mann, ohne Rücksicht auf seine bisherige Parteizugehörigkeit im Dienst halten oder ihm doch wenigstens eine Übergangsfrist, in der er sich über seine Stellung zum Nationalsozialismus und über seinen Beitritt zur NSDAP klar werden konnte, gewähren wollte, drängte die andere Seite darauf, alle »Parteifeinde« in der Verwaltung, den Verbänden und Organisationen schnell und rücksichtslos zu beseitigen und durch echte oder auch unechte »alte Kämpfer« zu ersetzen. Daß damit wiederum das Parteibuch über die menschliche Qualität triumphieren und verwaltungsfremde wie verwaltungsuntüchtige Kräfte in breiter Masse – gegen wenige begabte, in der Kampfzeit tatsächlich bewährte Außenseiter hatte er nichts einzuwenden – in den Staatsapparat eindringen sollten, erregte Schulenburgs heftigen Widerspruch. Er fühlte sich in seinen grundsätzlichen Anschauungen von der Würde, Ehre, charakterlichen Haltung und Sauberkeit der Beamtenschaft angegriffen und beleidigt. Doch es war nicht das allein; die ganze Art, mit der von den neuen Herrn das große Werk der Staats- und Volkserneuerung angefaßt wird, erfüllte ihn mit Unwillen und Enttäuschung.

In einem Brief an seine Frau schreibt er am 24. August 1933 aus

Sulden: »Ich muß an das Volk hinter den Bergen denken, das heute noch im Rausch, unter Feiern, Reden, Aufmärschen seinen Schicksalsweg geht, der jahrelangen Kampf, Not und Grauen bringen wird und immer hart am Abgrunde vorbeiführt. Es geht mir heute alles zu leicht. Die Zeit, in der nur Menschen von letzter Härte das Schicksal meistern werden und die Schwätzer und falschen Führer wie Spreu zerstieben, wird kommen.«

Und in dem schon wiederholt zitierten Brief an Koch vom 12. Juli sagt er dem Gauleiter, zwar noch höflich in der Form, aber unmißverständlich in der Sache: »Unser *ganzes* Leben muß sozialistisch sein. Wir haben in der Repräsentation, im gesellschaftlichen Verkehr, kurz in allem, was außerhalb des unmittelbaren Kampfes und der Arbeit liegt, noch nicht überall die letzten Konsequenzen des Sozialismus gezogen . . . *Das Volk legt in unbeirrbarem Instinkt auf diese nur scheinbar äußeren Dinge entscheidenden Wert, weil es in ihnen den Ausdruck eines inneren Zustandes sieht.* Ostpreußen hat als historisches Preußenland, glaube ich, die Berufung, den preußischen Lebensstil des Kampfes und der Arbeit endlich wieder zum Durchbruch zu bringen. Wir haben uns auch im Nationalsozialismus stellenweise weit davon entfernt . . . Die preußischen Könige haben Hofschranzen und Byzantiner, die sich stets um Regierende versammeln, rücksichtslos beiseite geschoben, sind zum Volke gegangen und haben sich von ihm sagen lassen, wo der Schuh drückt. Das ist auch heute noch möglich. Eine unmittelbare Aussprache mit dem Volke, z. B. bei einem Besuch von Arbeitern in Elendswohnungen, haffkranken Fischern, armen Siedlern, Bauern, Grenzgefährdeten schafft mehr Kontakt, als irgendeine Propaganda könnte, und schafft Ihnen den Einblick in die Seele des Volkes, den Ihnen niemand anders geben kann . . .«

Der Appell fand keinen Widerhall. Koch war kein preußischer König, sondern ein kleiner, schlauer, überschnell zur Macht gekommener Mann. Nach einigen schüchternen Ansätzen, durch betont einfaches und bescheidenes Auftreten die Berechtigung der in der Kampfzeit lautstark verkündeten Verurteilung des »Bonzentums der Weimarer Republik« zu dokumentieren, ließ er bald alle Bedenken und Hemmungen fahren, um die Vorteile seiner neuen Stellung genießen zu können. Ihm gefielen die Schmeichler und Byzantiner im Gaustab und

im Oberpräsidium. Ihm gefiel noch mehr die Nachahmung bisher entbehrter Herren-Allüren mit Tafelfreuden, Jagdausflügen, prunkvollen Festen in prunkvollen Räumen auf neu erworbenem Grundbesitz. Ihm gefiel am meisten die beinahe unbeschränkte Befehlsgewalt – Berlin und München waren weit –, das orientalische Satrapentum, wie Schulenburg es später einmal nannte,⁶⁶ das ihm erlaubte, die Menschen nach Lust und Laune springen zu lassen.⁶⁷

Schon nach dem ersten Dreivierteljahr seiner Oberpräsidentenschaft ist der frühere Bahnangestellte nicht mehr imstande, sein Unbehagen über eine bewußt einfache Weihnachtsfeier im Hause Schulenburg⁶⁸ zu verbergen und zu der Familie eines miteingeladenen Arbeitslosen menschlichen Kontakt herzustellen. So ist es kein Wunder, daß sich das ursprüngliche gute Verhältnis zwischen Koch und Schulenburg – bei Gelegenheit duzte man sich sogar – rasch trübte und lockerte. Immerhin konnte ein offener Bruch zunächst noch vermieden werden. Der Streit mit Bethke und dem Gaustab, vertreten durch Großherr, Dargel, Klimmeck, verschärfte sich dagegen weiter und wurde zur erklärten Gegnerschaft, die sich bald nicht mehr mit mündlichen und schriftlichen Äußerungen begnügte, sondern auf beiden Seiten konkrete Maßnahmen einleitete.

Bei der Partei betrieb man die Entfernung Schulenburgs aus seinen Parteiämtern und aus Königsberg. Schulenburg aber begann mit den ihm treu gebliebenen Freunden des »Königsberger Kreises« eine »Oppositionsgruppe« zu bilden, die *innerhalb* der Partei für die Beseitigung von sachlichen und personellen Mißständen eintrat. Bereits im Frühjahr 1934 benutzte er einen Lehrgang in der Gauführerschule Rippen, während dem er selbst über »Die Tugenden des preußischen Beamten« sprach, um Material für ein »Schwarzbuch« über Korruption, Übergriffe und personelle und fachliche Fehlentscheidungen der Partei zu sammeln. Das »Schwarzbuch« wollte er bei Gelegenheit den führenden Männern der Partei vorlegen, was dann auch geschehen ist. 1937 mußte er jedoch eingestehen, daß er mit seinem Material weder bei Hitler, Heß, Göring noch bei Himmler, auf den er wegen der in der SS herrschenden strengen Zucht und ihrer antikapitalistischen Einstellung eine Zeitlang eine gewisse Hoffnung gesetzt hatte, irgendwelchen Erfolg gehabt hatte. »Ich bin bei keinem gelandet.«⁶⁹

Die Sammlung von Informationen und Nachrichten aller Art, auf die Schulenburg auch in all den folgenden Jahren größten Wert legte,⁷⁰ war im übrigen nicht nur eine Archivangelegenheit, um früher oder später Anklagematerial zur Hand zu haben, sie diente auch unmittelbaren praktischen Zwecken. Schnell und zuverlässig informiert gelang es der Oppositionsgruppe um Schulenburg, da und dort einen bewährten Beamten vor dem Zugriff der Partei zu schützen oder in einer Abseitsstellung zu verbergen, die Versuche des Oberpräsidiums und der Gauleitung zur Unterbringung untüchtiger Parteibuch-Inhaber in der Staats-, Provinzial- und Kommunalverwaltung zu durchkreuzen und in einigen Stadt- und Landkreisen einen zuverlässigen Mitarbeiterstab zusammenzustellen.⁷¹ Die engen Beziehungen, die Schulenburg dank eines umfangreichen, vornehmlich in den Ausbildungsjahren gewonnenen Freundeskreises zu den Berliner Ministerien hatte, und der gute Ruf, den er schon damals seiner Fähigkeiten wegen innerhalb der preußischen Verwaltung genoß, haben sich bei dieser beinahe schon konspirativen Tätigkeit als nützlich erwiesen.

Noch freilich war die Konspiration nicht gegen die Partei und das Regime gerichtet, sondern nur gegen dessen offenkundige Entartungserscheinungen und Fehlleistungen. Schulenburg und die meisten seiner Freunde fühlten sich nicht als Anti-Nationalsozialisten; vielmehr waren sie überzeugt, als die einzig wahren Nationalsozialisten die Tradition und Idee der Bewegung vor den Opportunisten und Schädlingen retten zu müssen. Schulenburgs Kernspruch lautete damals: »Mit dem Volk und Hitler gegen die Bonzen!« Darum wenden sie zuweilen auch Kampfformen an, die in ihrer Ähnlichkeit mit Studentenstreichen dartun, daß noch nicht letzter Ernst und unversöhnliche Feindschaft dahinter standen.

So bringt man, wenn wieder einmal bei einer der zahlreichen öffentlichen oder privaten Feiern sich Vertreter der »neuen Bonzokratie« sinnlos betrunken haben, die Opfer des Alkohols im Wagen zur Residenz des Oberpräsidenten im Hippelschen Palais – die frühere Oberpräsidentenwohnung war nicht mehr repräsentativ genug – und legt sie vor Kochs Tür ab: »Da hast Du Deine Paladine, Vorbilder des Volkes, Führer in eine bessere, saubere, unter dem Gesetz Preußens stehende Zeit!«

Die Mißstände in der Partei wurden weitgehend auch in die politischen Lageberichte aufgenommen, die vom Oberpräsidium vierteljährlich an das Reichs- und Preußische Ministerium des Innern zu erstatten waren. Als Gauleiter Koch dahinter kam, erreichte er die Einstellung dieser Berichterstattung. Schulenburg zog daraufhin den eigenen Nachrichtendienst heran und brachte die Meldung wichtiger Angelegenheiten über Mittelsmänner in das Ministerium sowie in die Parteikanzlei. Als weitere Maßnahme zur Säuberung der Partei wurde die von dem streng an Ethik und Recht gebundenen nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten Dr. Usadel verfaßte Schrift »Zucht und Ordnung« auf Schulenburgs Veranlassung verbreitet.

Auch der sogenannte »Röhmputsch« dürfte, so hart Schulenburg das wider Recht und Gesetz verstoßende Vorgehen Hitlers als »wildes Mordsystem« verurteilte und diesen von da ab innerlich nicht mehr als Führer anerkannte, noch nicht zu einer völligen Abkehr von der Partei und dem NS-Staat geführt haben. Viele Anzeichen, nicht zuletzt sein Bestreben, entgegen den Methoden radikaler Revolutionäre im eigenen Amtsbereich das Beste zu leisten – erst seit 1943 spielt er mit dem Gedanken einer Lähmung des Systems durch einen »Streik der höheren Beamenschaft« –,⁷² deuten darauf hin, daß er noch verhältnismäßig lange an die Möglichkeit einer Evolution mit einer allmählichen Ausschaltung der ersten versagenden Führerschicht, auch in der höchsten Spitze, geglaubt hat.

Dieser Glaube hatte mancherlei Gründe: Selbstvertrauen, Vertrauen zu den Fähigkeiten, dem guten Willen und der lauterer Gesinnung der vielen Freunde, die er in der Verwaltung, der Wehrmacht, der Wirtschaft und auch der Partei am Werke wußte, das Bewußtsein, daß ein »Zurück nach Weimar« keine Lösung, das Bild einer Zukunft nach Weimar und Hitler aber noch völlig unklar war, und endlich auch das Festhalten an bestimmten Forderungen und Idealen des Nationalsozialismus.

Wie eine Zusammenfassung seiner Haltung erscheint die Antwort, die Schulenburg 1937 einem jungen Mitarbeiter gab, der entgegen seinem Rat keinen Aufnahmeantrag für die NSDAP stellen wollte: »Man kann zwei Standpunkte haben: Entweder man sagt sich, die Partei reitet Deutschland ins Unglück, und daran will ich nicht mit-

schuldig sein, oder man stellt fest, daß im Programm manche gute Punkte sind, die nur noch nicht verwirklicht werden konnten, weil es zu wenig gute Elemente in der Partei gibt. Wenn man diese guten Parteigenossen unterstützen will, tritt man ein.« Wenn er dagegen noch 1942/43 Prof. Liedecke, der von der SS zum Eintritt aufgefordert wurde, zuredete, dieser Aufforderung zu folgen: »Wir müssen da drin stehen!«, dann aus der Überzeugung, daß man in einem totalitären Staat eine wirksame Opposition nur aus der Position machen kann. Eine weitere Parole Schulenburgs in diesem Zusammenhang war: »Hinein! Und dann müssen wir sie mit ihren eigenen Methoden schlagen.«

In den Tagen des »Röhmputsches« hatte sich Schulenburg mit seiner jungen Frau in das Jagdhaus seines Freundes Werne irgendwo in Masuren zurückgezogen.⁷³ Den genauen Anlaß kennen wir nicht. Er selbst hat sich zu niemanden geäußert; auch ließ sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen, ob er schon vor dem Eintreffen der ersten Nachrichten über das makabre Geschehen oder erst unmittelbar danach abgereist ist. Vielleicht befürchtete er, wegen seiner früheren Verbindungen zu Gregor Strasser in den Jahren 1931/32 auf der Abschlußliste zu stehen, vielleicht hatte er auch⁷⁴ nach dem Ausscheiden Strassers aus seinen Parteiämtern noch die alten Beziehungen zu ihm aufrechterhalten und war damit in die geheimen Bestrebungen des Frühjahrs 1934 eingeweiht, die auf eine Umbildung des Kabinetts Hitler und die Rückkehr Strassers in die Politik an verantwortlicher Stelle zielten. In diesem Fall wäre der Rückzug in die Masurischen Wälder ohne weiteres verständlich, zumal in Königsberg anders als im Reich nicht nur die SS, sondern auch Teile der SA unter dem Standartenführer Otto zu den Strasser-Gegnern zählten. So drohte Gefahr auch von dieser Seite. Tatsächlich blieb Schulenburg jedoch unbehelligt; allerdings hatten zwei SS-Leute während seiner Abwesenheit zweimal in seiner Königsberger Wohnung nach seinem Verbleib gefragt.

An den Verhältnissen in Ostpreußen hat die Röhm-Affäre nichts geändert. Die Auseinandersetzungen über Personalfragen gingen trotz des blutigen Menetekels weiter. Man erkannte nicht oder wollte nicht zugeben, in welchem Umfang Schulenburgs Ansichten und Forderungen durch diesen 30. Juni 1934, an dem auf jeden Fall ein geschichtliches

Urteil über ein schlecht ausgewähltes und mangelhaft erzogenes Führerkorps gefällt worden war, als richtig erwiesen worden waren. Man war ebensowenig bereit, sich den während des ersten NS-Jahres gewonnenen Einsichten und Erfahrungen Schulenburgs, wie er sie in einer Pfingsten 1934 abgeschlossenen Denkschrift »Reichsreform«⁷⁵ niedergelegt hatte, ernsthaft zu stellen.

Im Gegensatz zu anderen Arbeiten Schulenburgs erscheint diese Denkschrift nicht aus einem Guß. In der politischen Entwicklung ihres Verfassers hat sie jedoch ihren Platz und ihre Bedeutung, weil sie zeigt, wie er in einer gegebenen Situation sich und seine Anschauungen zu behaupten und durchzusetzen sucht, ohne dabei in eine starre Rechthaberei zu verfallen. Um zwei Dinge vor allem geht es Schulenburg. Er will die geistige Synthese zwischen seiner preußischen Auffassung von der Würde und Integrität des Staates und dem mit dem Schlagwort: »Einheit von Staat und Partei« getarnten Anspruch der Totalitären in der NSDAP finden und fixieren. Für die unmittelbare Praxis aber will er dem Organisationspluralismus mit ständigen Kompetenzstreitigkeiten, Übergriffen hier, Verantwortungsscheu dort und unfruchtbar-ärgerlicher Doppelarbeit entgegenwirken. Die Lösung sieht er im Aufbau einer Führungshierarchie, die, zwischen Staat und Partei stehend, mit autoritärer Vollmacht den Apparaten beider Institutionen ihre bindenden Weisungen gibt. Der »Gauführer«, wie ihn Schulenburg nennt, soll also nicht, wie das nach 1933 für die bisherigen Gauleiter üblich wurde, als Reichsstatthalter oder Oberpräsident unmittelbar ein Staatsamt übernehmen, sondern er soll als »Einheitsführer« seines Gebietes anregend, befehlend, überwachend durch den Chef der Verwaltung dafür sorgen, daß im »nationalsozialistischen Geiste« verwaltet wird, während der regionale Chef der Partei ihm für die richtige Erfüllung der Parteiaufgaben verantwortlich ist. Auf diese Weise hofft Schulenburg die notwendige säuberliche Trennung der Aufgabenbereiche zu erreichen, ohne die in der Person des »Einheitsführers« konkret verkörperte »Einheit von Staat und Partei« zu zerstören. Zum anderen will er die Partei, die zu einer Massenorganisation entartet ist mit dem Ehrgeiz, sich mit und ohne Fachkenntnisse in Verwaltung, Wirtschaft, Kultur- und Sozialarbeit zu betätigen, wieder zu ihrem ursprünglichen Wesen zurückführen.

»Die Partei muß sich immer wieder auf ihr Wesen und ihre ureigene Aufgabe konzentrieren. Sie ist ihrer Natur nach ewige Bewegung. Tag für Tag muß sie danach ringen, die Idee rein, den Glauben wach zu halten und dem Willen neue Kraft zu geben...« Die Partei als Orden, als Auslese und Erziehungsgemeinschaft der nach Art, Haltung und Leistung Besten ist seit jeher eine der Lieblingsvorstellungen Schulenburgs gewesen. Dieser Orden muß nicht selbst Staat sein wollen, so wenig wie die Mönchsorden Kirche sind, aber er hat die »*Auslese und Erziehung der Führer*« und die Bildung der *Führerschicht* für den Staat zu leisten«, um ihn so allmählich zu durchdringen und zum »Führerstaat« zu formen. Er muß außerdem eine dauernde Verbindung zwischen Staat und Volk herstellen, das, weil es zu direkten Wahlen nicht mehr herangezogen wird, der lebendigen Führergestalt bedarf, um in ihr den Staat zu erleben.

Freilich »das Volk erkennt nur den als Führer an, der *allein durch seine Persönlichkeit und sein Vorleben* die Gefolgschaft in seinen Bann zwingt, indem er alles zuerst von sich fordert und sich der härtesten Zucht unterwirft.« Der Orden muß schließlich »der *feste Glaubenskern und das dynamische Willenszentrum der staatstragenden Schicht* bleiben, in dem sich die politische Idee immer wieder zu *erneuern* hat, von dem aus sie immer wieder in das Leben vorzustößen hat.«

Wir sehen, die Forderungen, die Schulenburg hier an die Partei als einen Orden stellt, hat er in anderem Zusammenhang an das Beamtentum gestellt. Der Schluß liegt nahe, daß er von seiner früheren Vorstellung, die dem Beamtentum den ersten Platz im Staate gab, abgekommen war, um der Partei den Vorrang einzuräumen. Wir halten diesen Schluß jedoch für falsch oder mindestens für zu weitgehend. Ihn widerlegen spätere Äußerungen Schulenburgs, in denen er wieder sehr energisch für das Recht und das Ansehen der Beamten und deren politische Unabhängigkeit eintrat. Ihn widerlegt vor allem der Eindruck, daß die Denkschrift offensichtlich für eine bestimmte Situation, eben jene des Frühjahrs 1934 geschrieben wurde, um zeitlich und sachlich begrenzte Zwecke zu erreichen.

Wir deuteten sie schon an: Er will sein Bild vom Staat retten, das durch den Pluralismus unzuständiger und unkontrollierbarer Insti-

tutionen, die mit Macht- und Führungsansprüchen in ihn hinein-drängen, zerstört zu werden droht. Er will das Bild von der Partei als einer ideellen Führungsmacht wiederherstellen, deren Aufgabe vornehmlich im geistigen, nicht im organisatorischen Raum liegt. Er will schließlich die eigene Position in dem nun schon seit Monaten währenden Macht- und Richtungsstreit festigen. Dabei unterlaufen ihm Wiederholungen und Überspitzungen; manchmal spürt man eine gewisse Unsicherheit und Zwiespältigkeit, so, wenn er im 4. Teil der Denkschrift »Reich und untere Lebenseinheiten« seiner grundsätzlichen Forderung nach straffer, einheitlicher Führung die andere Forderung entgegenstellt, daß durch einen übertriebenen Zentralismus die unteren Lebenseinheiten, Gaue, Kreise, Gemeinden, Berufsstände nicht ihrer Selbstverwaltung beraubt und damit als *natürliche Aufbauzellen* des Volksganzen zerstört werden dürften. Ähnliche mindestens scheinbare Widersprüche finden sich mehr, können jedoch, da sie keine Kernprobleme in der Gedankenwelt Schulenburgs berühren, unberücksichtigt bleiben.

An wen Schulenburg seine Denkschrift »Reichsreform« gegeben hat, wissen wir nicht. Daß er mit ihr in der vorliegenden Konfliktsituation keinen Erfolg erzielte, sagten wir schon.

8 Landrat in Ostpreußen

»Bald teilte uns Schulenburg mit, daß er als politischer Referent des Oberpräsidenten seinen Posten aufgebe. Da er von drei freien Stellen zwei durch Parteileute besetzen müßte, von denen er wisse, daß sie nicht geeignet seien, Städte oder Kreise zu führen, würde es der Provinz auch nicht helfen, wenn schließlich nur ein Drittel der Verwaltungsführer brauchbar wären. Er habe den letzten Posten, den er zu vergeben hätte, den des Landrats zu Fischhausen, nunmehr an sich vergeben!«⁷⁶

Sicherlich muß man den Schlußsatz dieses Berichtes ironisch verstehen. In ihm verspottete Schulenburg die Zustände und die Nutzlosigkeit des eigenen Bemühens. Doch wenn er sich auch nicht selber zum Landrat ernennen konnte, so ist doch sicher, daß er aus seinem Amt in Königsberg, das ihn immer weniger befriedigte, fortstrebte und daß er dort auch nicht gehalten wurde. Die Versetzung scheint nach dem Aktenbefund⁷⁷ über den Kopf des Oberpräsidenten und des Königsberger Regierungspräsidenten unmittelbar vom Reichs- und Preußischen Minister des Innern verfügt worden zu sein. Bereits am 20. November 1934 trat Schulenburg seine Stellung als kommissarischer Landrat in Fischhausen an. Erst auf Anmahnung aus dem Ministerium vom 10. Mai 1935 zogen Oberpräsident und Regierungspräsi-

dent nach, führten eine Beschlußfassung des Kreisausschusses Fischhausen herbei und befürworteten auch ihrerseits die endgültige Ernennung, die dann, rückdatiert auf den 1. Juni, am 20. August 1935 erfolgte.

Der Vorgänger Schulenburgs, Landrat Naudè, war schon vor dem Dienstantritt Schulenburgs aus dem Amt entlassen worden, weil er sich mit der Partei überworfen hatte. Schulenburg, mit Naudè von der Potsdamer Zeit her befreundet, hatte diese Entfernung nicht verhindern, wohl aber mit Hilfe seiner Berliner Verbindungen dafür sorgen können, daß Naudè fern von Ostpreußen in Quedlinburg ein neues Landratsamt erhielt. Für den Bericht Heinrichs, daß sich Schulenburg den Kreis Fischhausen, der 1045 qkm groß mit rund 75 000 Einwohnern, mit seinen in den Jahren vor 1933 vernachlässigten Badeorten, mit seiner verschuldeten Landwirtschaft, seiner unterbeschäftigten Industrie, seiner von Krankheit und Armut bedrängten Fischereibevölkerung und seinen schlechten Finanzverhältnissen eine Reihe schwer zu lösender Aufgaben stellte, selbst ausgesucht hat, gibt es keine weiteren Belege. Seiner ganzen Art nach können wir jedoch annehmen, daß ihn gerade diese Schwierigkeiten lockten. Sie gaben ihm die ersehnte Gelegenheit, endlich ungestört von anderen seine Fähigkeiten zu beweisen und seine Auffassungen von Preußentum, Nationalsozialismus und Beamtentum in die Tat umzusetzen. Aus den spärlichen schriftlichen und mündlichen Nachrichten gewinnt man den Eindruck, daß er hier in Fischhausen geradezu etwas wie einen Modellfall für die Verwirklichung seiner Anschauungen schaffen wollte.

Das beginnt mit kleinen Gesten,⁷⁸ wie man es vom materiellen Nutzeffekt her nennen kann. Er schaffte den zweiten großen Dienstwagen ab, gab einen Teil der Dienstwohnung zu anderweitiger Vermietung frei; bezahlte aus der eigenen Tasche die Kosten für Heizung und elektrischen Strom, die bisher aus dem Etat des Landrats genommen worden waren. Für Schulenburg freilich waren es keine Gesten. Natürlich wußte er, daß die eingesparten Summen nicht zu Buch schlugen. Darauf kam es ihm aber auch nicht an; notwendig war nur, daß endlich mit der vielberufenen preußischen Einfachheit und Sparsamkeit ein Anfang gemacht wurde. Im übrigen erforderte auch die Lage selbst solche Sparsamkeit und Zusammenfassung aller Mittel und Kräfte.

Noch waren die Folgen der großen Wirtschaftskrise längst nicht überwunden, da kamen mit der beginnenden Aufrüstung schon neue Aufgaben und Ausgaben auf den Kreis zu. Ihnen zu begegnen wurden von Schulenburg eine Reihe von Maßnahmen eingeleitet, über die wir aus mündlichen und schriftlichen Berichten ziemlich genau Bescheid wissen. Über anderes, was er zweifellos außerdem getan hat, besitzen wir keine Kenntnisse. Da war zunächst die Gründung des »Heimwerkes Samland«, eines Genossenschaftsbetriebes, der handwerkliche, kaufmännische und erzieherische Aufgaben in sich vereinigte. Als Werkführer wurde von Schulenburg Werner Zastrau, als Geschäftsführer Hans Heinrich berufen. Als Berater wirkte Hugo Kükelhaus mit, dem wir später in Berlin und Schlesien wiederbegegnen werden.

Der Aufgabenstellung entsprachen die Methoden: Erziehung des kreiseingesessenen Handwerks zu höherer Leistung durch Vorbild und Lieferung von Vorlagen. Ausbildung von künstlerisch begabten Männern und Frauen aus der Land- und Fischereibevölkerung in Web-, Flecht- und Schnitzarbeiten als Nebenbeschäftigung in arbeitslosen Wochen, Ausführung von Behördenaufträgen in den eigenen Werkstätten des »Heimwerks«. Die künstlerische Zielsetzung des »Heimwerks« stimmte etwa mit der Formsprache des »materialgetreuen« und an volkstümliche Überlieferungen anknüpfenden »Kunsthandwerks« überein, wie es sich in den zwanziger Jahren vornehmlich unter dem Einfluß der Jugendbewegung entwickelt hatte.

Die Ergebnisse waren zufriedenstellend, auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Nachdem die Tischler bessere Möbel lieferten, kauften die Empfänger von Ehestandsdarlehen am »Ort« und nicht wie bisher in Königsberg. Die kirchenspielweise eingerichteten Webstuben, in denen Frauen und Mädchen unter der Anleitung von Gewerbelehrerinnen lernten, verkauften ihre Erzeugnisse in den Badeorten Cranz, Neukuhren, Rossitten und Rauschen. Dasselbe geschah mit den Flechtarbeiten, für die das Rohmaterial an den Seen und der Nehrung in ausgedehnten Binsefeldern wuchs, und mit den Schnitzereien, die von den Fischern in den Wintermonaten hergestellt worden waren. Die hölzernen Flundern als Frühstücksteller, die Buchstützen mit dem Kurenwimpel, die kleinen Schiffsmodelle wurden von den Sommergästen gern als Reiseandenken mitgenommen.

Bei den Behördenaufträgen handelte es sich, vermutlich unter der Devise »Schönheit der Arbeit«, um die Einrichtung von Standesämtern, Sitzungsräumen, Amtsstuben. Die Ausgestaltung der Weinstube im Keller des Kurhauses Neukuhren wurde von der Leitung des »Heimwerks« als Krönung seiner Arbeit angesehen.

Verbesserung der öffentlichen Anlagen, Renovierung und Neubau von Kurhäusern in den Badeorten des Kreises gehörten zu einem zweiten Arbeitsgebiet, dessen sich Schulenburg bevorzugt annahm.

Die Badeorte, während der Zeit der Wirtschaftsdepression mit ihrem Absinken der Besucherzahlen zurückgeblieben, ja in vielen ihrer Bauten und Anlagen verwahrlost, mußten ein neues, freundlicheres und moderneres Gesicht erhalten, um den Ansprüchen der langsam wieder zu strömenden Gäste aus dem Reich zu genügen. Daß diese Notwendigkeit von den kommunalen Instanzen erkannt und ihr trotz mancher finanzieller Bedenklichkeiten entsprochen wurde, hat Schulenburg mit großer und nicht immer bequemer Energie betrieben, zugleich aber auch in Berlin für die Bewilligung von staatlichen Zuschüssen in Höhe von einigen Millionen gesorgt. Aus dieser Bewilligung von Staatsgeldern leitete er nun freilich auch das Recht ab, sich um die praktische Ausführung der verschiedenen Pläne und Bauvorhaben zu kümmern.

Drei Beispiele: Gegen den Entwurf für den Neubau des Kurhauses in Rossitten erhob er nachdrücklichen und wirksamen Einspruch, weil sich dieser Entwurf nach seiner Ansicht nicht den landschaftlichen Gegebenheiten anpaßte. – Beim Bau der Uferpromenade und der See-stege in Bad Rauschen setzte er gegen den heftigen Widerspruch der Partei die Vergebung des Auftrages an den tüchtigen Architekten Hans Hopp durch, obwohl dieser als Kommunist galt und es wahrscheinlich auch war. Der Mensch und seine Leistung bedeuteten ihm mehr als Parteibuch und Parteigesinnung. – Sehr zum Ärger bestimmter Geschäftskreise sperrte er an Sonn- und Feiertagen die Kliffstraße für den privaten Autoverkehr. Die Landschaft und die in ihr Erholung suchenden Menschen sollten vor der Überflutung durch ein lärmendes Sonntagspublikum geschützt werden.

Gewiß, sein Eingreifen in diesen drei Fällen hatte nichts Weltbewegendes; immerhin zeigt es, wieweit er das Maß seiner Zuständigkeiten und Interessen gespannt und in welchem Umfang er seine innere Freiheit

gegenüber den Prinzipien und Forderungen der Partei gewahrt hat. Schließlich barg die Beauftragung des Hans Hopp doch sehr ernsthafte Gefahren in sich, und man darf annehmen, daß sein Verhalten von der Gauleitung genau registriert wurde und bei der späteren Entfernung Schulenburgs aus Ostpreußen als willkommene Begründung diente.

Eine wesentliche Belastung brachte dem Kreis die seit 1935 einsetzende Aufrüstung durch die Errichtung von Schießplätzen, Munitionsanstalten, Artilleriestellungen an der Küste usw. Sie machte, nachdem die im Kreis angesessenen Arbeitslosen untergebracht worden waren, die Heranziehung fremder Arbeitskräfte notwendig. Soweit diese eine dauernde Beschäftigung fanden, mußten sie aus den zunächst aufgestellten Baracken herausgeholt und in festen, allen sozialen Anforderungen genügenden Wohnhäusern untergebracht werden. Schulenburg veranlaßte daher die Gründung einer Kreissiedlungsgesellschaft »Heimbau Samland«, deren Finanzierung aus Mitteln des Kreises, der Provinz und nicht zuletzt in erheblichem Umfang aus Eigengeldern der künftigen Bewohner, aus »Arbeitergroschen« also, erfolgte. Gerade diesem Umstand verdankte die Siedlungsgesellschaft die besondere Fürsorge Schulenburgs, der bemüht war, jedes auch fiskalische Gewinnstreben fernzuhalten, damit die aufgewandten Mittel restlos den Siedlern zugute kamen.

Als Mitarbeiter holte er sich Hans Heinrich, der als Geschäftsführer vom »Heimwerk Samland« zum »Heimbau Samland« übertrat, und für die Planung den bisherigen Stadtplaner von Gumbinnen, Heinrich W. E. Schultz, der ihm von dem Bezirksplaner Gumbinnen, Gerhard Ziegler, und dem Vizepräsidenten des Regierungsbezirks Gumbinnen, Dr. Keßler, empfohlen worden war.

Gesiedelt wurde nach den in jenen Jahren üblichen Methoden; man baute Einzelhäuser oder Reihenhäuser mit höchstens drei bis vier Wohnungen. Jeder Siedler erhielt ausreichendes Gartenland, zu dessen sorgfältiger Nutzung er verpflichtet war. Der Ertrag der Gärten sollte etwas einbringen, zum mindesten die Familien krisenfester machen, wie es in Württemberg während der Notjahre der Arbeitslosigkeit und Wirtschaftsschrumpfung gewesen war. Das Beispiel der württembergischen Wirtschaftsstruktur mit ihren Arbeiter-Bauern und ihrer gesunden Streuung von Industrierwerken über das ganze Land scheint über-

haupt, vor allem im Anfang des NS-Regimes, für viele ostpreußische Reformer Vorbild gewesen zu sein. Die Provinz sollte bei der ständigen Bedrohung durch die Polen auch wirtschaftlich so ausgestattet und gerüstet sein, daß sie sich selbst für den Fall einer länger währenden Abschnürung vom Reich verteidigen und behaupten konnte. Zur völligen Reife sind diese Pläne nicht gekommen, weil einmal die unmittelbare Gefahr nach dem im Januar 1934 geschlossenen Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und Polen beseitigt schien, zum anderen die gewaltigen Kosten der Aufrüstung nur noch die Ausführung von Projekten militärischer Bedeutung zuließ.

Bäuerliche Neusiedlungen wurden zu Schulenburgs Amtszeit im Kreise Fischhausen nicht mehr angelegt. Früher angesetzte Siedler aber wurden durch die Landwirtschaftsschule des Kreises gut beraten. Auch neue Industrianlagen – mit Ausnahme einer Fischverwertungsfabrik in Pillau – scheinen nach den vorliegenden Informationen nicht geschaffen worden zu sein.

Nachdem die Wehrmacht für ihre Bauten alle vorher brachliegenden Arbeitskräfte des Kreises und noch Zuzügler von außen in Verdienst gebracht hatte, wären neue Fabriken wirtschaftlicher Unsinn gewesen.

»Die preußischen Könige sind zum Volk gegangen und haben sich von ihm sagen lassen, wo der Schuh drückt. Das ist auch heute noch möglich!« hatte Schulenburg ein Jahr zuvor an Koch geschrieben und schon in Recklinghausen als Assessor nach dieser Maxime der preußischen Könige und der preußischen Landräte gehandelt. Jetzt in Fischhausen ging er noch einen Schritt weiter. Er suchte die persönliche Begegnung nicht nur dann, wenn sie von der Sache her nützlich und notwendig erschien, sondern regelmäßig einmal in jedem Monat am »Sprech-Tage des Landrats« stellte er sich den Wünschen, Fragen, Vorschlägen und Beschwerden der Kreisbewohner zur Verfügung. Jeder durfte kommen, Gutsbesitzer, Arbeiter, Häusler, Handwerker, Kaufmann. Jeder durfte reden, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Jeder erhielt eine klare und offene Antwort. Dabei wurde nichts versprochen, was nicht gehalten werden konnte. Was aber versprochen war, wurde auch gehalten.

Der »Sprech-Tag des Landrats« wurde abwechselnd in allen Orten des Kreisgebietes abgehalten, um auch den Bewohnern der abgelegenen

Dörfer die Teilnahme zu ermöglichen. Von einem Mitarbeiter Schulenburgs⁷⁹ besitzen wir die Schilderung eines »Landrat-Tages« oben in Pillkopen an der memelländischen Grenze.

»Wenn Schulenburg mit seinem Wagen auf dem Dorfplatz hielt, versammelte sich das ganze Dorf, Männer, Frauen, Kinder, um ihn zu sehen und ihm zu erzählen, was seit seinem letzten Besuch im Dorf geschehen war. Wieviel Fische man gefangen hatte, wer krank lag oder gestorben war, wo ein Kind angekommen, wo die Kuh gekalbt hatte, ein Bub nicht guttun wollte, ein Jungbursch oder eine Jungdirn zur Arbeit nach Pillau, Königsberg, Elbing oder gar nach Hamburg oder Essen fortgezogen waren. Nur selten einmal wurden vom Ortsvorsteher oder Ortsbauernführer echte Verwaltungsangelegenheiten vorgebracht. Zumeist ging es um Fragen, Wünsche und Berichte aus ganz persönlichen Bereichen. Der Landrat würde schon eine Antwort, einen Rat wissen. Zwar war er noch ein junger Mann, dennoch sahen die Leute aus Pillkopen zu ihm auf wie die »Kinder« zu einem »Vater«, mit größtem Vertrauen und größtem Respekt. Wie Kinder brachten sie ihm kleine Geschenke der Liebe, einen besonders großen und schmackhaften Fisch, ein paar Möweneier oder ein Glas Honig. Solche Geschenke, an denen nicht einmal der Gedanke einer Bestechung hing, zurückzuweisen, wäre eine ungeheuerliche, nicht wieder gutzumachende Kränkung gewesen.

Fragte man nach den Quellen für Vertrauen und Respekt, so ließ sich die Annahme nicht von der Hand weisen, hier in Pillkopen wie in anderen Dörfern Ostpreußens wurde der Landrat auch jetzt, ein halbes Menschenalter nach dem Sturz der Monarchie noch immer als Vertreter des Königs gesehen und verehrt. Damit war aber sicher nur einiges erklärt. Ausschlaggebend dürften die persönlichen Eigenschaften Schulenburgs gewesen sein. Er verstand es, mit jedermann, ob hoch oder niedrig, gebildet oder ungebildet, in dessen Sprache zu reden und so das natürliche Mißtrauen auch des »einfachen Mannes« zu überwinden. Dank seiner Lebenskenntnis wußte er auf noch so abseitige, in keinem Lehrbuch für Verwaltungsbeamte stehende Fragen zu antworten, nannte Heilmittel für Menschen und Tiere, machte Vorschläge für die Erziehung der Kinder und knöpfte sich auf Bitten der Frau einen trunksüchtigen und arbeitsscheuen Ehemann vor.

Schließlich aber, und das war das Entscheidende, fühlten alle, die mit ihm je zu tun hatten: mehr noch als mit dem Mund und dem Kopf antwortete er mit dem Herzen. Darum konnte er sich auch erlauben, einmal eine Bitte abzuschlagen, einen vorlauten Frager abfahren zu lassen. An seiner Bereitschaft, zu raten und zu helfen, zweifelte trotzdem niemand.«

So war der Tag des Landrats Schulenburg nur zu häufig weit über die vorgeschriebenen Dienststunden mit Amtsgeschäften ausgefüllt. Er ist dennoch nicht zu einem Tag der Hetze und der ewigen gequälten Betriebsamkeit geworden, der seine Sklaven zu ständig mit strenger Amtsmiene herumlaufenden Bürokraten machte.

Im Gegenteil, alle früheren Freunde und Bekannten Schulenburgs erzählen von seiner durch das Maß der Pflichten und der Anspannung ungebrochenen Fröhlichkeit, von seiner Freude an Musik, Tanz, Werken der Kunst und an noch immer übermütigen Streichen. Viele Feste wurden im Garten des Kreishauses bis tief in die warmen, duftenden, schimmernden Nächte Ostpreußens hinein gefeiert. Viele Gäste kamen; alte Freunde aus Potsdam und Recklinghausen, treu gebliebene Gefährten des »Königsberger Kreises«, benachbarte Landräte, neugewonnene Mitarbeiter und auch einige Vertreter der Partei. Mit dem Kreisleiter Post z. B. verstand sich Schulenburg lange Zeit recht gut, bis er mit vom Wein gelöster Zunge dessen Parteigefühle in den Monaten verschärften Streites mit der Gauleitung durch lose und bissige Redensarten allzu heftig verletzte. Protestierend verließ der Kreisleiter das Haus und verkehrte von da ab nur noch dienstlich mit seinem Landrat.

Eng war auch des halben Landjunkers Schulenburg Verhältnis zur Natur geblieben. »Meine Kinder sollen«, schrieb er am 18. Juni 1941 kurz vor dem Beginn des Rußlandfeldzuges an die Gräfin, »mit Dir viel sehen durch Reisen und Wandern . . .« Zu seinen Lieblingsliedern gehörten Paul Gerhards »Geh aus mein Herz und suche Freud!« und die Volkweise »Ich ging durch einen grasgrünen Wald . . .« Nun, Wälder gab es in Ostpreußen viele und dazu endlose Roggenschläge, einsame Seen, breit strömende Flüsse und hinter weißen Dünen das Meer in ewig wechselnder Gestalt. Man brauchte nicht weit zu gehen; vor der Türe schon sangen die Vöglein, prangten Gottes Gaben.

Indessen, zuweilen ging man doch weiter. »Im September 1935 machten wir eine wunderschöne Bodenseereise und wohnten auf der Insel Reichenau« lesen wir in den Aufzeichnungen der Gräfin. Vielleicht hatten die schwäbischen Freunde Ziegler oder Liedecke die Anregung zu dieser Reise gegeben. Vielleicht hatte man sich selbst ein Ziel gesucht, nachdem der Süden Deutschlands und die österreichischen Länder mit ihrem bunteren, bewegteren Leben und der Fülle ihrer Kulturdenkmäler schon immer eine besondere Anziehungskraft auf Schulenburg ausgeübt hatten. Zum Ausgleich fuhr man dann auf Einladung des Ehepaares Hardenberg – Graf Heinrich Hardenberg war Legationssekretär an der deutschen Gesandtschaft in Kowno (Kaunas) – nach Litauen hinüber, wo Mensch und Natur noch ihr ursprüngliches, von der Zivilisation kaum verwandeltes Gesicht zeigten. Auch diese Ursprünglichkeit liebte Schulenburg.

Vielleicht kann man die jährlichen militärischen Übungen, was ihre Wirkung auf Körper und Geist anlangte, ebenfalls zu den Reisen zählen. Zwar war Schulenburg nach den Maßstäben der Friedenszeit kein besonders guter »Militärsoldat«. Er konnte dem pedantischen Kommißbetrieb nur wenig Geschmack abgewinnen; der schweigende Gehorsam dort, wo der Unsinn eines Befehls offen zutage lag, fiel ihm schwer. Nach der Aussage von Kameraden soll er auch mit der Erfüllung gewisser Dienstobliegenheiten, z. B. dem Packen eines Tornisters – Mantel, Decken und Zeltbahn gerollt und aufgeschnallt – nie ganz zu Rande gekommen sein. Doch im Gegensatz zu vielen anderen Intellektuellen ließ er sich von solchen inneren und äußeren Schwierigkeiten nicht niederdrücken oder in eine schwächliche Antihaltung drängen. Er war stolz darauf, daß er die hohen körperlichen Anstrengungen der Übungswochen durchstand, obwohl er nun schon zu den Landwehrjahrgängen gehörte und immer wieder von Krankheiten geplagt wurde. So hatte er Weihnachten 1935 eine schwere Nierenkolik, deren Nachwirkungen ihm noch länger zu schaffen machten.

Zwischen Berufspflichten und gesellschaftlichen Verpflichtungen, zwischen Festen und Reisen und militärischen Übungen blieben nur wenig Stunden, die völlig der Familie gehören durften. Auch ist Schulenburg, wie fast alle »politischen Menschen«, kein »Familienmensch« im bürgerlichen Sinn gewesen. Das öffentliche Leben mit seinen täglichen neuen

Aufgaben, Erregungen, Forderungen genoß den Vorrang. Wenn der Beamte, der Offizier, der Politiker sich gerufen fühlte, hatte der Familienvater kein Recht zu Einwendungen und Weigerungen. Dennoch ist die Familie, so wenig er von ihr und so wenig sie von ihm hatte, für Schulenburg ein unentbehrliches Lebenselement gewesen.

Er brauchte die in sich ruhende Welt seines Hauses und besaß die Kunst, sich dafür völlig entspannen zu können, für die Stille an seinem Schreibtisch, für seine liebevoll geordneten Bücher, die Schönheit der ihn umgebenden persönlichen Dinge, für die Musik von Bach, Mozart und Beethoven. Er brauchte die Fröhlichkeit und Anmut der Kinder, ihre Liebe zu ihm und die eigene Sorge für sie. Er brauchte die Bejahung und das vorbehaltlose Einigsein mit seinen Absichten und Taten, auch wenn sie harte Forderungen stellten. Schließlich brauchte er auch ganz irdisch-materiell die Kunst der Hausfrau zum richtigen und sparsamen Wirtschaften. Er selbst hatte kein persönliches Verhältnis zum Geld und zu einem angemessenen Umgang mit ihm. Darum ließ er die Hausherrin den Etat der Familie verwalten, wie er den Etat des Kreises und später der Provinz verwaltete und, da es dabei nicht um eigene Gelder ging, vortrefflich verwaltete.

Die erste Tochter, Fredeke, war noch in Königsberg am 19. September 1934 geboren worden. Ihre Schwester, Leveke Christiane, folgte ihr am 26. Januar 1936 in Fischhausen. Ihre plattdeutschen Namen erhielten die Töchter auf Vorschlag ihrer Großmutter Schulenburg, die eine große Familienforscherin war und eine Ahnentafel der Grafen von der Schulenburg geschaffen hatte. Im übrigen sind die Namen, wie es häufig geschieht, Taufnamen geblieben. Ihre Gebrauchsamen haben sich die beiden Mädchen in ihrer Kindersprache selbst gegeben: Schuschu und Beba.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Amt des politischen Referenten beim Oberpräsidenten hatte Schulenburg zunächst noch das »Politische Amt« bei der Gauleitung behalten. Eine Unterredung mit dem Gau-Organisationsleiter Dargel führte jedoch – wie schon oft vorher – zu einer heftigen Auseinandersetzung, in deren Verlauf »schlagartig das unüberbrückbare Mißtrauen gegen das »Politische Amt« sowie unüberbrückbare Gegensätze in den Anschauungen über die Linie der Personalpolitik zum Ausdruck kamen«. ⁸⁰

Dieses Mal fand man keinen, wenigstens einige Zeit vorhaltenden Ausgleich mehr. Schulenburg brach die Unterhaltung ab und verließ das Zimmer, nachdem er seine Absicht erklärt hatte, den Gauleiter um Entlassung aus dem »Politischen Amt« zu bitten. Um diesem Schritt, von dem man einen ungünstigen Eindruck auf die Öffentlichkeit befürchtete, zuvorzukommen, wurde durch Gaubefehl I/35 vom 30. Januar 1935 das Politische Amt aufgelöst und seine Funktionen an den stellvertretenden Gauleiter Großherr übertragen. Schulenburg erfuhr die Auflösung des Amtes und seine damit verbundene Absetzung erst durch einen Brief Großherrns vom 11. Februar, also beinahe 14 Tage später als fast alle übrigen Funktionäre und Mitarbeiter im Gau. Mit Recht war er über diese hinterhältige und kränkende Form seiner Kaltstellung heftig erzürnt. »Die Art, in der man mich aus dem Amt entließ, kommt einem Verbrecher oder 175er, aber nicht einem ehrlichen Parteigenossen zu.«⁸¹

Entgegen den Bitten um eine weitere Mitarbeit schied er aus dem Stab des Gauleiters aus, verbat sich für die Zukunft alle Einladungen zu kameradschaftlichen Zusammenkünften und legte die Uniform des Gauamtsleiters ab. Nur an der Stellung eines Kreisamtsleiters für Kommunalpolitik hielt er fest. Obwohl es nicht besonders wichtig war, mochte er in diesem Amt doch keinen ihn kontrollierenden und in seine, des Landrats, Entscheidungen hineinredenden Vertreter der Partei haben. Außerdem war er nach wie vor überzeugt – seine zwei Jahre später gegenüber Winnig gemachte Äußerung beweist es: »Ich hatte mich zu entscheiden, ob ich den Dienst quittieren oder der Fouché Hitlers werden sollte, und ich habe das zweite gewählt« –,⁸² daß man gegen die Partei nur innerhalb der Partei wirken könne.

Bemühungen der Gauleitung, nach dieser Affäre das frühere kameradschaftliche Verhältnis wiederherzustellen, schlugen fehl. Zum offenen, endgültigen Bruch kam es jedoch erst im Winter 1935/36 im Anschluß an die Entfernung Kochs aus seinen Staats- und Parteiämtern durch Göring und Heß.

Die Entfernung hatte eine längere Vorgeschichte. Schon 1934 hatte der Studienrat Dr. Usadel, Angehöriger der Reichsjugendführung, sich bei Hitler persönlich über die korrupte Bonzenwirtschaft Kochs beschwert. Der Röhmputsch hatte die politischen Spannungen zwischen

Koch, dem früheren Anhänger Gregor Strassers, und dem SS-Gruppenführer von dem Bach-Zelewski vermehrt. Dieser, ohnehin erbost, daß man Koch nach der endgültigen Entlarvung und Liquidierung des »Verräters« Strasser weiterhin in seinem hohen Amte beließ, fühlte sich seit dem 30. Juni 1934 noch persönlich herausgefordert. An diesem Tage hatte Koch nämlich, obwohl kein Freund von Röhm, einige SA-Führer im Gauhaus vor der Verhaftung durch die SS geschützt. Für Bach-Zelewski bedeutete das einen empfindlichen Prestigeverlust, und er wartete auf die Gelegenheit zur Revanche.

Schließlich hatte es zwischen Koch und der Stadtverwaltung von Königsberg, vertreten durch Bürgermeister Dr. Weber und Stadtkämmerer Dr. Fritz Goerdeler, sowie dem Syndicus Kemsat der Ostpreußischen Generallandschaft lebhaftere Auseinandersetzungen gegeben. Anlaß waren die ständig wiederholten Versuche des Oberpräsidenten und Gauleiters gewesen, in die Rechte und Freiheiten der kommunalen Selbstverwaltung einzugreifen. Die Schwierigkeiten Schulenburgs als Leiter des »Politischen Amtes bei der Gauleitung« waren nicht zuletzt aus diesen Auseinandersetzungen entstanden, da er in der Sache den Wortführern der Selbstverwaltung beistimmte, die Loyalität gegenüber seinem Amt und der Partei aber nicht allzu einseitig verletzen durfte.

So zog sich der heimliche Kampf innerhalb von Staat, Partei, Stadt- und Provinzialverwaltung noch einige Monate hin, bis er durch die Affäre Wolff zu offenem Austrag kam.⁸³

Der Stadtrat Paul Wolff, Personalreferent in Königsberg, hatte am 20. September 1935 verschiedenen hohen Dienststellen des Staates und der Partei eine Denkschrift eingereicht, in der er über die immer empörendere Ämterpatronage des Oberpräsidiums und der Gauleitung sowie über einige offenkundige Korruptionsfälle berichtet und Beschwerde eingelegt hatte. Daraufhin kam es zur Einleitung eines Untersuchungsverfahrens, mit dessen Durchführung Himmler, unterstützt von Reichsleiter Buch als dem Vorsitzenden des obersten Parteigerichts der NSDAP, betraut wurde.

Der erzürnte Koch befahl, da die Untersuchung einen für ihn ungünstigen Verlauf zu nehmen drohte, Wolff zu sich, warf ihm Umgehung des vorgeschriebenen Dienstweges vor und schlug endlich mit den Fäusten auf ihn ein. Er verschlechterte damit allerdings die eigene

Situation, und auch die von ihm angeordnete Verhaftung des rebellierenden Stadtrates Wolff half ihm nichts. Vielmehr wurde er nach der Prügelszene, die sich rasch in der Öffentlichkeit herumsprach, nach Berlin zitiert und zuerst im »Hotel Adlon« und dann in der Wohnung des Reichsbischofs Müller unter eine Art Hausarrest gestellt.

Über die Ergebnisse der Untersuchung liegen sehr widersprechende Berichte vor. In den einen⁸⁴ ist die Rede von schwer belastendem Material, das sogar zu einer förmlichen Verhaftung Kochs und in einem Zwischenstadium zu seiner Verurteilung zum Tode durch ein internes Parteigericht geführt hätte. Andere Gewährsleute⁸⁵ werfen, wohl nicht ganz zu Unrecht, dem Untersuchungsverfahren Parteilichkeit vor: Himmler hätte einen Gegner, dessen Gegnerschaft allerdings nichts mit einem Gegensatz der moralischen und politischen Anschauungen, sondern nur mit dem innerparteilichen Machtkampf zu tun hatte, unter allen Umständen zu Fall bringen wollen und dabei auch nicht vor verfälschenden Übertreibungen seiner Untersuchungsergebnisse zurückgeschaut.

Die volle Wahrheit wird sich kaum mehr feststellen lassen. Jedenfalls endete das Verfahren nach einem Eingreifen Hitlers, das durch Dr. Ley, der sich vor Koch als einem prominenten Mitglied des »Politischen-Leiter-Korps« stellte, veranlaßt worden sein soll, mit der völligen Rehabilitierung Kochs. Der Ministerpräsident Göring persönlich führte ihn in einem feierlichen Akt im Königsberger Schloß vor der gesamten Führerschaft der Provinz Ostpreußen wieder in seine Ämter ein. Der Stadtrat Wolff dagegen mußte seinen Mut mit jahrelanger Verfolgung durch Koch büßen. Daß er nicht wie viele andere in einem Konzentrationslager verschollen oder umgekommen ist, hatte er wahrscheinlich nur seinem zeitweiligen Zwangsbündnis mit der SS zu verdanken. Auch andere Beamte, die sich im Untersuchungsverfahren gegen Koch gestellt hatten, mußten weichen. Der Regierungspräsident Friedrich in Königsberg und der Regierungsvizepräsident Dr. Keßler in Gumbinnen wurden in den Wartestand versetzt und später in Schleswig-Holstein untergebracht, dessen Gauleiter Lohse mit Koch verfeindet war (Friedrich beim Sparkassen- und Giroverband in Kiel, Dr. Keßler als Landrat des Kreises Stormarn in Wandsbek).

Entgegen der noch heute bei einzelnen seiner Bekannten verbreiteten

Annahme scheint Schulenburg an der Auslösung des Verfahrens gegen Koch nicht beteiligt gewesen zu sein. Nach seiner eigenen Aussage hat er sich auch während des Untersuchungsverfahrens nicht berufen gefühlt, als Ankläger gegen Koch aufzutreten. In seinem zehn Seiten umfassenden Brief⁸⁶ an Koch vom 31. Dezember 1935 schreibt er: »Für die Vernehmung anlässlich Ihrer Beurlaubung ergab sich für mich aus allem folgende Richtschnur, nach der ich gehandelt habe: Sachliche Aussage, Betonung des Positiven, da Negatives stark vorausgesetzt wurde, nicht die Aufgabe, persönliche schmutzige Wäsche zu waschen.«

Gerade aus dieser menschlich anständigen Haltung heraus empfand er dann aber das Reinigungstheater, das man im Königsberger Schloß um Koch aufführte um so abscheulicher und empörender. »Ich habe nie geglaubt, daß ein Mensch so lügen kann«, äußerte er zu Görings Rede, und die Vermutung liegt nahe, daß sein Neujahrsbrief ganz bewußt als Vorbehalt gemeint war: Ich, Schulenburg, bin nicht gewillt, dieses Täuschungsmanöver gutzuheißen oder gar mitzumachen. Ich werde zeigen, in welchem Umfang die erhobenen Vorwürfe im Bereiche der persönlichen Lebensführung und der Personalpolitik zu Recht erhoben worden sind.

Schulenburg schreibt: »Bereits bald nach der Machtübernahme zeigte sich, daß zwar die Grundzüge der ostpreußischen Politik konsequent verfolgt wurden, daß aber die Anforderungen, die an das nationalsozialistische Führertum zu stellen waren, nicht scharf genug waren. Dabei handelt es sich hier um fundamentale Voraussetzungen, die über Erfolg oder Versagen nationalsozialistischer Politik entscheiden; denn man muß halten, was man in der Kampfzeit immer wieder gepredigt hat, und was man bei anderen ausrotten wollte, darf man sich nicht selber gestatten... In der Kampfzeit hatte man jede Form des Bonzentums angegriffen und Bescheidenheit und Einfachheit gepredigt. Der Lebensstil, das Auftreten entsprach diesen Forderungen aber nicht. Persönliche Ehrungen, wie Ehrenbürgerbrief, wurden nicht abgelehnt, sondern gern und wie selbstverständlich angenommen. Ihr Name in byzantinischer und geschmackloser Weise immer wieder in den Vordergrund gestellt. Das Auto, das für den Gauleiter angeschafft wurde, war nach Größe, Kosten, Aufmachung gerade das, was das Volk nach den Reden der Kampfzeit nicht erwarten konnte...«

Der Brief rügt die ärgerlich-aufwendigen Wohnungsansprüche des Gauleiters. Da die ursprüngliche Oberpräsidentenwohnung nicht mehr groß und komfortabel genug erschien, sollte zunächst das alte Hippelsche, in einem Park gelegene Anwesen gekauft und mit einem Aufwand von RM 200 000.— umgebaut werden. Nachdem dieser Plan am Widerspruch des Finanzministeriums gescheitert war, wurde – ebenfalls auf Staatskosten – eine Villa erworben.

Ferner wird auf die Unklarheit hingewiesen, die über Kochs Beteiligung an dem Verlag und der Druckerei der Parteizeitung besteht. »Bezüglich Ihrer Beteiligung an Verlag und Druckerei habe ich Herbst 1932 in einem Ehrengericht... für Sie einen Spruch herbeigeführt, nach dem Sie gewissermaßen als Treuhänder der Partei fungieren und keinen Gewinn bezögen. Ich weiß nicht, ob dieser Grundsatz in der Folgezeit scharf innegehalten wurde...«

Unter dem Hinweis, daß durch das schlechte Vorbild an der Spitze die Haltung der ganzen politischen Führerschaft in der Provinz geschwächt und angekränkelt wurde, beschließt Schulenburg den ersten Teil seines Briefes mit dem Satz: »Das Vertrauen des Volkes erlitt den ersten schweren Stoß.«

In einem zweiten Teil gibt er einen Rückblick auf die nach seiner Ansicht verfehlte Personalpolitik des Oberpräsidiums und der Gauleitung sowie seine eigenen Versuche, diese Politik zu ändern. Die von ihm angeführten Tatbestände: Vereinigung von »Politischem Amt« bei der Gauleitung und »Persönlichem Referat« beim Oberpräsidenten, der jahrelange Konflikt zwischen ihm und Großherr, Bethke, Dargel, Preuß, die Auflösung des »Politischen Amtes« und sein Ausscheiden aus dem Gaustab sind uns bekannt. Neu ist der Vorwurf, daß Koch selbst die Autorität des »Politischen Amtes« und vorzüglich seines Leiters zerstört habe.

»In dem Augenblick jedoch, in dem Sie eine weittragende, nach Beratung mit Dargel und mir gefällte Entscheidung rückgängig machten, die zum erstenmal den Bürgermeister einer größeren Stadt wegen mangelnder Eignung beseitigen sollte – Barkowski, Marienwerder –, wurden diese [gegen Schulenburg arbeitenden] Kräfte übermächtig. Die Autorität des »Politischen Amtes« war damit, wie ich Ihnen schon damals sagte, erledigt...«

In einem dritten Teil geht Schulenburg dann nochmals ausführlich auf den bereits im ersten Teil angedeuteten Verfall der menschlichen und politischen Moral beim politischen Führerkorps ein. Offensichtlich will er dabei nicht nur die Verhältnisse in Ostpreußen, sondern im ganzen Reich geißeln, über die er ja dank seines von Freunden und Bekannten zusammengetragenen Informationsmaterials ziemlich genau unterrichtet ist.

Er nimmt kein Blatt vor den Mund. »Der Mangel einer scharfen Zucht und Auslese ist verheerend. Das Volk draußen sieht, daß ein großer Teil der politischen Unterführer seiner Aufgabe nicht gewachsen ist. Wenn dann diese Führer noch anmaßend, großschnäuzig als kleine Diktatoren auftreten, ist es aus. Wenn sie um jeden Preis gehalten, bei offensichtlichen Fehlern gedeckt, bei Strafvergehen nicht scharf zur Verantwortung gezogen werden, leidet auch das Vertrauen zur Führung der Provinz. Die Bevorzugung jeder Art von Parteinossen, auch vieler, die, nach der Machtübernahme zur Partei gekommen, den fehlenden inneren Rang durch scharfes äußeres Auftreten zu ersetzen suchen, versteht das Volk nicht, denn es verlangt nach Gerechtigkeit. . .«

Zum Schluß wendet sich Schulenburg gegen jene, die sein Ausscheiden aus dem Gaustab, seine Weigerung, die Gauamtsleiter-Uniform weiterhin zu tragen, als Verrat anprangern möchten:

»... aber ich wittere, daß die Fabel von Verrat und dünnem Blut wieder steigt. Dazu nur kurz: Ich glaube denen, die derartige Fabeln aufbringen, nicht, daß sie der Wahrheit, wohl aber, daß sie der Nützlichkeit solcher Fabeln für sich selber vertrauen. Bei denen, die solche Fabeln glauben, vermissem ich den gesunden Menschenverstand. Im übrigen glaube ich, daß Sie wissen, wie leicht der Vorwurf des Verrates erhoben, wie schwer er aber zu verantworten ist, wenn ein Mensch aus innerer Notwendigkeit den Weg seines Gewissens geht. . .

Wenn ich irgendwo auf diesen Vorwurf treffe, werde ich ihn als Angriff auf meine Ehre ansehen. Ich werde meine Ehre mit allen Mitteln und ohne jede Rücksicht zu verteidigen wissen. . .

Für die Wünsche zum Neuen Jahr danke ich und wünsche ein gutes Neues Jahr.«

Schulenburgs Brief, unter heftigen Nierenschmerzen geschrieben und

daher wohl hie und da flüchtig im Ausdruck, bedarf kaum eines Kommentars. Er stellt ungefähr das Äußerste an Schärfe und Offenheit dar, was in einem totalitären Regime einem Gauleiter und Oberpräsidenten gesagt werden konnte. Wahrscheinlich konnte er auch nur von diesem Briefschreiber und nur in diesem Augenblick geschrieben werden, in dem der Empfänger gerade selbst erst aus einem parteiamtlichen Untersuchungsverfahren mit Mühe und Not seine Haut heil davongebraucht hatte.

Wenn Schulenburg den Vorwurf des Verrates als Angriff auf seine Ehre bezeichnete, so darf man darin kaum eine Spiegelfechterei oder den Versuch sehen, seine wahren Anschauungen und Absichten zu verschleiern. 1935 dürfte er von der inneren Rechtmäßigkeit seiner Kritik an Fehlentscheidungen und Fehlentwicklungen der Partei noch völlig überzeugt gewesen sein. Nicht als Verräter fühlte er sich, sondern als ein von der Notwendigkeit und seinem Gewissen getriebener Kämpfer gegen den sich überall breitmachenden Verrat an den Grundsätzen und Zielen des Nationalsozialismus.

Koch beantwortete den Brief Schulenburgs, den er »lächerlich« fand, nicht; dagegen propagierte er in seiner Umgebung und bei der Parteileitung die Auffassung, Schulenburg sei für ihn und Ostpreußen nicht länger tragbar, da die Vertrauensbasis zerstört sei. Schulenburg blieb das nicht unbekannt, er war aber zu einer freiwilligen Räumung seiner Stellung nicht bereit, auch dann nicht, als man ihm vom Innenministerium⁸⁷ wie von einigen Freunden, unter ihnen Landeshauptmann von Wedelstädt, den wohlwollenden Rat erteilte, sich auf eine andere Stelle außerhalb Ostpreußens zu melden. »Ich kann es dem Kreis gegenüber nicht verantworten, freiwillig fortzugehen!« schrieb er an die Gräfin. Im Gegenteil, er setzte seine Sanierungsverhandlungen für den Kreis im Preußischen Finanzministerium mit vermehrtem Eifer und gutem Erfolg fort und richtete sich auch sonst auf ein langes Bleiben ein.

Im Mai 1936 fuhr er, um seine Nierenerkrankung auszuheilen, zu einer längeren Kur nach Bad Pyrmont; die jährliche militärische Übung mußte aus diesem Grund ausfallen.

Im Juni ist die Familie zum erstenmal wieder seit drei Jahren in der alten Heimat Tressow. Der Anlaß war jedoch tragischer Natur.

Der jüngste Bruder Wilhelm, mittlerweile zum Leutnant im Infanterie-Regiment 9 befördert, war zwei Tage nach einem schweren Auto-unfall gestorben.

Wir haben von ihm schon gehört, daß er im Gegensatz zu seinen Brüdern den Nationalsozialismus oder zum mindesten die NSDAP ablehnte. Sonst wissen wir nicht viel von ihm. Nach der Schilderung der Schwester war er ein hübscher, weizenblonder Junge voll überschäumenden Temperaments. »In ihm schien sich unsere Vitalität noch gesteigert zu haben – nur ins Lachende, Freudige, Strahlende.«

Er hatte sich zunächst bei der Wehrmacht schwer getan; nur allmählich lernte er seine Eigenwilligkeit, seinen unruhigen Betätigungsdrang, seine Abneigung gegen sofortigen, schweigenden Gehorsam zu disziplinieren. Dann aber wurde er ein guter Soldat, beliebt bei Untergebenen und Vorgesetzten.

An der Beerdigung in Tressow, die sich unter dem üblichen militärischen Zeremoniell vollzog, nahm neben einer Offiziersabordnung unter Führung des Regimentskommandeurs vom Infanterie-Regiment 9 auch der Generaloberst Fritsch teil, der den jungen Leutnant sehr geschätzt hatte. Nachdem der von der Fahne bedeckte Sarg in die Gruft gesenkt, die Ehrensalve abgefeuert, das Lied: »Ich hatt' einen Kameraden« verklungen waren, spielte das Musikkorps des Regiments auf Wunsch des Vaters den Choral: »Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!«

»Das war preußische Frömmigkeit, war Preußen schlechthin«, erzählte später ein Teilnehmer.⁸⁸ Mit der Wahl dieses Chorals hatte der SS-Obergruppenführer und General Graf von der Schulenburg seinen geistigen Standort klar und unmißverständlich bezeichnet.

Nach der Rückkehr aus Tressow nahm Schulenburg seine amtliche Tätigkeit wieder in vollem Umfange auf, ohne daß wir von besonderen Ereignissen hören. Hinter den Kulissen aber wurde offenbar zielstrebig weiter an seiner Entfernung gearbeitet. Schon am 15. Juni 1936 schreibt der Reichs- und Preußische Minister des Innern unter dem Aktenzeichen II 7481 an den »Herrn Stellvertreter des Führers in München, Braunes Haus«: »Auf das gefällige Schreiben vom 5. Juni 1936 – III D – Wb. 2191/y/Sch.92 – erwidere ich ergebenst, daß hier von Bestrebungen, eine anderweitige Verwendung des Landrats Graf

von der Schulenburg in Fischhausen zu erreichen, bisher nichts bekannt geworden ist. Im Auftrag gez. Dr. Schütze.«⁸⁹

Solche Bestrebungen waren demnach vorhanden und sollten, da die Anfrage von Heß ausging, über die Partei durchgesetzt werden. Urheber konnte nur die Gauleitung Königsberg sein; sie allein war an einer anderweitigen Verwendung von Schulenburg interessiert, sich aber auch darüber klar, daß sie mit ihren Absichten beim Innenministerium nur schwer würde durchdringen können. Ihr Ansehen dort war nach der Affäre des vergangenen Jahres ebenso gering wie jenes von Schulenburg groß.

Wie sich die Dinge weiter entwickelten, wissen wir nicht genau; daß sie im Fluß blieben, zeigt der scheinbar ohne äußere Veranlassung vom Regierungspräsidenten in Königsberg ausgefertigte Befähigungsbericht für Schulenburg vom 31. März 1937,⁹⁰ zeigt in den Schreiben des Innenministeriums vom 16. Juli 1937 und 25. Januar 1938, in denen Schulenburg seine Abordnung nach Berlin bzw. seine endgültige Ernennung zum Polizeivizepräsidenten mitgeteilt wird, der Hinweis auf früher ergangene Anfragen von Heß und Himmler.

9 Schulenburg im Urteil der Freunde

Am 16. Juli 1937 war es schließlich soweit; mit Zustimmung des Preußischen Ministerpräsidenten beauftragte Frick als der Reichs- und Preußische Minister des Innern Schulenburg zunächst vertretungsweise mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Polizeivizepräsidenten in Berlin; ersuchte ihn, sich möglichst sofort nach Berlin zu begeben, beim Polizeipräsidenten zum Dienstantritt zu melden und sich auch bald beim Chef der Ordnungspolizei, General Daluege, sowie im Innenministerium am Königsplatz vorzustellen.⁹¹

Trotz der Winke und Warnungen, die ihm von Freunden und Bekannten zugegangen waren, ist Schulenburg von der plötzlichen Versetzung nach Berlin überrascht worden. Er hat sie, die zweifellos einer Beförderung gleichkam, keineswegs als solche empfunden. Im Gegenteil, am 1. August 1937, kurz nach seiner Ankunft in Berlin schreibt er an seine Frau: »Der Abschied von Ostpreußen wurde mir so schwer, wie keiner vorher. Es war so, als würde mir dieses Land gewaltsam fortgerissen, so daß Wut und Schmerz in mir rangen.« Vielleicht ahnte er, daß hier in Berlin ein neuer Abschnitt seines Lebens begann, in dem er nicht nur Abschied von einer frohgetanen Arbeit und einem liebgewonnenen Land mit liebenswerten Menschen nehmen mußte, sondern auch von vielen schönen Täuschungen und Hoffnungen jener

ersten Mannesjahre, über denen noch der Glanz einer gläubigen Jugend lag. Dieser Glanz erlosch. Als er am 30. Juli in Berlin eintraf, stand er am Anfang eines Weges, der ihn nach sieben Jahren voller Enttäuschungen, voller immer wieder betrogener Erwartungen, voller bitter-nüchterner Erkenntnisse, aber auch voller unerschütterlicher Gewißheit von der Richtigkeit dieses Weges bis zum Tode führte.

Es ist der Zweck dieses Buches, ein möglichst vollständiges und lebendiges Bild des Menschen und Politikers Schulenburg zu geben. Der Gang der Darstellung und das vorhandene Quellenmaterial ließen uns bisher aber nur zu Teilansichten kommen. Wir möchten daher eine Reihe von Zeugnissen seiner Freunde, in geringem zeitlichen Abstand von den Ereignissen geschrieben, und von Selbstzeugnissen einfügen, um die Teilansichten zu einem Gesamtbild zu ergänzen.

»Er war die Inkarnation jenes preußischen Staates, den politisches Ressentiment heute wieder ungestraft glaubt verketzern zu dürfen. Die Fähigkeit des Herrschens, dem Sprosse eines im Angesicht staatlicher Notwendigkeiten gezüchteten Geschlechts angeboren, verband sich bei ihm mit jenem Sozialismus, der nicht in zeitbedingten Fraktionsprogrammen, sondern in der Bergpredigt seine Wurzeln hat. Und über allem stand die Lauterkeit eines Charakters, der gleichermaßen die Wahrheit wie die Schönheit suchte.

Er hatte eine künstlerische Hand auch in den oft so spröden Dingen der Verwaltungspraxis. Er wußte um die Bedeutung der Form und suchte den »preußischen Stil«. Wenn er dessen ungeachtet sicherlich kein rein formaler Ästhet war, so deswegen, weil er diese Form nur zur Darstellung jener geistigen Substanz suchte, die in ihm lebendig war, solange ich ihn kannte.

Ich habe hier und da schon in früherer Zeit die so beliebte Vokabel des »Romantikers« in Verbindung mit ihm gehört. Gewiß, er suchte irgendwo schon als junger Mensch die blaue Blume einer verborgenen Sehnsucht, die in ihm lebendig war. Er hatte den Mut, inmitten einer verstandeskalten Umwelt sich weniger durch Reden als durch Sein zu jenen Gegebenheiten jenseits unserer Ratio zu bekennen, die die Männer im allgemeinen und die Politiker im besonderen gleichzeitig sorgsam verleugneten . . .

So wurde er ein wahrhaft schöpferischer Mensch, der auch einen spröden Stoff zu gestalten verstand. Das für sich allein stets sterile Streben nach Macht paarte sich hier mit künstlerischer Formkraft, und beides stand unter dem verpflichtenden Ethos der Sache...«⁹²

»... Er gehörte zu den besten Begabungen des deutschen Beamtennachwuchses. Bedachtsame Urteilskraft, Energie und eine meisterhafte Menschenbehandlung zeichneten ihn ebenso aus wie eine Vorliebe für das Studium der geistigen Triebkräfte von Gegenwart und Vergangenheit. Der Tradition fest verbunden, war er ein moderner Mensch, der mit offenen Augen die Notwendigkeit der Stunde klar erkannte. Kritiker nannten ihn wegen seines oft mit kindlicher Gläubigkeit vertretenen Idealismus einen unverbesserlichen Romantiker.

Schulenburg war eine im Sittlich-Moralischen wurzelnde Persönlichkeit. Eingedenk der geschichtlichen Werte und der staatspolitischen Leistung seines Volkes entschloß er sich, die von ihm als schädlich angesehene Staatsform in ihrem Exponenten unter ganzem Einsatz seines Menschentums zu bekämpfen... Er hat dabei alle Waffen zu führen gewußt, mit Klugheit und Verschwiegenheit, List und Verstellungskunst hat er unter Einsatz der ihm eigenen Seelengröße um Macht geworben. Es ging ein menschlicher Zauber von ihm aus. Inmitten einer Welt des Niedergangs empfand seine Umgebung die Reinheit seines Strebens. Sittlichkeit und Sauberkeit in den öffentlichen und privaten Dingen waren hier nicht zu tönenden Phrasen herabgewürdigt. Viele Gutgesinnte wurden von diesem Mann angezogen und faßten neue Hoffnung...«⁹³

»... Fritzi hatte viele Freunde, fast möchte ich sagen, Anhänger. Aber nicht alle haben ihn verstanden... Er erschien den meisten äußerst kompliziert und zum mindesten undurchsichtig. Es gab auch Leute, die ihn für unkonsequent hielten: Erst sei er Korpsstudent gewesen, dann der ›Rote Graf‹, dann Nazi, dann Antinazi. Wohlwollende nannten ihn den ›ewigen Frondeur‹. Was war daran richtig? ... Ich glaube, ihn so gut gekannt zu haben, daß ich sagen kann: ›Ja, er war ein Frondeur.‹ Aber er war es nicht, weil er ein sturer Neinsager, destruktiv oder inkonsequent gewesen wäre, sondern im Gegen-

teil, weil er bei ungewöhnlich scharfem und schöpferischem Verstand immer seinem Instinkt nachging, eine unerbittlich gerade Linie innehielt. Diese Linie war sein Preußentum im ›alt-fritzischen‹ Sinne (ein Begriff, den man fühlen muß oder nicht begreift. Der nichts mit Säbelrasseln, Imperialismus oder Junkertum zu tun hat), dessen er sich auch durchaus bewußt war und der ihn so erfüllte, daß er sogar zeitweise Vorträge darüber hielt. Die im Dritten Reich so viel beschworenen Begriffe Blut und Tradition waren so stark in ihm, daß er immer er selbst blieb und sich im Laufe der mannigfachen Regierungssysteme, die wir seit bewußter Jünglingszeit an uns vorüberziehen sahen, immer wieder da angewidert abwandte, wo er seine Hoffnungen enttäuscht sah . . . « 94

» . . . Doch kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß er selbst bestes Preußentum verkörperte: weltoffen, sich selbst gegenüber hart, mit ausgeprägtem Verantwortungsgefühl, Macht ausstrahlend und ausübend, unbedingt mehr auf das Sein als auf das Scheinen achtend. Er hat diese Art von Preußentum sehr hoch geachtet und das oft als Preußentum angesehene schnodderige und befehlerische Unwesen mit kalter, ja rücksichtsloser Art abgetan . . . Er hat einmal zu mir gesagt: die Schwaben seien die ›Preußen des Südens‹. Ich: ›Ist das nun ein Kompliment?‹ Da schaute er mich ganz groß, leicht schmunzelnd an: ›Selbstverständlich doch!‹ Schwächen konnte er belächeln, das Unrecht haßte er! « 95

»Unter seinen Gaben war die Einflußnahme auf andere Menschen vielleicht die bedeutendste. Es gelang ihm in jeder Lage und bei jeder neuen Aufgabe einen neuen Kreis von Anhängern um sich zu sammeln, ohne daß das Treueverhältnis zu den alten Kameraden darunter gelitten hätte. Es war schwer zu sagen, worin das Geheimnis dieser Einwirkung bestand. Mit seiner etwas durchschnittlichen Größe, der mitunter etwas lässig-legeren Haltung und einem im ersten Augenblick kaum besonders auffallenden Kopf und Gesicht schien wenig Anziehendes verbunden . . .

Seinem Gesicht, in dem die sehr hellblauen, aber durchaus nicht besonders großen oder leuchtenden Augen und die etwas unschön gedrückte Hakennase auffielen, konnte man am ehesten die überwundenen

körperlichen Krankheiten – eine Neigung zu Tbc und der gefürchtete Strahlenpilz – ansehen. Aber durch den blassen, manchmal sogar etwas verschwommenen Schleier leuchtete eine seltsame Eckigkeit hindurch, die häufig durch einen seltsam unbeugsamen Ausdruck in seinen Augen unterstrichen wurde, wenn er nun in seiner leisen und langsamen, aber doch sehr eindringlichen Art zu sprechen anhub . . .

Vor allem aber waren es die Klarheit seines Willens, die Entschlossenheit und innere Überzeugungskraft, die jeder hinter seinen Worten spürte und die so viele in seinen Bann zog. So sprachen die Bürgermeister des Kreises Fischhausen noch viele Jahre nach seinem Fortgang mit einer besonderen, aus Scheu und Liebe gemischten Achtung von ihm, obwohl er in seiner genialischen Art nicht eigentlich verwaltet, sondern mehr regiert hatte und dabei als strenger Vorgesetzter galt.«⁹⁶

»Nach meinem Urteil war er Politiker mehr aus Pflicht als aus Neigung. Im Grunde genommen war er ein zartfühlender, empfindsamer, musischer Mensch, der allerdings unter den politischen Unzulänglichkeiten seiner Zeit persönlich litt. Man könnte vielleicht sagen, er war eine ›Hamletnatur‹, also ganz anders, als man sich einen ›Widerstandskämpfer‹ vorstellt. Er war von schwacher Gesundheit, häufig krank, verlangte aber trotzdem sportlich mit großer Zähigkeit seinem Körper das Letzte ab, er war ein passionierter Bergsteiger und Skiläufer . . .

Nur in kleinerem Kreise schloß er sich auf, wurde lebhaft und zeigte in der Debatte Temperament und Leidenschaft. Jede betonte Pose im Auftreten war ihm völlig fremd, er legte allerdings gelegentlich Masken an, ich möchte sagen ›eulenspiegelhaft‹. Spielte also, wenn es ihm paßte, den ›müden Grafen‹ oder gab sich im Scherz hochmütig, arrogant oder spielte etwa die Rolle des biedereren Landedelmans . . .«⁹⁷

»Alles in allem: Friedrich Dietlof von der Schulenburg war alles andere als ein ›Militär‹ oder ›Beamter‹. Er war ein Mann Steinscher Prägung. Also auch nicht *fritzisch!* Kein Preuße! Kein Reaktionär! Vom Blut aus – nicht Rebell – sondern modern, zukünftig – das Kommende bereitend – hatte Antenne . . .

Alles sehr charakteristisch in ihrer Mischung von Eulenspiegelei – tödlichem Ernst – und allen Welthändeln abholder Weisheit.

Unter keinen Umständen darf in der Charakterisierung Schulenburgs diese Mischung fehlen. Keineswegs darf fehlen der trockene Sarkasmus. Erst recht nicht der Humor. Es war da kein tierischer Ernst: Viel eher ein freies Spiel, in dem das ›Scheitern‹ im Kierkegaardschen Sinne einkalkuliert war.

Daß ihn die östliche Staatsphilosophie fesselte, wissen Sie bereits . . . «⁹⁸

»Er war nicht schön. Mittelgroß, etwas abstehende Ohren, ziemlich kurze Haare, eine Nase, die wohl mit einem Höcker erdacht, dann ein wenig schief weitergewachsen war. Viel Narben in der unteren Gesichtshälfte. Um das Kinn ein Zug von Energie, der Furcht hätte einflößen können, wären nicht die Augen gewesen. Durchsichtig helle Augen, die dauernd den Ausdruck wechselten, manchmal raubvogelartig zupackten, manchmal in mokanter Selbstironie funkelten. Er lachte häufig, aber dieses Lachen wischte nur über das Gesicht hin . . .

Er war ein ebenso guter Zuhörer wie intensiver Gesprächspartner. Wir berührten Themen, die in ihm brannten: Sozialismus, katholische Glaubensauffassung, Dichter wie Trakl und George, moderne Städteplanung. Die Wiederherstellung des Rechts. Er haßte die Lauen, die Opportunisten. Als Feind mußte er kompromißlos sein. Später hörte ich, daß er als Untergebener unbequem, als Vorgesetzter mitreißend war. Als wir Abschied nahmen, bemerkte ich: die Hosenbeine seines recht schäbigen blauen Anzuges waren schrumpelig und mit Lehm bespritzt. Gleichmütig sah er an sich hinunter: ›Ich sehe wie ein Landpfarrer aus, nicht wahr?‹ Er lachte . . . Er war völlig uneitel, Prahlerei war ihm fremd, er trat nie auf, gab sich nie ein Air . . . Dabei trug er ein Monokel. Es schien festgewachsen im rechten Auge. Als Parteibonzen ihn deshalb verspotteten, sagte er, es habe ihn Tag und Nacht an der russischen Front begleitet, an der sie seines Wissens nicht gewesen seien . . .

Eines Sonntags nahm er mich mit in eine Konzert-Matinee. Das Fehse-Quartett spielte im Nebensaal der ausgebrannten Philharmonie. Es war kalt und roch nach verkohlten Balken. Ausgemergelte, erschöpfte Menschen hörten Schumann. Ich hasse mein Volk so oft, sagte ich, aber diese Menschen rühren mich. Es ist das liebenswerteste Volk, das es

gibt, sagte er – und mir wurde klar, wieso er es aushielt, sechs Jahre lang in aktiver Opposition zu stehen, täglich darauf gefaßt, Folterungen und dem Strang ausgeliefert zu werden. Sein Mut kam aus dem Geistigen und wurzelte ebenso in der Religion wie in der Liebe zu seinem Volk . . .«⁹⁹

Der Mensch, auch der sachlichste, um strengste Objektivität bemühte Mensch, kann seinen Mitmenschen nur mit den eigenen Augen sehen und so dessen Bild auch nur aus solch Ich-bezogener Schau heraus zeichnen. Im Hintergrund jedes Porträts werden immer Züge eines Selbstbildnisses sichtbar, weshalb Bilder des gleichen Objekts von verschiedenen Subjekten gespiegelt und dargestellt wesentlich verschieden zu sein pflegen.

Um so erstaunlicher ist die große Übereinstimmung unserer acht Porträtskizzen, sowohl in der Zeichnung der Grundlinien wie in der Verteilung der Lichter und Schatten. Sie läßt sich jedoch ohne besondere Schwierigkeiten erklären, einmal aus der starken Strahlungskraft von Schulenburgs Persönlichkeit, zum anderen aus der innigen Verbundenheit und Gebundenheit seines Freundeskreises. Alle, die hier zu Wort kamen, waren ihm auf Grund ihrer Herkunft und Erziehung in ihrem Fühlen und Denken, ihren Hoffnungen und Meinungen so nahe verwandt, daß ihre subjektive Schau das objektive Bild nur unwesentlich veränderte.

Mit einiger Einschränkung gilt das auch für Hugo Kükelhaus mit seinem: »nicht fritzisch – kein Preuße! nicht Rebell!«

Ein »Preuße«, wie Kükelhaus gleich vielen West- und Süddeutschen aus Unkenntnis und künstlich gezüchtetem Vorurteil den »Preußen« sah, war Schulenburg in der Tat nicht. Alle, die ihn kannten, bezeugen es. Den Zugang zum wahren Schulenburgschen »Preußentum« aber hat der Handwerker, Künstler, Sinnierer, »freideutsche« Wandervogel aus Westfalen nicht gefunden, und Schulenburg fühlte keine Veranlassung, ihm diesen Zugang zu öffnen. Denn auch das gehörte zur Art Schulenburgs, bei Gelegenheit Masken anzulegen und nie den Versuch zu machen, einem anderen die eigene Überzeugung aufzudrängen auf die Gefahr hin, diesen anderen als Mitstreiter für das Nahziel zu verlieren. So hat er z. B. beste Freunde, deren religiöse Bedenken gegen den

politischen Mord er kannte, zwar in die allgemeinen Umsturzpläne eingeweiht, ihnen die Attentatsabsichten aber verschwiegen.

Kükelhaus erzählt¹⁰⁰ zur Stützung seiner Behauptung von der »nicht fritzischen Gesinnung« Schulenburgs: »Angesichts der im Brieger Schloßmuseum aufgestellten, sonst fast unbekanntem Porträtplastik, Marmor, Friedrichs des Großen, geschah folgendes: Schulenburg hatte diese Büste irgendwann entdeckt. Er meinte, ich müsse sie unbedingt sehen. So fuhren wir gemeinsam dorthin . . . Der Direktor führte uns schnurstracks in den Winkel, wo sie stand. Eine der Totenmaske und den sonstigen Porträts gegenüber verblüffende *Fremdheit*. Schulenburg sagte: ›Sieht er nicht aus wie Goebbels? Ich glaube, er war im Grunde genauso ein Barbar wie die Burschen heute.«

Ich sagte: ›Wenn wir also damals gelebt hätten, würden wir danach getrachtet haben, ihn umzubringen.« Worauf er ganz ernsthaft sagte: ›Aber selbstverständlich!«

Wir möchten meinen, dieses Gespräch mit den Schlußworten: »Aber selbstverständlich!« zeigte weniger die Auffassung Schulenburgs über Friedrich den Großen, wenn er auch dessen dämonische Züge sicherlich kannte, als die eigene Neigung zur Eulenspiegelei, zum sarkastischen, hintergründigen Humor. Diese Neigung hat ihm im Kreis seiner Bekannten hie und da den Ruf eingetragen, undurchsichtig, ja listig und verschlagen zu sein, selbst ihnen gegenüber. Er konnte und durfte sich gegen diesen Ruf, in seiner Lage Bedrohung und Schutz zugleich, nicht wehren.

In Wahrheit jedoch drängte seine Natur zum offenen, klaren Bekenntnis, und so wie er in den Briefen an Koch aus seinem Herzen keine Mördergrube machte, hat er auch bei vielen späteren Gelegenheiten die freimütigsten Äußerungen nicht gescheut: »Wir werden Hitler totschiessen müssen, bevor er Deutschland völlig zugrunde richtet«, sagte er im Sommer 1943 in einem Berliner Café zu dem General der Waffen-SS Steiner, seinem früheren Kompanieführer in Königsberg.¹⁰¹ Und wegen einer ähnlichen Äußerung im Kasino des Infanterie-Regiments 9 ist er im gleichen Jahr für 24 Stunden sogar verhaftet worden. In beiden Fällen aber hat ihn eben jene Mischung von Ernst, Ironie und hintergründigem Lügenspiel vor den Folgen seiner Unvorsichtigkeit bewahrt.

»Ich habe ihn nicht ganz ernst genommen; ich kannte ihn doch!« war die Reaktion Steiners. – »Ich habe mich mächtig entrüstet über die gegen mich vorgebrachten Anschuldigungen und auf meine alte Mitgliedschaft bei der Partei gepocht«, erzählte Schulenburg nach seiner Haftentlassung lachend dem Rechtsanwalt Dr. Rüdiger Graf von der Goltz, bei dem er in jener Zeit wohnte. – »Sein Mut kam aus dem Geistigen und wurzelte ebenso in der Religion wie in der Liebe zu seinem Volk«, schrieb Ursula von Kardorff.

Wie stand es bei Schulenburg mit der Religion? Lebte er, wie viele seiner ostelbischen Standesgenossen, in einer ungebrochenen kirchlichen und religiösen Tradition, die alle Angriffe des Atheismus oder einer neuheidnischen Gottgläubigkeit überwunden hatte?

Die Schwester erzählt in ihren Erinnerungen von den Tisch- und Abendgebeten der Kinderzeit, die man im Elternhaus frommen, gläubigen Sinns verrichtet hat. Sie erzählt von der aufkeimenden Spottlust der Heranwachsenden bei den Predigten des Tressower Landpfarrers, der offenbar ein im Geist und in der Sprache schwerfälliger, ungeschickter Mann gewesen ist. Ob dieser Mann dann auch sie und den Bruder konfirmiert hat, erfahren wir nicht.

Jedenfalls wurde Fritz Schulenburg mit fünfzehneinhalb Jahren im März 1918 konfirmiert, wie aus einem ebenso ernsten wie liebevollen Brief seines Vaters hervorgeht, den der Oberst und Stabschef der Kronprinzenarmee mitten aus der geistigen Anspannung der großen Märzoffensive geschrieben hat. Die Mahnung des Briefes: »Erhalte Dir in Deinem Leben Deinen einfachen Kinderglauben!« dürfte jedoch, wenn auch die religiöse Entwicklung des Konfirmanden in den kommenden zwei Jahrzehnten ziemlich im Dunkel bleibt, zunächst nichts gefruchtet haben. Vielmehr scheint es, als ob der Student und später der junge Beamte Schulenburg wie fast alle Menschen seiner Generation durch lange Zeiten des Zweifels und des Widerspruchs hindurchgegangen ist und den Glauben der Jugend nicht bewahrt hat.

»Als gläubigen Christen möchte ich Schulenburg nicht bezeichnen. Er empfand zwar Respekt vor dem Christentum, kannte und verehrte die Luther-Bibel und gewann vor allen Dingen im katholischen Westfalen auch Verständnis für die katholische Kirche. So schätzte er zum Beispiel besonders das Buch des Jesuiten-Paters Momme Nissen, der

damals noch in einem Kloster in Westfalen lebte, über den ›Rembrandt-deutschen Julius Langbehn‹, das er häufig verschenkte.¹⁰² Auch interessierte ihn der Berliner Sozialpriester Sonnenschein, über dessen Buch¹⁰³ wir uns damals oft unterhalten haben. Aber dennoch, die Triebkraft seines Handelns und Denkens war sicherlich nicht die eines gläubigen Christen.«¹⁰⁴

Schulenburgs religiöse Einstellung im Anfang der Dreißigerjahre dürfte in diesen Sätzen ziemlich zutreffend charakterisiert sein. Dann aber muß verhältnismäßig bald nach der NS-Machtergreifung eine Wandlung eingetreten sein. Durch welche Umstände sie ausgelöst wurde, wissen wir nicht genau. Wahrscheinlich hat es sich dabei zunächst mehr um allgemein geistige als um betont religiöse Reaktionen und Überlegungen gehandelt. Wie unzählige andere Deutsche erkannte Schulenburg mit Schrecken die Gefahr, die aus dem Kampf der NSDAP gegen das Christentum der gesamten geistig-kulturellen Überlieferung des eigenen Volkes und der abendländischen Humanitas schlechthin zu erwachsen drohte. Wollte man diese Gefahr bannen, mußte man schon aus Opposition gegen das Regime eine Position für das Christentum beziehen. Bei solchem Ausgangspunkt nimmt es nicht wunder, daß Schulenburg bei dieser Hinwendung sich zunächst einen so undogmatischen, ja beinahe unkirchlichen Mann wie Paul Schütz zum Mentor wählte. In seinem 1934 erschienenen Buch: »Warum ich noch Christ bin« hatte Schütz fern aller Theologie Zeugnis von der Gnade der unmittelbaren Begegnung zwischen Mensch und Gott gegeben und den Spiritualismus der Ostkirche gepriesen, von dem er sich eine Erneuerung der abendländischen Glaubenswelt erhoffte. Von diesem Buch sagte Schulenburg anlässlich der Beerdigung seines Bruders Wilhelm zu Dr. Müller-Haccius: Nur ein Christentum, wie es hier von Schütz in der Sprache unserer Zeit dargelegt und ausgelegt werde, habe noch Zukunft.¹⁰⁵

In den folgenden Jahren scheint sich Schulenburg allerdings auch den überlieferten Formen und Gebräuchen der Kirche wieder genähert zu haben. Das zeigen die Berichte über die Taufe des im Mai 1938 in Berlin geborenen einzigen Sohnes Fritz-Dietlof, bei der neben dem Geistlichen auch sein alter Freund Caesar von Hofacker als Taufpate eine sehr betont christliche Rede gehalten hat. Das zeigten vor allem die

Vorgänge beim Tod und der Beisetzung des alten Grafen, der am 19. Mai 1939 in St. Blasien nach schwerer, monatelanger tuberkulöser Erkrankung gestorben war.

Zuerst bemächtigte sich die Wehrmacht des toten Generals und veranstaltete für ihn in Potsdam einen feierlichen Staatsakt, bei dem von Brauchitsch die Abschieds- und Gedächtnisworte sprach und Hitler mit fast allen Ministern und hohen Parteiführern dem Sarge folgte. Dann wollte die SS aus Prestigegründen, der General der Wehrmacht war ja ihr Obergruppenführer gewesen, die Beerdigungsfeier in Tressow nach ihren Vorstellungen abhalten. Diese Absicht wurde jedoch von Fritz Schulenburg durchkreuzt. Unter Berufung auf den letzten, auf dem Krankenbett geäußerten Willen des Vaters setzte er auch gegenüber den Brüdern durch, daß der Wehrmachtspfarrer, den er aus Potsdam mitgebracht hatte, am Grab predigte und den Sarg einsegnete. Dabei mußte mit Rücksicht auf die zahlreiche Trauergemeinde selbst Himmeler die Hände falten. Zum Schluß spielte das Musikkorps der Wehrmacht den Großen Zapfenstreich mit dem Choral: »Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesus offenbart«, womit ebenso gegen die Anschauungen der SS wie gegen den Wunsch Hitlers verstoßen wurde, der in dem Choral eine Verfälschung des soldatischen Charakters des Zapfenstreiches sah.¹⁰⁶

Diese Vorgänge sprechen und sprachen eine deutliche Sprache; sie sind darum von den Brüdern auch sofort als Ausdruck einer tiefgehenden Sinneswandlung verstanden worden. Trotzdem lassen sie gerade ihrer Überdeutlichkeit wegen für den rückblickenden Betrachter noch immer den Schluß zu, daß bei ihrer Auslösung ein vornehmlich politisch bedingter Wille zum Protest, zur sichtbaren Opposition überwog, während das religiöse Bekenntnis in den Hintergrund trat. Volle Klarheit über die religiöse Einstellung Schulenburgs schenken erst drei aus den letzten Lebensjahren erhalten gebliebene Selbstzeugnisse.

Unmittelbar vor Beginn des Rußlandfeldzuges schrieb Schulenburg in Briefen an seine Frau seine Gedanken über Religion und Kindererziehung nieder. In dem Brief vom 18. Juni 1941 über Kindererziehung schreibt er:¹⁰⁷

»Im Mittelpunkt der Erziehung muß der Glaube an Gott stehen, das Wissen um seine Allmacht und Führung. Die Erziehung soll die

Kinder unmerkbar dahin führen, daß sie auf die Stimme des Gewissens horchen, das in jedem Menschen schlägt und ihm, wenn er nur rechtinhört, schon den richtigen Weg weist. Sie soll die Kinder lehren, daß auch in den besten Menschen helle und dunkle Mächte miteinander ringen und daß man sich im Leben jeden Tag neu zu entscheiden hat.

Du mußt die Kinder lehren, daß nur Gott groß und der Mensch dagegen winzig klein ist. Daß er im Grunde nichts sich selbst verdankt, sondern alles Gott und seinen Gaben, mögen diese nun in den Anlagen, die ihm seine Voreltern als Erbe überliefert haben, oder in Gottes Führung und Gnade das Leben hindurch bestehen. Wenn sie dessen stets gedenken, werden sie demütig und bescheiden sein und sich nicht über ihren lieben Mitmenschen mit all seinen Schwächen und Fehlern erheben.

Sie werden dann die Welt als Feld betrachten, auf dem Gott schafft, und sich als seine Helfer. Tief muß sich in ihr Herz graben, daß all ihr Tun und Wirken vor Gottes Auge bestehen muß. Und daß ein Werk nur dann gelingt, wenn Gottes Kraft es trägt.

An alles, was sie an Arbeit anfangen, lehre sie, ihre ganze Kraft, ihr ganzes Herz zu wenden, nichts Halbes, nichts ohne Lust zu tun, nicht an der Oberfläche haften, sondern vom Grunde her schaffen. Darum lehre die Kinder zu arbeiten und zeige ihnen das Ziel, freudig zu arbeiten.

Meine Kinder sollen nebenbei ein Handwerk lernen, damit sie den Segen der kunstgerechten Händearbeit erfahren und gezwungen sind, gründlich zu arbeiten.

Lehre die Kinder, in allen Dingen auf das Wesen zu sehen und sich nicht vom Unwesentlichen beirren zu lassen, das sich wie ein Ballast an alles Leben hängt, es niederzuziehen sucht. Wer in dem Wesen der Dinge lebt, kann nur einfach leben und handeln. Verlange von den Kindern, daß sie unerbittlich wahr sind, und mache ihnen klar, daß Gott alle Lügen durchschaut und am Ende straft, am meisten dadurch, daß er Gesicht, Charakter, Geist des Lügners von Lüge zu Lüge mehr verzerrt, häßlich und klein macht.

Leicht sind wir verführt, andere Menschen zu verspotten und zu verachten, doch wirken in Spott, Verachtung, Haß niederziehende un-

fruchtbare Kräfte. Nur die Liebe, die das Gute im Menschen sucht und anspricht, entfaltet schöpferische Kraft. Der edle Mensch sieht auch noch im schlechtesten Menschen das Gute und schenkt ihm seine Liebe und Hilfe, wie es Christenlehre ist.

Jede Bildung bildet nur dann wahrhaft, wenn sie die guten Kräfte im Menschen stärkt und entfaltet. Daher trage an die Kinder Gutes, Schönes, Großes heran und stärke hierfür Sinn und Freude.

Meine Kinder sollen mit Dir viel sehen durch Reisen und Wandern, sie sollen aber nicht entwurzeln, sondern dem Boden verbunden bleiben und klar sehen, daß der Boden die Wurzel der Kraft des Volkes ist und daß keine Familie dauert, die sich von dieser Wurzel trennt. Meine Kinder sollen daher alle – Töchter und Sohn – nach der Schule auf einem geeigneten Gut bei einer typisch ländlichen Familie Haus- bzw. Landwirtschaft lernen, damit sie den Segen des Landes erfahren. Dabei soll ihnen Tressow Heimat bleiben.

Meine Kinder sollen ihren Körper als von Gott anvertrautes Gut betrachten, dessen Kräfte sie zu bilden, mehren, stärken haben. Dazu gehört, daß der Körper Arbeit und Anstrengungen ausgesetzt, in vielen Sportarten gestählt wird und auf dauernde äußere Genüsse verzichtet.

Genüsse, als Seltenheiten genossen und als Festtage in den Alltag gestreut, sind dazu bestimmt, gehörig ausgekostet zu werden. Aber nur, wenn »diu maza« nicht verlorengelht, bleiben sie kostbar. Dann allerdings erquickern sie mit frischer Freude wie ein klarer Wasserquell und geben Geist und Körper Flügel.

Ich will, daß meine Kinder einfache, klare, gläubige Menschen werden, die in Leben und Taten Gott lieben und dienen, die mitten in das Leben und das Volk gehend im Leben und im Volk stehen – wie die besten Schulenburgs, seine Sprache sprechen und, ohne sich zu überheben, mit allem Gemeinen ringend, danach streben, edle Menschen zu werden voller Liebe und Kraft wie klare reine Gefäße für Gottes Kraft und Gnade.

Ich werde mit ihnen, wohin ich auch immer gehe, in Liebe verbunden bleiben.«

In dem Brief vom 19. Juni 1941 »Gedanken zur Religion« schreibt Schulenburg: »Ich glaube an Gott, die überirdische Macht, die auf ge-

heimnisvolle Art in unser Leben hineinragt, für uns mit dem Verstand nicht erkennbar und nur mit dem Herzen erfaßbar ist. Ich glaube an eine Führung durch Gott; ich habe sie in meinem Leben des öfteren gespürt. Ich glaube, daß man seiner Kraft teilhaftig wird, wenn man ihn liebt, sich ihm hingibt und zu ihm betet. Worum ich noch ringe, ist, daß ich ganz in Gott ruhe, mich mit Zweifel, Sorge, Not an ihn wende und nicht versuche, ihrer mit meinem kleinen menschlichen Verstande Herr zu werden. Ich ringe um seine Gegenwart, daß er *die* beherrschende Kraft in meinem Leben werde. Alle Gebrechen unserer Zeit – soweit sie eben nicht die ewigen Gebrechen der Menschheit sind – rühren daher, daß wir weitgehend den Glauben an Gott und die Demut vor ihm verloren haben und schon munter um das goldene Kalb tanzen.

Ohne die Scheidung in Gut und Böse und ohne das Gebot, dem Guten zu folgen, also ohne feste Moral, kommen die Menschen nicht aus. Christus hebt auch die Moral nicht auf, er begnügt sich aber nicht damit, daß man nur die äußeren Gebote befolgt, er fordert, daß man ihrem Geist entsprechend lebt, und verdammt die Selbstgerechten. Die Scheidung in Gut und Böse wird auch dadurch nicht aufgehoben, daß seine Liebe und Gnade den ärmsten Sünder erreicht; denn Christus weiß, daß jeder Mensch in Sünde und Schuld gerät und daß die Unterschiede in der Schwere der Sündenlast vor Gott gering wiegen. Kommt es doch am Ende nur darauf an, wie weit sich das Herz Gott und seiner Liebe öffnet. Und dem kommt der tief in Schuld Verstrickte, dem das Gewissen zum Zerspringen schlägt, näher als der mit kleinen Sünden behaftete, der über sie hinwegtäzelt.

Ich glaube, daß die Liebe – der Kerninhalt der Lehre Christi – die einzige wahrhaft schöpferische Kraft im Leben ist. Nur Gottes Sohn konnte ganz Liebe werden und sich für uns hingeben. Alle anderen können nur danach trachten, sich »ins Meer der Liebe zu versenken«, und werden doch nie ganz dahin gelangen. Aber trotzdem liegt die einzigartige Größe der christlichen Lehre darin, daß sie die Liebe zum obersten Gesetz erhebt.

Ich glaube an ein Fortleben nach dem Tode in einem höheren Reich, in das uns der Blick verwehrt ist. Und daß die Art des Fortlebens sich danach bestimmt, wie weit man in diesem Leben der göttlichen Kraft

verbunden war. Das ist auch der Sinn des Himmels der christlichen Lehre. Überhaupt dürfen wir nicht vergessen, daß die damalige Zeit in Mythen und Bildern dachte und in deren Gleichnissen die Wahrheit erkannte, wozu uns modernen Menschen schon weitgehend das Vermögen fehlt. Die Bibel ist in einer Sprache geschrieben, die das Volk zur Zeit Luthers sprach und die die heutige Zeit nicht mehr versteht. Es gilt also, die christliche Verkündigung, deren Kern ewig wahr ist, in eine Form zu bringen, die den Erkenntnissen und dem Erkenntnisvermögen der Zeit entspricht und in eine Sprache, die das Volk versteht. Ob die Kirchen dazu imstande sind, ist fraglich. Sie sind weitgehend erstarrt, und ich bezweifle, ob die jüngeren Kräfte, die sich in ihnen regen, stark genug sind, um sie zu reformieren. Im Grunde ist der Gegensatz katholisch – evangelisch längst überholt und wesenlos geworden. Der Gegensatz dieses Jahrhunderts ist Christentum und Atheismus. Wenn die katholische Kirche klug wäre, würde sie große Züge machen und entgegenkommen in Ritus und Lehre, um die Einheit wiederherzustellen.

Ich bin immer wieder erschüttert, wenn ich Pfarrer reden höre, auch Wehrpfarrer. Das Volk hat die guten Wertungen noch in den Knochen, und keiner dieser Männer kann sie ihm vom Christentum her klarmachen, weil sie die erstarrte Sprache der Theologie sprechen.«

Diese Briefe lassen in ihrer klaren Nüchternheit keinen Zweifel, wie ernst es Schulenburg mit seinem Bekenntnis zu Gott, Christus und dem Glauben an ein Fortleben nach dem Tode war. Er glaubt, was er sagt, und ist dabei trotz der Hoffnung auf eine una sancta ecclesia ganz protestantisch und ganz preußisch. Wie aber überall im Preußentum unter der sachlichen, scheinbar völlig von Zucht und Ratio gestrafften und geglätteten Oberfläche untergründige, in heidnische Zeit zurückreichende Leidenschaften lebendig sind, so auch bei Schulenburg. Der Gott, den er meint, ist nicht nur der gute Vatergott, zu dem man sich flüchtet mit seinen Sorgen und Ängsten. Er ist auch der Gott, aus dessen Mund zwei Schwerter gehen, ein unbegreiflicher Gott, der sich noch in Tod und Vernichtung gewaltig offenbart, ein Gott der Schlachten, dem sich einst der »heilige Rausch« der Berserker weihte.

»Im Leben des Tages möchte man Gott gern nahe sein. Aber wie selten ist man es wirklich. Und wenn immer wieder unsere Gebete,

unsere Wünsche und Fragen um ihn kreisen und wir seine Züge aus dem Wirbel der Dinge, der Menschen und Gedanken aufleuchten sehen: Unsere Kraft, ihn zu erfassen, bleibt immer hinter unserer Sehnsucht zurück. Ganz selten nur spüren wir ihn unmittelbar nahe.

Solche seltenen Augenblicke habe ich mehrfach im russischen Feldzug erlebt. Und zwar bei der Kampfhandlung, die am klarsten das Wesen des Krieges offenbart: dem Sturm . . .

Dann hörte ich fast wie von ferne her, merkwürdig fremd, das eigene Kommando sich von meinen Lippen lösen: »Der dritte Zug antreten!«, hörte, wie das Kommando sich fortpflanzte, sah den Zug antreten.

Und von da ab war ich in einem Hochgefühl wie nur selten in begnadeten Augenblicken meines Lebens. Ich war ganz erfüllt von Gott; er war der einzige Gedanke, der mich ganz in Besitz nahm. Manchmal flüsterten meine Lippen: Gott, Gott. Und da er von mir Besitz nahm, ging ich ruhig, sicher und fern aller Furcht dem Zuge voran. Wie im Traum nur gewahrte ich den Gegner, das giftige Surren der Kugeln, das Krachen der Granaten, gab meine Befehle, sah Kameraden fallen. Alles das ließ mich unbewegt: Ich war voll von Gott.«¹⁰⁸

10 Abkehr vom Nationalsozialismus Erste Staatsstreichpläne

Eine Anekdote erzählt, Schulenburg sei von seinem neuen Vorgesetzten in Berlin, dem Grafen Helldorf, mit den Worten empfangen worden: »Ich habe Sie nicht angefordert!«, worauf jener erwiderte: »Ich habe mich nicht zu Ihnen gemeldet!«

Das ist hübsch erzählt und gibt sicher die Gefühle der beiden Gesprächspartner richtig wieder, überspitzt aber wie jede Anekdote um der Wirkung willen. In dem schon erwähnten Brief¹⁰⁹ an die Gräfin vom 1. August 1937 schildert Schulenburg die erste dienstliche Begegnung mit Helldorf folgendermaßen: »Helldorf kam um 1.30 Uhr, ich habe mich zwei Stunden mit ihm unterhalten. Er hat mich nicht haben wollen, seine anderweitigen Vorschläge sind abgelehnt worden. Er stellte aber nach Schluß der Unterhaltung Einigkeit über die wesentlichen Fragen fest. Er machte einen gescheiten, witzigen Eindruck. In seinem Amt absolut Mann des Staates und energischer Verfechter seiner Sache. Was ganz tief drinsteckt, übersehe ich noch nicht, doch macht er einen offenen und keinen hinterhältigen Eindruck. Ich glaube, daß sich mit ihm arbeiten lassen wird. Die Stellung des Vize ist schwierig, weil man gerade dabei ist, eine Reihe von Funktionen ihm abnehmen zu wollen. Wir werden sehen.«

Das klang noch einigermaßen skeptisch, aber schon bald hatte sich

Schulenburg in seinem neuen Arbeitsgebiet zurechtgefunden. Bei den umstrittenen Funktionen handelte es sich vornehmlich um das Weisungsrecht des Vizepräsidenten gegenüber den Kommandeuren der Schutzpolizei. Diese lehnten, unterstützt von Daluege, jede Unterstellung unter den Vizepräsidenten ab und wollten ihm nur die Wahrnehmung reiner Verwaltungsaufgaben zugestehen. Dank seines großen Könnens als Verwaltungsfachmann, seiner organisatorischen Begabung und nicht zuletzt seiner mit Humor gerüsteten Fähigkeit zur Menschenbehandlung erwarb sich Schulenburg jedoch in kurzer Zeit soviel Autorität, daß er den Zuständigkeitsstreit in einer für beide Teile befriedigenden Weise lösen konnte. Über die Routineaufgaben hinaus wurde er sogar mit einer allgemeinen Verwaltungsreform im Präsidium und einer Umorganisation des gesamten Berliner Polizeiapparates betraut.

Bei seinen Überlegungen und Maßnahmen für die Reform knüpfte Schulenburg an Vorarbeiten seines von Dr. Goebbels vielgeschmähten Vorgängers in der Weimarer Republik, Dr. Bernhard Weiß, an. Schriftliche Original-Unterlagen über das Reformwerk sind nicht mehr vorhanden oder nicht auffindbar; nach den Berichten ehemaliger Mitarbeiter und anhand von Vergleichen mit der Art, wie Schulenburg ähnliche Aufgaben später anfaßte, lassen sich jedoch Absichten und Methoden mit ziemlicher Zuverlässigkeit erschließen.¹¹⁰ Ziel der Reform war der Aufbau eines übersichtlichen, straff gegliederten und Menschen und Material sparenden Apparates. Die Zuständigkeiten zwischen Verwaltung und Exekutive wurden klar getrennt, die Zahl der Polizeiämter auf sieben¹¹¹ verringert, innerhalb der reinen Verwaltung eine erhebliche Zahl von Stellen aufgehoben, die nach der Neugliederung überflüssig geworden waren. Die Absicht Schulenburgs, unter Bezugnahme auf eine frühere von Helldorf erreichte Sonderregelung für Berlin auch die Staatspolizei wieder völlig der Befehlsgewalt des Polizeipräsidenten zu unterstellen, scheiterte am Widerspruch Heydrichs. Allerdings gelang es nun diesem seinerseits nicht, die einmal getroffene Sonderregelung ganz beiseite zu schieben, so daß die Frage ungelöst blieb wie unzählige ähnliche Kompetenzkonflikte im Dritten Reich. »Der jeweilige Leiter der Berliner Staatspolizei mußte sehen, wie er den Anforderungen seiner beiden vorgesetzten Dienst-

stellen gerecht wurde, ohne es mit der einen oder anderen, unter Umständen auch mit beiden, zu verderben.«

Schulenburg konnte seine Absichten und Pläne, die mit manchen liebgewordenen Gewohnheiten und Einrichtungen aufräumten und für eine Reihe von Beamten auch persönliche Unannehmlichkeiten und Härten mit sich brachten, allerdings nur mit Unterstützung durch seinen Vorgesetzten Helldorf durchsetzen. Das bedingte eine enge sachliche Zusammenarbeit, durch die nach einer gewissen Zeit auch die anfänglichen Vorbehalte eines politisch und menschlich bedingten Mißtrauens beseitigt wurden. Beschleunigt wurde diese Entwicklung durch die Berufung P. Kansteins zum Leiter der Berliner Staatspolizei am 1. Oktober 1937. Kanstein kannte Schulenburg schon seit 1925, als er Regierungsreferendar in Schneidemühl gewesen war und Schulenburg bei der Auswahl deutscher Flüchtlinge aus dem polnisch gewordenen Westpreußen für den Landkreis Ost-Prignitz beraten hatte. Später hatte er als Kommunaldezernent bei der Regierung in Königsberg gemeinsam mit Schulenburg die Bestrebungen der Partei bekämpft, möglichst viele »alte« oder zuweilen auch »neue alte Kämpfer« in Beamtenstellungen unterzubringen.

Nach seiner Versetzung in den Polizeidienst war er mit Helldorf in enge Berührung gekommen und hatte dessen Fähigkeiten, Besonderheiten und wohl auch Schwächen kennengelernt. So konnte er nun in Berlin als Mittler zwischen den beiden Grafen wirken und seinen Teil zu ihrer Verständigung beitragen.¹¹² Sicher hat sich diese Verständigung nicht nur auf rein dienstliche Angelegenheiten beschränkt. Kansteins Teilnahme an einer Besprechung im Herbst 1938, bei der die Haltung der Berliner Polizei im Falle eines Staatsstreiches festgelegt wurde – wir hören noch davon – beweist seine Kenntnis und Billigung der oppositionellen Haltung Schulenburgs und Helldorfs dem Regime gegenüber.

Den politischen Kontakt zwischen den beiden in dieser Grundsatzfrage scheint jedoch nicht er, der in seinem Amt wegen besonderer Gefährdung und Verantwortung sehr vorsichtig sein mußte, sondern Hugo Kükelhaus hergestellt zu haben, und zwar auf die Bitte Schulenburgs hin.¹¹³ Kükelhaus, in jenen Monaten damit beschäftigt, die Räume der Berliner Polizei mit etwas ansprechenderen Möbeln und

fröhlicheren Farben einzurichten und auszustatten, genoß bei Helldorf, wie er selbst erzählt, eine gewisse, dem Künstler zugestandene Narrenfreiheit. Er benutzte sie, um die Meinung Helldorfs und seine Bereitschaft zu einem »politischen Gespräch« mit Schulenburg zu erforschen. Das Ergebnis war: Schulenburg und Helldorf trafen sich in einem der vielen Hallenschwimmbäder Berlins, wo man sie nicht kannte, oder wo sie unter den zahlreichen, ab- und zuströmenden Menschen sich ungestörter unterhalten konnten als in einem, vielleicht durch Mikrophone überwachten Büro. Hier, im Bad, gestanden sie sich ihre Meinungen, Sorgen, Pläne und wurden schnell einig. Zweifellos war die treibende, führende Kraft in diesem Bündnis Schulenburg, aber er stieß bei Helldorf auf eine Bereitschaft, die aus dem ärgerlichen Mißtrauen des ehemaligen SA-Führers gegenüber den »Schwätzern und Bonzen«, aus gewissen »konservativen« Staatsgrundsätzen und aus einer halb revolutionären, halb landsknechtshaften Neigung zum Abenteuer stammten.

Dazu fand Schulenburg in dem Regierungsrat Gisevius einen Helfer, der als politischer Berater Helldorfs dessen kritische Neigungen mit sorgfältig ausgewählten Informationen stetig nährte und wach hielt. Allerdings war das Verhältnis von Schulenburg zu Gisevius und umgekehrt nicht gerade innig, da sie, vorsichtig ausgedrückt, völlig gegensätzliche Naturen waren. In ihrer Ablehnung des Regimes und in ihrer Absicht, Helldorf als Verbündeten zu gewinnen, stimmten sie jedoch überein, so daß der vorhandene Gegensatz in diesen ersten Jahren ihrer Verbindung in den Hintergrund trat. Später scheinen die gegenseitigen Vorbehalte so groß geworden zu sein, daß Gisevius von vertraulichen Besprechungen und Abmachungen der sogenannten »Grafengruppe« ferngehalten wurde, wofür er sich mit der Behauptung von nationalbolschewistischen Neigungen der Stauffenberg und Schulenburg rächte.

Die Anfänge der »Grafengruppe«, der neben Schulenburg die beiden Brüder Stauffenberg, Peter und Paul Yorck, U. W. Schwerin, Graf Lehndorff, Graf Üxküll, Albrecht v. Kessel, Caesar v. Hofacker, die Freiherrn Hermann und Ferdinand v. Lüninck und wahrscheinlich eine Reihe von Offizieren aus dem Infanterieregiment 9 angehörten, dürften in diesen ersten Berliner Jahren von 1937 bis 1939 liegen, wobei

Schulenburg sicher sehr viel zu deren Sammlung getan hat. Von seinen Dienstgeschäften trotz der Reformarbeit nicht übermäßig in Anspruch genommen – sein früherer Mitarbeiter in Ostpreußen und späterer Landesplaner von Schlesien, Ziegler, schreibt geradezu: »Schulenburg hatte noch nie in seinem Leben so wenig zu tun wie in Berlin als Polizei-Vizepräsident« –, benutzte er die Gelegenheit, alte persönliche Verbindungen wieder enger zu gestalten und neue anzuknüpfen.

In den Aufzeichnungen der Gräfin, die mit den Kindern im Januar 1938 nach Berlin gekommen war und am Rande des Grunewaldes in der Nähe der Krummen Lanke ein Haus gefunden hatte, wird von häufigen Begegnungen mit Hofacker, Üxküll, Yorck,¹¹⁴ A. v. Kessel, U. W. Schwerin gesprochen. Sehr bald werden wir aber auch von seinen Beziehungen zur »Abwehr«, zu der Generalsgruppe Halder-Witzleben, zu dem von Freikorps und NSDAP enttäuschten und darum zur Wehrmacht »emigrierten« Ur-Revolutionär F. W. Heinz und zu der höheren Ministerialbürokratie hören. Außerdem versäumte kaum einer seiner früheren Freunde und Mitarbeiter, ihn bei einem Aufenthalt in Berlin zu besuchen, um Erfahrungen auszutauschen, Sorgen sich vom Herzen zu reden, so wie er auch selbst bemüht blieb, keinen aus den Augen zu verlieren, bei dem er eine Gemeinsamkeit der Gesinnung und der Anschauungen gespürt hatte.

Der Aktivität Schulenburgs genügte jedoch diese in der Stille vor sich gehende und auf eine ferne, ungewisse Zukunft hin planende Tätigkeit des »Menschenfischens« nicht. Es drängte ihn, immer wieder gegen offensichtliche Mißstände aufzustehen und ihre Beseitigung zu fordern. Daß er damit die eigene revolutionäre Position schwächte, erkannte er zunächst anscheinend nicht, oder er schob aus Pflichtgefühl, Staatsgesinnung und nicht zuletzt aus Temperamentsüberschwang diese Erkenntnis einfach beiseite. Erst verhältnismäßig spät hat sich das geändert, wie eine Episode aus dem Jahre 1943 bezeugt:¹¹⁵

Zur Abrundung seiner bzw. des preußischen Staates Besitzungen in der Schorfheide hatte Göring das Gut eines märkischen Adligen ankaufen wollen. Der Besitzer hatte den Verkauf jedoch verweigert. Nach dessen Tod wiederholte Göring sein Kaufgesuch bei dem Sohn, der als Offizier in Rußland an der Front stand. Er bot dem nunmehrigen Besitzer Entlassung aus dem Dienst der Wehrmacht und ein neues

Gut aus dem besten Domänenbesitz der Provinz Schlesien an. Das Angebot wurde angenommen; der Anwärter auf eine schlesische Domäne erschien bei dem Regierungspräsidenten von Rumohr in Breslau mit der Forderung, den mit Göring geschlossenen Vertrag zu erfüllen und ihm einen Gutshof zu übereignen. Da Forderung und Vertrag rechtlich eine Unmöglichkeit darstellten – allein die Entlassung aus der Wehrmacht unter diesen Voraussetzungen war nach den Gesetzen des »Dritten Reiches« ein todeswürdiges Verbrechen –, wies von Rumohr den Antragsteller ab, der sich aber nun an den Oberpräsidenten Hanke wandte. Von diesem gedrängt, rief von Rumohr bei Schulenburg an, der gerade in Berlin war, und fragte, was man zur Verhinderung des ganz und gar ungesetzlichen Ansinnens Görings tun könnte, tun müßte. Schulenburg antwortete lakonisch: »Nichts!«

Diese Antwort läßt zwei Ausdeutungen zu. Vielleicht wollte Schulenburg damit sagen: Es hat keinen Zweck, etwas zu tun, da jeder Widerspruch ergebnislos bleiben wird. Überzeugender ist jedoch die Annahme, daß er ein Eingreifen verwarf, weil er es für falsch hielt. Man durfte nicht länger, »um Schlimmeres zu verhüten«, einzelne Mißgriffe, Fehler, Untaten abzuwehren versuchen. Auf den Widerstand im großen kam es an und, je höher das Schuldkonto des Systems anwuchs, um so besser war es für den Tag der Abrechnung. Kaum zufällig wurde diese Antwort zu einer Zeit gegeben, in der Schulenburg der höheren Beamtenschaft ihre viel zu lange Mitarbeit im NS-Staat vorwarf und in der er selbst jede Stellung in der Zivil- und Militärverwaltung ausschlug, durch deren Übernahme er zwangsläufig auch die Verantwortung für nicht zu verantwortende Maßnahmen des Regimes auf sich genommen hätte.

Nun, im Herbst des Jahres 1937, war er bis zu dieser äußersten revolutionären Konsequenz noch nicht durchgestoßen, und so schrieb er denn wieder eine seiner Denkschriften zur Lage des Beamtentums. Die Berichte seiner Freunde, die ihre Informationen aus sehr verschiedenen und weitgespannten Arbeitsgebieten jetzt in ein System brachten, wie die Erfahrung des eigenen Amtes, das im besonderen Maße den Eingriffen von Parteidienststellen ausgesetzt war, dürften den Anstoß zu dieser rund sieben Schreibmaschinenseiten umfassenden Arbeit¹¹⁶ gegeben haben. Ihr polemischer Charakter wurde schon in der Formu-

lierung des Themas: »Beamtentum – Krise und Abhilfe« sichtbar. Anders als in früheren und späteren Vorträgen und Entwürfen verzichtete Schulenburg auf eine historische Einleitung und auf die Darlegung von Prinzipien und Maximen. Indem er unmittelbar von der gegebenen Lage ausgeht, sagt er den Empfängern seiner Denkschrift beim Oberkommando der Wehrmacht und dem Innen-, Finanz- und Wirtschaftsministerium, was er von dieser Lage hält, und was seiner Meinung nach zu tun ist:

»Das Beamtentum ist ein Grundpfeiler des Staates.«¹¹⁷ Ohne ein intaktes Beamtentum kann man keine Arbeitsschlacht schlagen, keinen Vierjahresplan ausführen, keinen Krieg gewinnen. Daher ist es ein grausamer Irrtum, wenn andere Institutionen [Schulenburg nennt die Partei nicht, aber er meint sie] glauben, man brauche kein schöpferisches Beamtentum, es genüge, wenn man seine Arbeit ersetze oder von außen her lenke.«

Die unausbleibliche Folge dieses Irrtums würde die Zerstörung einer schöpferischen und verantwortlichen Arbeit der Beamtenschaft gerade in ihren führenden Schichten sein. Heute schon fehlten dem Beamtentum die klare Weisung für seine Arbeit wie die sachliche Deckung für sein Handeln, da die Staatsgewalt in zahlreiche Sonderbehörden zersplittert ist ohne feste Zuständigkeitsgrenzen, »wobei das Ganze nicht immer über das Einzelne, die Sache nicht immer über die Person gestellt wird«.

»Auch steht der Beamte zu oft allein und ohne Schutz.« Politisch erfährt das Beamtentum, obwohl seit 1933 von 1600 leitenden Beamten 400 ausgeschieden sind und von 750 neu eingestellten Assessoren und Referendaren 75 Prozent der Partei angehören, noch immer eine Sonderbehandlung. *»Obwohl es seit der Machtübernahme entscheidende Verdienste beim Neuaufbau erworben hat, wird es öffentlich als ›Bürokratie‹ lächerlich gemacht, zu einem mechanischen Apparat ohne Führungs- und Gemeinschaftsaufgabe und -kraft herabgewürdigt, als volksfern, ja als treulos verschrien, ohne daß sich irgendjemand fände, der diese Herabsetzungen der staatstragenden Schicht amtlich zurückwiese.«*

Niemand scheint zu merken, daß diese Angriffe auf das Beamtentum letztlich den Staat selbst treffen, und daß die von außenstehen-

den Personen, die häufig kein Gefühl für Staat und Autorität haben, erstattete politische Zuverlässigkeitserklärung noch gefährlicher an der echten staatlichen Substanz zehrt als ähnliche Machenschaften der »Systemzeit«. Es ist daher kein Wunder, daß sich *»das Beamtentum in steigendem Maße diffamiert, ehrlos, beunruhigt, zum Teil verzweifelt fühlt. Der Nachwuchs beginnt zu stocken.* Während 1933 die Bewerbungen die offenen Stellen um das vier- bis fünffache übertrafen, können jetzt die freien Regierungsreferendarstellen nicht mehr besetzt werden.«

Dazu kommt die materielle Notlage. *»Das Beamtentum ist wirtschaftlich proletarisiert«*, nachdem die von Brüning verordneten Gehaltskürzungen noch immer nicht aufgehoben sind. Dieser Zustand bringt nicht nur Not, Sorgen, wachsende Schulden mit sich, sondern er verschließt den Beamten und ihren Kindern viele Bildungsmöglichkeiten *»und gewährt nicht die notwendige Bewegungsfreiheit und innere Unabhängigkeit«*.

Zur Beseitigung des krisenhaften Zustandes fordert Schulenburg eine klare Abgrenzung der Zuständigkeiten zwischen Partei und Beamtenschaft, *»indem man jede Institution auf ihre wesenseigene Aufgabe konzentriert und ihr sowohl die volle Entscheidung wie die volle Verantwortung auf ihrem Gebiet gibt. Die politische Sonderbehandlung muß aufhören.«*

Nach der politischen Zuverlässigkeitsprüfung bei der Einstellung haben über ein politisches Versagen von Beamten nur die Dienstvorgesetzten zu entscheiden. *»Die Personalpolitik ist eine unteilbare Funktion der Verwaltung selber, die nur von ihren eigenen Trägern, nicht aber von außenstehenden Kräften wahrgenommen werden kann.«* Darum darf auch für den Aufstieg der Beamten nur die *sachliche Leistung* maßgebend sein.

Um den Beamten wirtschaftlich zu helfen, schlägt Schulenburg, da die Gehaltskürzungen zur Zeit aus psychologischen Gründen nicht aufgehoben werden können, als Sofortmaßnahme die Schaffung von neuen Beförderungsstellen in allen Beamtenkategorien vor, *»um gerade tüchtigen Beamten einen neuen Auftrieb zu geben«*. Auch sollten die Notstands- und Beihilfefonds aufgefüllt und vermehrt und eine Erhöhung von Kinderzulagen wohlwollend geprüft werden. Von

der Ausführung der vorgeschlagenen Maßnahmen sind nach Schulenburgs Überzeugung die Erhaltung eines schöpferischen Beamtentums und zugleich der Fortbestand des Staates abhängig. Ein »in Bürokratie erstarrtes«, unfreies und unverantwortliches Beamtentum muß über kurz oder lang in sich zusammenbrechen und den Staat in seinen Sturz hineinreißen.

Über die Reaktion auf Schulenburgs Vorschläge wissen wir nichts; praktische Ergebnisse haben sie offenbar nicht gehabt. Dagegen wurde man sehr aufmerksam, als Schulenburg sie ein Jahr später im März oder April 1939 auf einer Tagung des Reichspreiskommissars in Stuttgart gestraft und gekürzt wiederholte¹¹⁸ und daran die Aufforderung an die Beamtenschaft knüpfte, sich gegen die ständigen Angriffe auf ihre Leistung und Ehre zur Wehr zu setzen. Bei den Trauerfeiern für ihren Schwiegervater erzählte Reichsstatthalter Hildebrandt der Gräfin warnend, die Gauleitungen seien durch ein Rundschreiben der Parteikanzlei angewiesen worden, ähnliche Ausführungen ihres Mannes in Zukunft unter allen Umständen zu verhindern. Sätze wie: »Wir leben nun einmal nicht in einer ausgewogenen statischen Ordnung, sondern wir leben in einer Zeit, in der dynamische Kräfte gegeneinander gestellt sind und sich durchsetzen müssen!« mußte Leuten, die das Recht auf Dynamik für sich allein in Anspruch nahmen und im übrigen »ihre« Ordnung eben doch für eine ausgewogene unabänderliche hielten, schlecht in den Ohren klingen.

Geradezu ketzerisch und aufrührerisch aber hörte es sich für Verfechter einer absoluten Parteiherrschaft an, wenn Schulenburg dann fortfuhr: »Das Beamtentum kann sich nur durchsetzen, wenn es sich als Kraft erweist. Das erfordert vom Einzelnen Mut, Verantwortung, nicht Feigheit, nicht Sichducken. Wenn jemand auf die Beamten schimpft, dann schimpfe man wieder! Wenn jemand uns zu knechten sucht, dann behaupten wir uns! Und so sage ich: Es ist unsere Sache, dem Beamtentum wieder Achtung zu verschaffen. Ohne den Beamten und das Beamtentum hat weder der nationalsozialistische Staat noch das Reich auf die Dauer Halt und Bestand.«

Die Wendung: »weder der nationalsozialistische Staat noch das Reich« war nun allerdings für überzeugte Anhänger des Regimes alarmierend, für Schulenburgs innere Wandlung in dem verflorenen

Jahr aber außerordentlich aufschlußreich. In dem Verhör vor der Gestapo¹¹⁹ nach dem 20. Juli hat Schulenburg den 4. Februar 1938 als den Tag angegeben, an dem er sich endgültig vom NS-System trennte. Als Generaloberst v. Fritsch auf Betreiben Hitlers aus dem aktiven Heeresdienst ausscheiden mußte, stürzte in Schulenburgs Augen der zweite Grundpfeiler zusammen, auf dem Preußen und das Reich aufgebaut waren. An diesem Tage mußte nach dem Bürger, dem Arbeiter, dem Beamten, dem Bauern sich nun auch der preußisch-deutsche Offizier unter das kaudinische Joch der Gleichschaltung beugen, und das auf eine Weise, die ihm mit wahrhaften Gangstermethoden¹²⁰ die Ehre raubte und das moralische Rückgrat zerbrach. Was sich Generationen von Offizieren erworben und ertrugt hatten, den Anspruch, ja das Recht auf eine ehrenvolle Behandlung durch den König als den höchsten, in seiner Ehre aber um nichts erhöhten Offizier, erlosch an diesem Tag, an dem niemand für die gekränkte Ehre der Armee und ihres Offizierskorps zu fechten wagte.

Von dieser Stunde an, in der aus falsch verstandenem Gehorsam und irregeleiteter Staatsgesinnung oder aus Opportunismus und Mangel an Zivilcourage sich alle Unmutäußerungen und Widerstandsgedanken auf engste Zirkel beschränkten, konnte es mit dem Regime, durch dessen Schuld das innerste und empfindlichste Ordnungsgefüge des Staates tödlich verletzt war, nur noch abwärts gehen. Wer darum das Reich retten, wer außerdem noch »das Gute und Richtige im Nationalsozialismus« vor Mißbrauch und Entartung schützen wollte – auch diese Zielsetzung spielte bei vielen Angehörigen der Widerstandsbewegung eine nicht geringe Rolle –, mußte für die Beseitigung des Regimes kämpfen, bevor es alle in seinen physischen und moralischen Sturz hinabriß. Schulenburg war zu diesem Kampf entschlossen.

Während der Fritsch-Affäre selbst hatte er allerdings nur wenig Gelegenheit zum aktiven Handeln. Er warnte den Rechtsanwalt Dr. Rüdiger Graf v. d. Goltz, der Fritsch verteidigte, vor Überwachung durch die Gestapo und veranlaßte, daß zwei Offiziere aus dem Amte Canaris den Telefonapparat des Grafen auf den Einbau von Abhörgeräten überprüften. Die Verbindung zum Amte Canaris lief über Oberst Oster, den er 1937 zufällig im Wirtschaftsministerium durch dessen Abwehrreferenten, Julius von Lautz, dem Referendarkollegen

aus der Potsdamer Zeit, kennengelernt hatte.¹²¹ Außerdem führte er in der kritischen Zeit des Prozesses, als Generaloberst v. Fritsch zur Vernehmung bei der für ihn in keiner Weise zuständigen Gestapo geladen worden war, wahrscheinlich mit Zustimmung Helldorfs mit General v. Witzleben und Oberst v. Hase, damals Regimentskommandeur in Neuruppin, Gespräche über ein Eingreifen der Wehrmacht. Dabei soll sich Oberst v. Hase bereiterklärt haben, mit seinem Regiment nach Berlin zu kommen und das Gestapo-Hauptquartier in der Albrechtstraße auszuheben. Am Ende blieb es jedoch nur bei der Gestellung eines Offizierspostens vor der Wohnung von Fritsch, um einen zweiten 30. Juni 1934 zu verhindern.¹²²

Übrigens hat man den Eindruck, daß Schulenburg sich zunächst von den Ereignissen nicht unmittelbar angesprochen und gefordert fühlte, weshalb er denn auch Anfang Februar den vorgesehenen Winterurlaub antrat und nach Stuben am Arlberg fuhr. Erst dort, auf langen, einsamen Skiwanderungen scheint er sich über die Tragweite und die Hintergründe der Fritsch-Affäre völlig klar geworden zu sein. Bezeichnenderweise finden die Gespräche mit v. Witzleben und v. Hase nach der Rückkehr aus dem Urlaub statt. Noch deutlicher läßt sich der Niederschlag der in Stuben gewonnenen Erkenntnisse und Folgerungen aber in einem Vortrag »Das preußische Erbe und der Nationalsozialismus« erkennen, zu dem ihn im März 1938 seine Freunde in Westfalen eingeladen haben.¹²³

Das Thema war für Schulenburg nicht neu. Fast kann man es das Grundthema aller seiner Denkschriften und Vorträge seit 1932 nennen; unmittelbarer Vorläufer ist jedoch ein Vortrag gewesen, den er auf Einladung von Dr. Dill im Württembergischen Innenministerium, mit dem er durch Prof. Liedecke, dem ostpreußischen Landesplaner, bekanntgeworden war, unter dem Titel: »Das preußische Erbe« am 5. Juli 1937 vor der Stuttgarter Verwaltungsakademie gehalten hat.¹²⁴ Dennoch sind die Unterschiede augenfällig. Nicht nur der Titel, auch der Inhalt des Stuttgarter Vortrages ist um vieles unverfänglicher. Noch überwiegt der historische Teil, in dem die Entstehung des preußischen Staates unter dem Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen geschildert wird. Zwar läßt der Vortragende keinen Zweifel, daß er diesen Staat für den »vollkommenen Staat«

schlechthin ansieht, dessen Formgesetze immer und überall Gültigkeit haben müssen, aber er sieht diese Gesetze auch im NS-Staat wirksam. Seine Hinweise, daß sie sich noch nicht überall durchgesetzt haben, lassen im unbefangenen, auf Zwischentöne wenig achtenden Zuhörer die Frage nach der Identität zwischen »preußischem Erbe« und nationalsozialistischer Gegenwart kaum aufkommen.

Jetzt, ein Jahr später in Westfalen, wird schon in dem erweiterten Titel der dialektische Charakter des Vortrages erkennbar. Damit jedoch nicht genug, Schulenburg spricht die ihm nach den Erlebnissen der letzten Wochen brennend gewordene Frage bereits in den einleitenden Sätzen ohne Umschweife aus.¹²⁵

»Das Verhältnis von *Preußentum und Nationalsozialismus* ist vielfach umstritten. Es gibt eine Reihe von Menschen, die erklären, es gäbe nur das eine oder das andere: Preußentum *oder* Nationalsozialismus. Es ist daher interessant zu untersuchen, wie diese beiden Kräfte beschaffen sind, ob und wie sie sich vereinbaren lassen. Da ich im Bereich der nationalsozialistischen Staatsverwaltung tätig bin, werde ich vor allem die Fragen der nationalsozialistischen Staatsverwaltung erörtern.«

Im Verlauf seiner Untersuchung wiederholt Schulenburg zunächst seine uns schon bekannten Gedanken und Auffassungen über die Entwicklung des preußisch-deutschen Staates vom Großen Kurfürsten bis zum Jahre 1933. Wieder rühmt er die Planmäßigkeit und Ordnung, die Wucht und Schnelligkeit, mit der im preußischen Staat gearbeitet und gehandelt wurde. Wieder nennt er als Voraussetzung eines solchen Handelns, daß alle Diener des Staates – auch der König ist nur ein Diener – von dem Willen zur höchsten Leistung, zur äußersten Pflichterfüllung und zur spartanisch-einfachen Lebensführung erfüllt sind.

Verdienst wird nicht mit Wohlstand belohnt, sondern mit Ehre; »*Eigentum ist Auftrag des Ganzen*«, der Staat steht auf Befehl und Gehorsam, doch »mit Zwang allein ist nichts getan«. Das Notwendige muß aus eigenem Antrieb und aus eigener Verantwortung getan werden. »So wird die innere Verantwortung planmäßig gestärkt, das Gefühl, nicht nur vor dem Staat und dem König, sondern vor dem Gewissen und zuletzt vor Gott verantwortlich zu sein . . . Die Verant-

wortung vor Gott gibt die *Festigkeit*,¹²⁶ die allen Schlägen des Schicksals standhält. Sie gibt auch die *innere Unabhängigkeit*, die bewirkt, daß trotz der Strenge der Organisation der große Charakter bestehen kann . . .«

Dann stellte Schulenburg nachdrücklich und unüberhörbar den Charakter Preußens als »Rechtsstaat« heraus: »Wenn auch der Staat den Untertan hart mit Zwang anfaßt, so läßt er ihm doch einen Bereich, in dem er sein *Recht* hat. Das Gesetz bannt alle, Herrscher und Untertan. Vor dem Gesetz war jeder gleich . . . ›Ich habe mich entschlossen, niemals in den Verlauf eines gerichtlichen Verfahrens einzugreifen‹, sagt der große König in seinem politischen Testament. Das Recht, das jedem Preußen bedingungslos und gleich zusteht, *schafft* dem Regiment *soviel* Vertrauen, daß auch die härtesten Anforderungen des Staates getragen werden. So ist gerade auch das Recht ein Grundpfeiler, auf dem der preußische Staat beruht.« Ebenso nachdrücklich betonte Schulenburg, sicherlich zur Freude seiner westfälischen Zuhörer, daß es im autoritären Preußen noch viel freies und ständisches Wesen gegeben hatte.

»Viel übersehen wird, daß der preußische Staat *keineswegs* das ganze Leben des Volkes in *seine Zwangsjacke* einzwängte. *Unterhalb der Mittelbehörden* des Staates ging das Leben der Landschaft seinen ungestörten Gang: die genossenschaftlich verbundenen, reich gegliederten Lebenskräfte der Landschaft erhielt der Staat in ihrem *Eigenleben*. Er spannte sie nur als kleinere Lebenskreise in sein großes Kraftfeld ein und faßte sie zur bewegenden Kraft zusammen.«

Seinen geschichtlichen Rückblick schließt Schulenburg mit den Sätzen: »Das ist das Grundwesen des preußischen Staates: Die *Grundzüge* der klar ordnenden, einheitlich zusammengefaßten und aufs stärkste bewegenden Kraft. *Die Grundkräfte* der Zucht und des Dienstes, der Ehre und der Verantwortung, die von der Religion her ihre tiefsten Kräfte erhielten. Die *scharf ausgeprägten Grundpfeiler* des Heeres und der Staatsverwaltung, sorgsam gepflegte Finanzen und ein Bereich des Rechtes, der für alle gleich war. Die Geschichte der letzten 200 Jahre lehrt, daß dieses Grundwesen schlechthin das *Lebensgesetz der deutschen politischen und staatlichen Existenz* ist.«

Wie nun paßt dieses Grundwesen Preußens, dessen Auflösung mit

dem Tode Friedrichs des Großen beginnt, das ganze 19. Jahrhundert hindurch fort dauert – Stein und Bismarck haben sie nur verzögert, nicht aufgehalten, weil beide einen Kompromiß mit dem Gedankengut der Französischen Revolution eingingen¹²⁷ – und unter Wilhelm II und der Weimarer Republik ihren Höhepunkt erreicht, zum Wesen des Nationalsozialismus? Im Ausgangspunkt und in der Aufgabenstellung sieht Schulenburg eine weitgehende Übereinstimmung zwischen preußischer und nationalsozialistischer Idee. In der Realität besagt diese ideelle Übereinstimmung jedoch nur wenig:

»Aber *niemand* wird behaupten können, dieser Staat sei heute schon die knappe, harte Form, die das Volk zum Lebenskampf braucht. Nein! Die *großen Aufgaben* stehen noch bevor! Noch *ist die staatliche Kraft* nicht organisch *von unten her* aufgebaut und klar zusammengefaßt. *Noch* ist sie *nicht* von der zentralistischen Erstarrung, der zersplitternden Schwäche einer unschöpferischen Bürokratie *befreit*. Noch ist die *soziale Ordnung* nicht bis ins letzte durchgeformt. Der Aufbau der Zellen der Volksordnung, Familie, Berufsstand, Gemeinde, ist gerade erst begonnen. Wieder ist die Aufgabe der Kolonisation gestellt. Arbeiter, Bauernsöhne müssen mit dem Land verbunden, die Großstadtfrage gelöst werden. Wieder muß das Letzte an *Wirtschaftskraft* aus dem eigenen Boden und allen seinen Kräften herausgeholt werden. Wieder fordert alles vom Staat Bewegung, stürmischen Willen, schöpferische Kraft. Wieder werden *Beamte* gefordert, die *Pioniere, Schaffer, Schöpfer* sind. *Eine trockene Bürokratie kann diese Aufgabe nicht lösen . . .*«

Im Schlußteil seines Vortrages entwickelt Schulenburg wieder jene Gedanken und Vorschläge für die Neuordnung eines gestrafften, aber auch selbstverantwortlichen und von äußeren Einflüssen unabhängigen Beamtentums, die wir aus seinen verschiedenen Denkschriften und zuletzt noch aus der Eingabe vom Dezember 1937 kennen.

Schließlich faßte er das Ergebnis seiner Untersuchung in drei Sätzen zusammen. »*Nationalsozialismus und Preußentum sind keine Gegensätze. Der Nationalsozialismus ist die politische Idee unseres Zeitalters, das Preußentum ist das Gesetz unseres staatlichen Lebens. Die Idee muß nach den Gesetzen des staatlichen Lebens gestaltet werden.*«

Mit dem Schlußsatz: »Die Idee (= Nationalsozialismus) muß nach

den Gesetzen des staatlichen Lebens (= Preußentum) gestaltet werden«, hatte Schulenburg in völliger Umkehrung der gängigen NS-Parole eine in der gegebenen Situation wahrhaft revolutionäre Forderung aufgestellt. Freilich, die Mehrzahl seiner Zuhörer, die, befangen in überlieferten Vorstellungen, den Begriff der Revolution mit der Proklamierung neuer politischer Programme verbanden, dürfte das gar nicht gemerkt haben. Auf diese Mehrzahl kam es Schulenburg jedoch auch nicht an. Er wandte sich an eine kleine, gesinnungsverwandte Minderheit, um ihr den Vorrang einer in allen Zeiten und in jedem politischen System gültigen politischen Ethik darzutun. So wie er im engeren Freundeskreis das Problematisieren über Staatstheorien mit dem Ausspruch abbrach, die beste Theorie verkünde einen jeden Tag die Glocke vom Potsdam,¹²⁸ so wollte er in seinem Vortrag sagen: Das »Preußische« offenbart sich weit mehr in der Staatsittlichkeit als in der Staatsform, es bedarf weit mehr der richtigen Menschen als der richtigen Programme und Ideologien. Ja, die beste Theorie kann zum Unglück werden, wenn sie in unfähige oder unsaubere Hände gerät.

Darum hat er auch selbst die Frage: »Republik oder Monarchie?« für zweitrangig angesehen und später ohne Schwierigkeiten zu Männern wie Leber, Haubach, Delp, Reichwein, Habermann, Leuschner, Wirmer gefunden, aus so verschiedenen Lagern sie stammten. Die Übereinstimmung im geistig-sittlichen Bereich ließ die nach wie vor bestehenden Gegensätze der Meinungen in den Hintergrund treten.

Die Ablehnung unfruchtbarer Diskutierens über staatliche Formprobleme hat Schulenburg nun allerdings nicht abgehalten, über das Wesen des Staates und die seine Formen bildenden Kräfte und Gesetze immer wieder nachzudenken. Dabei ist er auch, von Kükelhaus angeregt, auf das Schrifttum der chinesischen Moralisten und Staatsphilosophen gestoßen. Vermutlich hat er nicht wie der aus der Jugendbewegung stammende Kükelhaus von den »Lehren östlicher Weisheit« Rettung und Heilung des an seiner Überschätzung von Macht, Technik, Zivilisation erkrankten Abendlandes erhofft. Wohl aber dürfte er an den knappen und klaren Formulierungen der Chinesen ebenso Gefallen gefunden, wie in ihnen eine Bestätigung eigener Anschauungen gesehen haben. Einige Sätze, die ihm in dem von Kükelhaus ent-

liehenen Buch: »Konfuzius und wir«¹²⁹ besonders gefielen, hat er seiner Art nach mit Bleistift angemerkt:

»Wesen der Regierung: unermüdlich dabei sein und nach Gewissen handeln.«

»Ein großes Reich muß man sachte leiten, wie man kleine Fischlein brät.«

»Wenn man durch Erlasse leitet und durch Strafen ordnet, so weicht das Volk aus und hat kein Gewissen. Wenn man durch Kraft des Wesens leitet und durch Sitte ordnet, so hat das Volk Gewissen und erreicht das Gute.«

»Bei der Lenkung eines Staates muß man die Geschäfte achten und wahr sein, sparsam verbrauchen und die Menschen lieben und das Volk nach seinen Verhältnissen belasten.«

Auch die bekannte Lehrgeschichte des Meisters Huang hat er gern im Kreis der Freunde zitiert, wenn sich das Gespräch in extrem theoretische und spekulative Gefilde zu verlaufen drohte:

»Wer zu weit nach dem Westen geht, wird nach dem Osten gelangen . . . Wer die Freiheit aller Menschen völlig verwirklichen will, wird alle Menschen zu Sklaven machen . . . Wer das Grenzmaß der einen Seite überschreitet, gerät nur in den Bereich der Gegenseite . . .«

Freilich, Schulenburg selbst war von der »mâze«, die Meister Huang lehrte, noch weit entfernt. Die Zeit gestattete sie ihm nicht und nicht das eigene unruhige Herz. Noch war er ja ein junger Mann, der trotz der Verwurzelung in preußischer Tradition nach neuen Erkenntnissen, neuen Einsichten, neuen Erlebnissen und Lebensformen Ausschau hielt. So sprach er wohl davon, nach der Rückkehr ruhigerer Zeiten Theologie oder Philosophie zu studieren, eine Weltreise zu machen oder – Traum vom einfachen Leben – einen Gutshof zum Aufbau eines landwirtschaftlichen Musterbetriebes zu erwerben. Doch das waren nur Träume, Wunschbilder stiller und zuweilen auch müder Stunden. Dann stand wieder der politische Auftrag, bei der Beseitigung eines Recht und Freiheit und damit den eigenen Staat immer blinder und unduld-samer zerstörenden Regimes mitzuwirken, vor ihm und gestattete kein Ausweichen.

Zum erstenmal schien während der Sudeten-Krise im September 1938 die Stunde für die Erfüllung dieses Auftrages gekommen zu sein.

Die Generalsgruppe Halder – v. Witzleben – Graf Brockdorff-Ahlefeld, unterstützt von der »Abwehr« und einer Reihe höherer Beamter im Auswärtigen Amt und einigen Ministerien, rüstete sich zum Sturz des Regimes, falls Hitler um der Sudetenfrage willen, die ja zugunsten des deutschen Volkes beinahe schon geregelt war, den Wahnsinn eines Zweiten Weltkrieges heraufbeschwören würde. Auch jetzt stellten sich Schulenburg und Helldorf wieder zur Verfügung, jedoch läßt sich nicht mit völliger Sicherheit feststellen, ob und wieweit ihre Zusage auch die Berliner Polizei einbezog. Manche Berichte¹³⁰ sprechen von Einsatz ausgewählter Polizeieinheiten, die unter Schulenburgs Führung zusammen mit dem »Stoßtrupp Heinz« der Wehrmacht in die Reichskanzlei eindringen und Hitler verhaften sollten. An anderer Stelle¹³¹ lesen wir von einer Besprechung im Polizeipräsidium, während der im Beisein des Kommandeurs der Schutzpolizei, General von Kamptz, und des Leiters der politischen Polizei, Kanstein, zunächst nur eine neutrale Haltung der Berliner Polizei festgelegt wurde.

Wie das aber auch gewesen sein mag, ohne jeden Zweifel war Schulenburg in diesen letzten Septembertagen zum Äußersten entschlossen. Nicht umsonst hatte er am 22. September Frau und Kinder »wegen der Unsicherheit der Lage in Berlin« Hals über Kopf auf das Gut Alt-Friedland zu der befreundeten Familie von Oppen geschickt. Nicht umsonst auch hatte er, unabhängig von seiner Dienststellung, in den vergangenen Monaten an der Knüpfung der Fäden zwischen den Verschwörern eifrig mitgearbeitet und manchen Zögernden durch den eigenen Enthusiasmus mitgerissen. Trotzdem scheint er durch den für die Verschwörer enttäuschenden Ausgang eher erleichtert als niedergeschlagen gewesen zu sein: »Am 28. September rief er, sichtlich erleichtert, aus Berlin an und sagte, daß wir zurückkommen könnten«, heißt es in den Aufzeichnungen der Gräfin.

Wieso es zu dieser Reaktion kam, läßt sich nur vermuten. Wahrscheinlich haben sehr verschiedenartige, einmal mehr vom Gefühl, ein andermal mehr von der Vernunft bestimmte Überlegungen eine Rolle gespielt. Sicher hat Schulenburg, schon von seiner Referendarzeit an Mitglied des »Vereins für das Deutschtum im Ausland«, immer großdeutsch gedacht und durch regelmäßige Bücher- und Geldspenden und die Pflege persönlicher Beziehungen, besonders in Südtirol, entsprechend

gehandelt. Darum konnte er jetzt auch nicht anders, als den durch das Münchener Abkommen gesicherten Anschluß der sudetendeutschen Gebiete zu begrüßen, so wie er ein halbes Jahr zuvor den Anschluß Deutsch-Österreichs begrüßt hatte. Aus dieser großdeutschen Einstellung heraus hat er sich wahrscheinlich mehr als andere, rein staatlichem oder kleindeutschem Denken stärker verhaftete Mitglieder der Verschwörung, Sorgen um die psychologische Begründung und Rechtfertigung des Unternehmens gemacht. Wäre nicht der Schlag gegen Hitler in einem Augenblick, in dem dieser den alten Traum »Ein Volk – ein Reich!« zu verwirklichen sich anschickte, von der überwältigenden Mehrheit des Volkes, weit über die Reihen der NSDAP hinaus, mit einem Entrüstungssturm beantwortet worden, der eine, durch eine solche Aktion zur Macht gekommene Regierung hinweggefegt hätte?

Auch der Hinweis auf die Gefahr eines von Hitler heraufbeschworenen Zweiten Weltkrieg hätte diesen Sturm wahrscheinlich nicht dämpfen können. Zwar wollte, von einigen Narren abgesehen, niemand in Deutschland einen Krieg; die große Masse, jahrelang mit den Propagandaparolen vom »dekadenten England« und einem »vernegerten, durch seine Parteizersplitterung unheilbar geschwächten Frankreich« gefüttert, glaubte aber auch nicht, daß diese beiden Mächte wegen der Sudetendeutschen marschieren würden. Und mit den Tschechen wollte man schon fertig werden.

Schulenburg kann diese Situation nicht verkannt haben, auch wenn er, befangen in eigenen Wunschbildern, die Stärke der Opposition gegen das Regime sowohl ihrer Zahl wie ihrer Entschlossenheit nach weit überschätzt hat; so geht aus einem Bericht der Schwester hervor, sie hätten beide schon 1939 bei Kriegsbeginn die Mehrheit des deutschen Volkes im Lager der Hitler-Gegner angenommen. Genauso wenig dürfte ihm entgangen sein, wie unzureichend man in jenen Tagen geistig, personell und organisatorisch auf einen Umsturz vorbereitet war. Nach allen Informationen¹³² hatte man sich weder gründliche Gedanken über die Zusammensetzung einer neuen Regierung noch über ein brauchbares, volkstümliches und vor allem in die Zukunft weisendes Regierungsprogramm gemacht. So wäre bei einem Gelingen der Aktion alles auf eine bloße Restauration hinausgelaufen,

und jene Männer, die als Vertreter der Weimarer Republik oder der Herrenklub-Opposition ihre Rolle gespielt und nach Schulenburgs Meinung ausgespielt hatten, wären auf die politische Bühne zurückgekehrt, ohne daß man ihnen die rechten Gegenspieler hätte entgegenstellen können. Es erscheint verständlich, daß bei solch wenig verheißungsvollen Aussichten Schulenburg am Abend des 28. September ein Gefühl der Erleichterung verspürte.

Seine grundsätzliche Gegnerschaft gegenüber einem System, dessen Führer gerade eben angesichts einer ohnehin von Monat zu Monat feindlicher reagierenden Welt ohne alle diplomatischen Vorbereitungen und Absicherungen leichtfertig mit dem Krieg gespielt hatte, war freilich nicht geringer geworden. Das ergibt sich unter anderem auch daraus, daß er in dieser Zeit seinen Nachrichtendienst verstärkte. Er suchte seine Freunde im Anschluß an Dienstreisen in deren Wohnorten auf und brachte sie nunmehr auch über den Hauptmann Gehre mit der Dienststelle Canaris und zum Teil sogar mit dem Admiral Canaris persönlich zusammen. Neben einer Verbesserung der Umsturzpläne strebte er danach, fortlaufend die psychologischen und politischen Voraussetzungen für deren Gelingen zu beobachten und zu deuten. Die sogenannte »Kristallnacht«, die »revolutionäre Antwort« Goebbels auf die Ermordung des Legationsrates Rath in Paris durch den Juden Grünspan am 11. November 1938 vergrößerte seine Feindschaft zum Regime.

»Ich weiß nicht, ob mein Mann etwas vom Kristallsonntag vorher gewußt hat; ich glaube es nicht. In den frühen Morgenstunden wurde er vom Polizeipräsidium angerufen und zugleich von seinem Freund, Graf Paul Yorck, der in großer Erregung war, abgeholt. Mit diesem fuhr er in die Stadt und dann aufs Präsidium, von wo er erst in der darauffolgenden Nacht todmüde und schweigsam zurückkehrte.«

Zuvor hatte er noch die willkürlich verhafteten und aufs Polizeipräsidium gebrachten Juden auf eigene Verantwortung hin wieder entlassen, was ihm am Tage darauf einen zornigen Anruf Goebbels eintrug. Davon erzählt die Gräfin: »Der Anruf von Goebbels erreichte meinen Mann zuhause in Zehlendorf. Ich war dabei und hörte, wie Goebbels eine wütende Tirade ins Telefon schrie, die mein Mann sehr knapp und entschieden beantwortete, nachdem er erst den Hörer eine

Weile von sich fortgehalten hatte, weil es ihm zu laut war.« Die Tirade Goebbels gipfelte in dem Vorwurf: »Sie kleiner Bürokrat!«, wie aus einem Brief von Prof. Dr. Koettgen hervorgeht, dem Schulenburg selbst von dem Gespräch mit Goebbels berichtet hatte: »Ich spüre noch heute das hinreißende Selbstbewußtsein bei der Wiedergabe dieses Gespräches!« schreibt Prof. Koettgen.¹³³ Im übrigen hat Schulenburg in diesen Wochen, soweit er nur konnte, vielen Juden geholfen, so daß eine alte Jüdin der Gräfin sagte, der Name Schulenburg bedeute für viele von ihnen wieder eine Hoffnung.

Zweifellos haben in erster Linie Rechtsüberlegungen Schulenburgs Handeln veranlaßt. Kein Gesetz erlaubte, Juden allein um ihres Judentums willen festzunehmen, und das Recht, vor willkürlicher Verhaftung geschützt zu sein, mußte für alle gelten, wenn das Staatsgefüge erhalten bleiben sollte. Die Tatsache, daß die Betroffenen Juden waren, dürfte für Schulenburg eine Frage zweiter Ordnung gewesen sein.

Über seine prinzipielle Einstellung, wenn man bei ihm diese Terminologie überhaupt gebrauchen darf, zum Judentum wissen wir wenig. In dem Vortrag des Jahres 1937 »Das preußische Erbe« hat er sich an zwei Stellen mittelbar negativ über die Juden geäußert.

Bei der Aufzählung unerwünschter, von Stein selbst freilich nicht gewollter Folgen der Preußischen Reformen nach 1806 sagt er: »Die freie Konkurrenz trat in ihr Recht, das Kapital begann sich zu konzentrieren, den Juden wurden alle Schranken genommen.«

Das Handeln Bismarcks kritisiert er vom Standpunkt preußischer Staatsraison: »Doch ging Bismarck politisch durch den Reichstag einen Kompromiß mit der Demokratie, wirtschaftlich einen Kompromiß mit dem Kapital und dem Judentum ein.«

Nun, das waren keine Anwürfe eines fanatischen Antisemiten, sondern mehr zeitbedingte Routinebemerkungen. Überdies hat Schulenburg sie in der Vortragsfassung des Jahres 1938 nicht wiederholt.

Aus dem Winterquartier seines Regiments im Warthegau schrieb er im Januar 1941, er beobachte die Behandlung der Polen und Juden durch die zivilen Stellen voller Abscheu und Entsetzen.¹³⁴

Auch diese Bemerkung gibt für unsere Erkenntnis nicht viel her. Selbst überzeugte Antisemiten, die sich rechtliches Denken bewahrten,

haben über die Vorgänge in Polen genauso scharf geurteilt. Wahrscheinlich hat mit dem Begriff »Distanz« ein Freund Schulenburgs dessen Verhältnis zum Judentum am besten gekennzeichnet. Schulenburg hatte keinen jüdischen Freund und keine näheren Beziehungen zu seinem jüdischen Schwager Heß. Er beteiligte sich in den Jahren noch ungetrübter NS-Überzeugung jedoch auch nicht an den gehässigen Angriffen auf das Judentum, wie sie in der Partei üblich waren. Man mag diese Distanz-Haltung als überlegte Synthese zwischen völkischer Anschauung und überlieferter preußischer Toleranz auslegen. Wir neigen zu der Auffassung, daß sie eher von Fremdgefühlen Schulenburgs gegenüber der geistigen und materiellen Welt des Judentums bestimmt war, Gefühlen, wie er sie auch gegenüber der »arischen« Bourgeoisie hegte. Das ganze Problem lag außerhalb des ihn unmittelbar berührenden Fragenkomplexes und hat ihn darum ernsthaft wohl auch erst mit dem Einsetzen der unmittelbaren Verfolgungsmaßnahmen beschäftigt.

Die ersten Monate des Jahres 1939 standen für Schulenburg im Schatten der Krankheit und des Todes der Eltern.¹³⁵ Beide zu besuchen – auch die Mutter lag an einem Schlaganfall in demselben Sanatorium wie der Vater –, fuhr er mit der Gräfin Anfang Februar nach St. Blasien. Von da ging man für zwei Wochen zum Skilaufen in die Dolomiten. Unterwegs traf man in Bozen alte Südtiroler Freunde, die über die Gerüchte von einem bevorstehenden Aussiedlungsvertrag zwischen Hitler und Mussolini sehr beunruhigt waren. Ob Schulenburg den Südtirolern schon damals den Rat gegeben hat, lieber für Italien zu optieren als aus dem Lande zu weichen, steht dahin. Jedenfalls hat er später auch anderen Aussiedlungsplänen gegenüber die Ansicht vertreten, daß die Aufgabe des Heimatbodens fast immer eine endgültige, der Wechsel der Staatsbürgerschaft häufig nur eine vorübergehende Entscheidung sei. Eine gesunde, in sich geschlossene Volksgruppe könne sich sogar in einem faschistischen Staat über mehrere Generationen hinweg behaupten; wahrscheinlich würde der Faschismus als erster die Fahne streichen, wie überhaupt Räume und Völker auf die Dauer stärkere Geschichtsfaktoren seien als Ideologien.

Von Südtirol kehrten die Urlauber nochmals nach St. Blasien zurück, um dann die Heimreise nach Berlin anzutreten. Sie wurde unter-

brochen in Stuttgart, wo Schulenburg seine uns bekannte Rede gegen die Bevormundung der Beamten hielt, und in Frankfurt, wo er mit dem dortigen Wehrkreiskommandeur, General v. Witzleben, zu einer Unterhaltung unter vier Augen zusammentraf.

Am 1. März war man wieder in Berlin, aber schon am 19. machte sich Schulenburg aufs neue zu einer »Studienfahrt« ins Sudetengebiet auf den Weg. Leider wissen wir über diese Fahrt nur recht wenig. Sie wurde mit noch zwei anderen Herren, deren Namen sich nicht mehr feststellen ließen, unternommen und führte in die Städte Troppau, Mährisch-Ostrau, Freudenthal, Mährisch-Schönberg, Reichenberg und Prag. Der Zweck der »Studienfahrt« dürfte mit ziemlicher Sicherheit Erkundung und Untersuchung verwaltungstechnischer Art gewesen sein. Von unterwegs schrieb Schulenburg an seine Frau einen Brief, dessen Satz: »... aber die nächsten Jahre werden überhaupt von einer Härte und von Erschütterungen erregt sein, die wir uns heute kaum vorstellen können« deutlich zeigt, wie er über die am 15. März vollzogene Zerschlagung der Tschechoslowakei und deren Folgen dachte. Auch sein uns aus jenen Monaten in verschiedenen Berichten überlieferter Ausspruch: »Narren und Verbrecher regieren uns!« läßt erkennen, wie angesichts des Hitlerschen Pokerspielens die Sorgen um die Zukunft seines Landes und Volkes weiter gewachsen waren. Aus den Gesprächen mit seinen Freunden und Bekannten im Auswärtigen Amt kannte er genügend jene Kräfte und Mächte vor allem in den angelsächsischen Staaten, die, nur noch scheinbar um Frieden bemüht, sich bereit machten, jeder weiteren Gewaltaktion Hitlers mit Gewalt zu begegnen. Die verschiedenen Beistandsversprechen Großbritanniens an Polen, Griechenland, Rumänien und die Türkei redeten eine klare Sprache. Was aber dann, wenn das Tor zum Krieg erst einmal aufgestoßen war, kommen mußte, darüber konnten sich nur Menschen wie Hitler, die ihre Wunschbilder für Wirklichkeiten nahmen, irgendwelchen Täuschungen hingeben.

Anfang Mai wurde Schulenburg wieder nach St. Blasien gerufen; sein Vater, der infolge von Aufliegewunden schwer gelitten hatte, lag im Sterben. Am Krankenbett traf er nach jahrelanger Trennung seine Schwester Elisabeth wieder, die 1934 mit ihrem jüdischen Mann, dem Fabrikanten Heß, ausgewandert und nun aus England herbeigeilt

war, um sich mit dem Vater vor dessen Tod auszusöhnen. Das alte vertraute Verhältnis zwischen den Geschwistern war schnell wiederhergestellt, zumal sie in ihrer Ablehnung des NS-Systems, wenn zum Teil auch sicher aus verschiedenen Gründen, völlig übereinstimmten. Allerdings bat Fritz seine Schwester, der man in England als Tochter eines preußischen Junkers und Militaristen die Rückkehr verweigerte, um größte Zurückhaltung, da sie sonst nicht nur sich selbst, sondern auch seine Pläne, aus denen er kein Hehl machte – »Wir werden ihn umbringen, wenn er das deutsche Volk in einen schlechten Krieg zwingt!« –, aufs äußerste gefährden würde.

Auch Generaloberst Beck war nach St. Blasien gekommen, von seinem alten Chef aus dem Ersten Weltkrieg Abschied zu nehmen. Fritz Schulenburg führte mit ihm häufig eingehende Gespräche; die Art ihres Umganges ließ nach der Meinung der Schwester auf schon länger bestehende gute Beziehungen schließen.

Nach dem Tod des Vaters und dessen Beisetzung blieb Fritz noch eine Woche in Tressow, um den schriftlichen Nachlaß des Vaters zu sichten, zu dessen Herausgabe er von diesem zusammen mit Beck und dem Rechtsanwalt Graf v. d. Goltz bestimmt worden war. Leider ist dieser Nachlaß mit Ausnahme der sehr loyal gehaltenen Kriegserinnerungen bei Kriegsende verlorengegangen oder vernichtet worden.¹³⁶ Darunter befand sich wohl auch jene Schrift, in der von dem ehemaligen kaiserlichen General heftige Kritik an dem letzten Kaiser und Kronprinzen geübt wurde. Kurz nach dem Tode Hindenburgs, als sich gewisse konservative Kreise von Hitler noch eine Wiederherstellung der Monarchie erhofften, hatte der Graf seine Söhne zusammengerufen, ihnen den Inhalt der Schrift mitgeteilt und in beinahe feierlicher Weise von ihnen gefordert, sich gegen jede Rückkehr des Kaisers oder Kronprinzen auf den Thron zur Wehr zu setzen. Fritz hat das, was aus den Tagebüchern Ulrich v. Hassels hervorgeht,¹³⁷ auch mit Nachdruck getan, als 1941 innerhalb der Widerstandsbewegung über eine monarchische Restauration diskutiert wurde.

In dieser Zeit ist Schulenburg von Himmler, der ihn während des Verfahrens gegen Koch in Königsberg näher kennen und um seiner scharfen Ablehnung der Korruption willen schätzen gelernt hatte – Korruption gehörte in der SS zu den todeswürdigen Verbrechen –,

wiederholt aufgefordert worden, nunmehr an Stelle des Vaters in die SS einzutreten. Nach den für den Chef der SS einigermaßen peinlichen Vorgängen bei der Beisetzung des alten Grafen erscheint das ziemlich verwunderlich. Vielleicht hoffte Himmler, den offenbar schwankend und widerspenstig gewordenen Grafen nach Aufnahme in die SS wieder auf die richtige Parteilinie zurückbringen zu können. Auch andere eigenwillige Persönlichkeiten waren in dem »Schwarzen Orden« schon geprägt oder umgeprägt worden.

Vielleicht aber ging es ihm vom reinen Organisationsstandpunkt aus auch einfach darum, den Polizei-Vizepräsidenten der Hauptstadt Berlin auf die SS und damit auf die eigene Befehlsgewalt zu verpflichten. Schulenburg lehnte jedoch alle Aufforderungen ab, wobei er bei dem in Uniformen denkenden Himmler zuletzt mit der pathetisch-geheimnisvollen Äußerung: »Ich habe zehn Jahre lang die Uniform des preußischen Beamten getragen; eine Uniform wechselt man nicht!« den größten Eindruck machte. Anscheinend nahm jener die Metapher Schulenburgs für Wirklichkeit, glaubte als Bayer, daß die preußischen Beamten tatsächlich Uniformen trügen, und fand sich darum mit der Weigerung ab.

Ob Himmler dann allerdings auf die Entfernung Schulenburgs aus dem Polizeidienst gedrungen oder ob Gauleiter und Oberpräsident Wagner ihn für Schlesien angefordert hat, ist unbestimmt. Vermutlich kann man das letztere annehmen, da Schulenburg und Wagner, der ja zugleich auch Reichspreiskommissar war, sich schon durch die Vermittlung Peter Yorcks, Oberregierungsrat beim Reichspreiskommissar, kennengelernt hatten.

Schulenburg hörte von einer bevorstehenden Versetzung bereits Anfang Juli, als er mit der ganzen Familie zu ostpreußischen Freunden auf Urlaub fuhr. Die Sache zog sich aber noch eine Weile hin, angeblich weil Göring mit der Unterschrift unter die Versetzungsurkunde zögerte. Erst am 22. August, drei Tage vor dem Tod seiner Mutter in einem Lübecker Krankenhaus, konnte Schulenburg mit dem Gauleiter Wagner nach seinem neuen Amtssitz Breslau fliegen.

11 Regierungspräsident in Schlesien

In Schlesien fand Schulenburg zunächst als kommissarischer Regierungspräsident und Vertreter Wagners die Wirkungsstätte, an der er, nunmehr ein gereifter Mann und von dem verständnisvollen und gesinnungsverwandten Wagner mit allen Vollmachten ausgestattet, endlich seine Kräfte und Fähigkeiten voll zu entfalten vermochte.¹³⁸ Zwar sollten ihm wieder nur neun Monate für seine Arbeit vergönnt sein – »Es ist unser Unglück, in Fragmenten arbeiten zu müssen!« sagte er später einmal –, in diesen Monaten aber hat er als Verwaltungsfachmann oder »Verwaltungskünstler«, wie ihn einer seiner Freunde nannte, und als Politiker im Leben der Provinz eine ausschlaggebende, ja beherrschende Rolle gespielt. Das Wort »beherrschend« haben wir dabei nicht absichtslos gewählt. Viele, die ihm damals begegneten oder mit ihm zusammenarbeiteten, erkannten und anerkannten in ihm den geborenen Herrn, der jede Unterwürfigkeit verachtete, ein freies, offenes Wort schätzte, aber auch für die eigene Person die gebührende Achtung forderte, weil er eine nach Rang und Leistung gegliederte Ordnung für notwendig hielt.

Das zeigt eine hübsche von Gerhard Ziegler mitgeteilte Episode. »Einmal hatte der Wasserstraßendirektor F. bei einem Regierungspräsidenten irgend etwas zu verhandeln. Schulenburg fragte ihn nach der

Rückkehr, ob er in der Sitzung selbst den Vorsitz übernommen habe. F. verneinte; der Regierungspräsident hätte als Hausherr selbst präsi- diert. Schulenburg ging drei Schritte auf ihn zu, packte ihn am Rock- aufschlag und sagte recht freundlich, aber bestimmt: »Sie waren dort nicht Herr F., sondern mein Vertreter. Wenn ich Sie schicke, hat kein Regierungspräsident den Vorsitz, sondern Sie. Ich wünsche, daß Sie das in Zukunft beachten!« Man mag hierin eine gewisse Überspitzung hierarchischer Prinzipien sehen; Schulenburg konnte aber gar nicht anders verfahren, wenn er seine weitgesteckten Ziele in und mit Schle- sien erreichen wollte.

Im vertrauten Kreis hat er von diesen Zielen mit Sätzen wie: »Schle- sien muß ausstrahlen!« oder: »Wir wollen eine anständige Verwaltung aufbauen, die zum Grabenkrieg mit Braun und Schwarz bereit ist« ge- sprochen. In seiner Tätigkeit, an die er alle Energie und Dynamik setzte – aus Frankreich schreibt er als Soldat im Juli 1940: »Das Vi- brieren der Nerven, das ich noch von Schlesien her hatte, ist eigentlich erst hier abgeklungen« –, mußte er sich darum möglichst rasch die not- wendige Autorität innerhalb des Staatsapparates, sowie bei den In- stitutionen der Selbstverwaltung, der Partei und schließlich bei der ge- samten Bevölkerung verschaffen.

Zur Durchsetzung seiner Absicht, Schlesien zur Musterprovinz aus- zubauen, sollte ihm in erster Linie ein intaktes, leistungsfähiges Be- amtentum dienen. Es ist erstaunlich, in welchem Umfang ihm dies ge- lungen ist. Als Beispiel sei hierzu auf die Zusammensetzung der Land- räte im neu eingegliederten Teil Schlesiens, dem späteren »Oberschle- sien«, hingewiesen. Während in den meisten Provinzen und Reichs- gauen sich ein großer Teil der Landräte aus »verdienten alten Kämp- fern« ohne fachliche Vorbildung rekrutierte, erreichte es Schulenburg, daß die neuen Landräte in Schlesien hervorragende Fachbeamte wa- ren. Das gleiche kann von der Regierungsbeamtenschaft gesagt werden. So verfügte Schulenburg über einen höchst leistungsfähigen »Unterbau im staatlichen Bereich«.

Dieser Umstand ist offenbar nicht ohne Rückwirkungen auf die Personalpolitik innerhalb der Partei geblieben. Ein Teil der Gau- amtsleiter und wohl die meisten Kreisleiter waren junge und intelli- gente Funktionäre, die sich günstig von dem allgemeinen Typ der

sich in keine Rechtsordnung einfügenden Revolutionäre der Partei abhoben.

Wie schnell er die Fäden in die Hand bekam und wie ernst es ihm mit seiner Verantwortung war, erfuhr in den frühen Morgenstunden des 26. August der Landrat eines schlesischen Grenzkreises, Dr. Siegel. Eine kleine Einheit der deutschen Wehrmacht, die offenbar von dem Haltebefehl Hitlers nicht erreicht worden war, hatte in der Frühdämmerung einen Vorstoß über die Grenze unternommen. Die Polen hatten ihn abgewiesen und waren im Gegenstoß nun ihrerseits in deutsches Gebiet eingedrungen. Einige Grenzdörfer waren besetzt worden, andere lagen unter Artilleriefeuer. Der deutschen Bevölkerung hatte sich in Erinnerung an die polnischen Greuelthaten während der Aufstände der zwanziger Jahre eine Art Panik bemächtigt. Ganze Dorfschaften flohen mit Wagen und Karren und zu Fuß nach Westen. Dieser Panik zu steuern, fuhr Landrat Siegel in das gefährdete Gebiet, wo er zu seinem größten Erstaunen Schulenburg schon vorfand. Allerdings galt Siegels Erstaunen nicht so sehr der Anwesenheit des Regierungspräsidenten an sich. Bei Katastrophen oder Gefahrenlagen innerhalb ihres Amtsbereiches nach dem Rechten zu sehen, gehört nun einmal zu den Pflichten des höheren Beamten. Was Siegel verwunderte, war die Tatsache, daß Schulenburg, der vor knapp drei Tagen die Verwaltungsgeschäfte übernommen hatte, überhaupt von dem Vorfall in dem von Breslau weit abgelegenen Grenzgebiet unterrichtet worden war. Der neue Mann mußte die Zügel sehr fest und sicher in die Hand genommen und sich bei seinen Mitarbeitern und Untergebenen sehr schnell Respekt verschafft haben.

Die feste und sichere Zügelführung behielt Schulenburg in den kommenden Monaten bei. Wöchentlich lud er, der den Oberpräsidenten auch in dessen Amt als Reichsverteidigungskommissar vertrat, die vier Regierungspräsidenten und die Leiter aller wichtigen Behörden der Provinz zu Dienstbesprechungen nach Breslau. In einer dieser Besprechungen wandte er sich, als Zweifel an der Zuverlässigkeit der Arbeiterschaft bei längerer Kriegsdauer geäußert wurden, sehr scharf gegen die »Dolchstoßlegende«. ¹³⁹ Daneben war er ständig unterwegs, um Menschen und Verhältnisse durch persönlichen Augenschein kennenzulernen und an Ort und Stelle seine Entscheidungen zu treffen. Im übr-

gen bewies er – wie stets – seine Eigenwilligkeit und Selbständigkeit auch seinen vorgesetzten Dienststellen gegenüber. Wiederholt führte er Anweisungen Görings, die er für unsinnig hielt, einfach nicht aus. Als dieser im Winter 1940/41 unter heftigen Drohungen und mit dem telegraphischen Alarmruf: »In Mitteleuropa droht Anarchie!« die Umladung der für Sachsen bestimmten Kohle aus den festgefrorenen Oderkähnen auf die Eisenbahn befahl, telegraphierte Schulenburg zurück: »Anarchie droht nicht. Kohle auf meine Anordnung für Schlesien entladen!«¹⁴⁰

Über das Verhalten Schulenburgs bei Besprechungen berichtet Gerhard Ziegler: »In den Konferenzen hörte Schulenburg, wie auch sonst, völlig unbeweglich lange zu, auch wenn starke Meinungsverschiedenheiten aufkamen. Dann sprach er verhältnismäßig leise, aber betont: ›Ich meine, wir sollten das so... machen!‹ Selten hatte er nötig zu sagen: ›Tun Sie bitte das...!‹«

Schulenburg beschränkte sein Interesse und seine Aktivität übrigens nicht auf den staatlichen Bereich, er kümmerte sich auch um Aufgaben und Probleme der kommunalen Selbstverwaltung. Er lud Prof. Grundmann,¹⁴¹ den Landeskonservator Schlesiens, zu sich in die Wohnung, um mit ihm die Lage der Breslauer Kunstakademie zu besprechen, in deren wenige Meisterklassen, die nach einer 1932 angeordneten Sparaktion übriggeblieben waren, die NSDAP nur ihr genehme Künstler berufen hatte. Nebenher suchte er im Laufe des Gesprächs die politischen Stimmungen und Meinungen innerhalb der Schlesischen Künsterschaft zu erkunden.

Mit dem Landeshauptmann von Westfalen, Karl Friedrich Kolbow,¹⁴² unterhielt er sich brieflich über das Verhältnis der NSV zu den staatlichen und kommunalen Wohlfahrtseinrichtungen. Kolbow und Schulenburg kannten sich seit Anfang der dreißiger Jahre; Kolbow, Träger des »Goldenen Parteiabzeichens«, war gleich Schulenburg von der Entwicklung der Partei bitter enttäuscht und wie dieser entschlossen, allen Übergriffen von Parteigliederungen auf staatliche und kommunale Aufgabenbereiche entgegenzutreten. Auf einen offenbar besorgten und kritischen Brief Schulenburgs über die Verhältnisse in Schlesien – der Brief ist leider nicht mehr vorhanden – antwortete er am 31. Dezember 1939:

»Schon lange mache ich mir die ernstesten Sorgen darüber, daß man in der Leitung der schlesischen Provinzialverwaltung gar kein Gefühl dafür besitzt, daß eine klare Arbeitsteilung zwischen öffentlicher und freier Wohlfahrtspflege die Voraussetzung für ein planvolles Zusammenwirken dieser beiden Sparten ist, statt dessen pantscht man jetzt auch in Schlesien nach pommerschem Vorbild die Aufgaben der Selbstverwaltung und die der Partei bzw. der NSV so durcheinander, daß man von einem spezifischen Wesen oder Charakter schlesischer Fürsorge nicht mehr reden kann.« Nach einigen Bemerkungen über den schlesischen Landeshauptmann Adams, der als reiner Praktiker sich nur ungern um die Herausarbeitung klarer Grundsätze und Begriffe bemühe und außerdem in dem Landesrat K. einen zwar sehr klugen, aber charakterlich sehr unzuverlässigen Berater habe, fährt Kolbow fort: »Die NSV ist nun einmal – getreu ihrer Unterstellung unter das entsprechende Ministerium – ein politisches, ein Propagandainstrument der Partei in erster Linie und daher in ihrer ganzen Mentalität mehr auf die äußere Wirkung ihrer Tätigkeit eingestellt als auf die Sache selbst, geschweige denn auf die Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit in der Fürsorge. Das lediglich auf die Sache selbst und die Verwaltungskunst (Ökonomie) gerichtete Wesen gemeindlicher Fürsorge muß verwässert werden, wenn es von einem Gauamtsleiter geführt wird, welcher zunächst der Befehlslinie der Partei unterworfen ist und mit der Leitung der öffentlichen Fürsorge im Sinne wahrer Selbstverwaltung (Dezentralisation, Individualisierung, Subsidiarität usw.) keinen Ruhm ernten kann.«

Kolbow beschreibt dann die Zustände in Westfalen, wo er für eine personell und sachlich klare Aufgabenteilung zwischen NSV einerseits und gemeindlicher Fürsorge und Sozialversicherung andererseits gesorgt habe. Diese absolute Selbständigkeit und Eigenständigkeit beider Institutionen habe sich bewährt, indem gerade dadurch ein erspriessliches Zusammenwirken erreicht worden sei. Freilich habe er, Kolbow, sich die persönliche Gegnerschaft Hilgenfeldts, des Reichsamtsleiters der NSV, zugezogen, ohne dafür irgendeine Unterstützung durch die zuständigen Ministerien, den Gemeindetag, dem er »Schlappheit« attestiert, oder das Reichsversicherungsamt einzutauschen. Voraussetzung für diese Klärung in Westfalen waren allerdings ein sehr hohes Leistungs-

niveau der alten bewährten gemeindlichen Fürsorge und die Fähigkeit und das hierauf beruhende gesunde Selbstbewußtsein und der Berufsstolz der westfälischen kommunalen Sozialpolitiker und Sozialversicherungsfachleute. — »In dieser Beziehung muß in Schlesien erst noch viel aufgebaut werden.«

Kolbow empfiehlt dann Schulenburg, sich bei der Behandlung dieser sozialpolitischen Fragen des Rates des Oberbürgermeisters von Görnitz, Dr. Damrau, zu bedienen, der als Fachmann und als Mensch gleich vertrauenswürdig sei. Abschließend schreibt er: »Was Schlesien nottut, das ist Selbstvertrauen, Stolz und Selbstbewußtsein des Staates und der Gemeinden auf dem Fundament eigener hochwertiger Leistungen! Es ist unmöglich, daß die NSDAP bei ihrer gänzlich andersartigen Aufgabenstellung und Artung Aufgaben des Staates oder der Gemeinden übernimmt. Die Verwaltungsleistung muß darunter leiden und also das Wohl der Menschen auch. Es gilt hier, dem Ehrgeiz einzelner entgegenzutreten, die lediglich als Günstlinge der Partei Karriere zu machen bestrebt sind, und der Sache zu dienen! . . .«

Wir haben den Brief Kolbows so ausführlich zitiert, weil er jene beiden Themen von der Aufgabenteilung zwischen Partei und Staat und der Bewahrung der kommunalen Selbstverwaltung, die auch Schulenburg ständig beschäftigten, ganz in dessen Sinn behandelt. Zum anderen wirft der Brief einige Schlaglichter auf Verhältnisse und Persönlichkeiten in Schlesien, mit denen Schulenburg arbeiten oder sich auseinandersetzen mußte. Zum dritten entbehrt aber auch die Tatsache, daß hier zwei »alte Kämpfer« die Sache des Staates und der Selbstverwaltung gegen die »Partei« verteidigten, während sie von den Ministerien und dem Gemeindetag, in denen zumeist nur Zwangsparteigenossen saßen, keine Unterstützung erhielten, nicht des Reizes. Schulenburg selbst hätte sie vermutlich als Bestätigung seiner Auffassung genommen, daß es in der Politik und in der Verwaltung in erster Linie auf den Menschen und dann erst auf die gerade gültige Ideologie ankomme.

Jedenfalls hat er auch in Schlesien bei seiner Personalpolitik nach dieser Auffassung gehandelt und dabei auch ungewöhnliche Methoden und Wege nicht gescheut. Er hat vom Innenministerium nach Schlesien versetzte Beamte kurzerhand zurückgeschickt, falls sie ihm unbrauch-

bar und unzuverlässig erschienen. Er hat ohne Rücksicht auf den vorgeschriebenen Instanzenweg durch Verhandlungen mit der unmittelbar vorgesetzten Dienststelle Männer seines Vertrauens nach Schlesien geholt und es dem Ministerium und dessen Personalreferenten, dem Staatssekretär Stuckart, dessen Wohlwollen er manchmal über Gebühr in Anspruch nahm, überlassen, die Sache in die bürokratische Ordnung zu bringen und ihr ein nachträgliches Placet zu geben. Schließlich hat er auf seinen häufigen Reisen zu den großen Dienststellen der Provinz den notwendigen persönlichen Kontakt mit den Mittelinstanzen der Verwaltung hergestellt. Auf diese Weise konnte er sich in verhältnismäßig kurzer Zeit vor allem unter den höheren Beamten nicht nur tüchtige, seine Absichten tatkräftig unterstützende Mitarbeiter, sondern auch verlässliche Freunde gewinnen. An Namen nennen wir Landrat Adam, Dr. Keßler, Professor Koettgen, Graf Matuschka, Dr. Seifarth, Siegel, Springorum, Dr. Frhr. von Wrangel, von Breitenbach, Landesplaner Ziegler und, allerdings nicht zur Beamtenerschaft gehörig, Hugo Kükelhaus, dessen Berufung zum Landeshandwerkspfleger Schulenburg durchgesetzt hatte. Als Mitarbeiterin von Kükelhaus kam auch Fräulein von Grünberg, die bereits in Ostpreußen zum Bekanntenkreis der Schulenburgs gezählt hatte, nach Breslau.

Wichtig war für Schulenburg, daß er über Gauleiter Wagner die Versetzung von Dr. Keßler als Regierungs-Vizepräsident nach Kattowitz herbeiführen konnte. Nach der Rückgliederung der 1921 an Polen verlorenen Gebiete in Ostoberschlesien und dem Anschluß des Karwiner und Bielitzer Bezirks mußte die ganze Verwaltung in Oberschlesien von Kattowitz aus neu aufgebaut werden. Daß dabei nach »preußischen« und nicht nach Parteigrundsätzen vorgegangen wurde, daß außerdem unnötige Härten gegen den polnischen Bevölkerungsteil unterblieben, war der Wunsch sowohl Wagners wie auch Schulenburgs. Ohne die Unterstützung durch Dr. Keßler und dessen engere Mitarbeiterschaft, zu der auch Prof. Koettgen gehörte, hätten sie sich gegen den im oberschlesischen Aufbaugebiet sehr tätigen Gauleiter-Stellvertreter von Schlesien, Bracht, der sich sehr bald zu ihrem erbitterten Gegner entwickelte, nicht durchsetzen können. Es waren, wie sich bald zeigen sollte, ohnehin oft nur Pyrrhus-Siege, die sie erfochten.

Sicher ist immerhin, daß Schulenburg die Gedanken der Mensch-

lichkeit und der Rechtsstaatlichkeit sowie der fachlichen Höchstleistung innerhalb der Verwaltung für Schlesien in besonders großem Maße verwirklicht hat. Er hatte sich kraft seiner eigenartigen Persönlichkeit eine beachtliche Respektzone bei den Ministerien, teilweise auch bei der Partei sowie eine breite Vertrauensbasis in der Verwaltung und auch in der Bevölkerung geschaffen.

Längerwährende, ja zum Teil bleibende Erfolge brachte die Zusammenarbeit mit Landesplaner Ziegler, der nach seiner Tätigkeit in Ostpreußen in das Sudetengebiet versetzt worden war, von wo man ihn nur ungerne für Schlesien freigegeben hatte. Ziegler trat seinen Dienst in Breslau am 1. Januar 1940 an und wurde sofort von Schulenburg in dessen weitgesteckte Industrialisierungspläne eingespannt. Offenbar hat Schulenburg, ähnlich wie man es seinerzeit in Ostpreußen geplant hatte, auch in Schlesien an den Aufbau einer den württembergischen Verhältnissen angepaßten Wirtschaftsstruktur gedacht. Jedenfalls wurden die neuen Werke, die in den nächsten Jahren vornehmlich zur Deckung des Kriegsbedarfes entstanden und an deren Standortbestimmung Schulenburg regelmäßig mitwirkte, möglichst außerhalb der eigentlichen Industrieviere angelegt. Es handelte sich zumeist um Riesenanlagen auf einer Grundfläche von je zwei bis fünf Quadratkilometer,¹⁴³ die wegen ihrer Lage mitten in der Landschaft den Bau neuer Straßen, Eisenbahnlinien, Verschiebebahnhöfe, Wohnsiedlungen nötig machten. Viele Milliarden sind für diese Anlagen aufgewendet worden. Sie wurden zu einem großen Teil unversehrt oder nur leicht beschädigt den Polen von den letzten deutschen Beamten übergeben.

Ein anderer Plan Schulenburgs, der die Entwicklung des Breslauer Großhandels fördern sollte, ist über die ersten Ansätze nicht hinausgediehen.

Am 23. Dezember 1939 schrieb Schulenburg an seinen Hamburger Freund Karl von Oppen¹⁴⁴ über diese Angelegenheit einen längeren Brief, dem wir folgende wesentliche Sätze entnehmen:

»Hier in Breslau ist der Großhandel nicht mehr so umfangreich in der Zahl und so auf der Höhe, daß er die großen Aufgaben erfüllen kann, die ihm durch die Entwicklungsmöglichkeiten im Osten und Südosten eröffnet werden. Auf der anderen Seite ist das Exportgeschäft in Hamburg rückläufig; während der Kriegszeit wird es zweifel-

los dort über kurz oder lang zu Zusammenbrüchen kommen. Auch im Frieden danach ist nicht abzusehen, ob es in vollem Umfange gelingen wird, den Hamburger Welthandel wieder aufzubauen. Es schwebt uns daher vor, daß es sowohl im Interesse des Breslauer wie des Hamburger Großhandels liegen könnte, eine Reihe von guten Hamburger Firmen nach Breslau zu verpflanzen. Sie müßten sich allerdings entschließen, endgültig hierher übersiedeln. Eine eingehende Denkschrift wird in zwei Wochen folgen.«

Das ist auch geschehen. Eine 32 Seiten umfassende Denkschrift »Leistungsfähigkeit und Kapazität des Breslauer Handels« von Direktor Dr. Staedtler und Stadtvolkswirtschaftsrat Dr. Wronski unterrichtete in sechs Kurzkapiteln den Hamburger Empfänger über die Lage in Breslau. Auf den Inhalt näher einzugehen, erscheint nicht notwendig, da in einer vorausgesandten »Gedankenskizze zur Denkschrift über die Entwicklungsmöglichkeiten des Breslauer Handels«¹⁴⁵ alles Wesentliche gesagt ist.

Was der Verfasser der »Gedankenskizze« – ob Dr. Staedtler oder Dr. Wronski ist ungewiß – nun allerdings über die Zukunft der Provinz Schlesien und Breslaus als einem großen Umschlag- und Handelsplatz zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer vortrug, war nicht unrealistisch, ging aber von der Annahme aus, daß die Eröffnung freier Handelswege nach dem Osten und Südosten Europas, wie sie das Großdeutschland des Jahres 1939 erreicht hatte, erhalten bliebe. Vorsichtig kalkulierenden Kaufleuten konnte das als Grundlage für einen so schwerwiegenden Entschluß wie die Umsiedlung einer Welthandels-Firma mit seit Generationen auf engen menschlichen Beziehungen beruhenden Verbindungen nach Übersee ins Binnenland kaum genügen.

Auch bot die Schilderung der Verhältnisse im Breslauer Großhandel durchaus keinen Anreiz. Seit Jahrzehnten und im verstärkten Maße seit dem Versailler Vertrag befand sich der Breslauer Handel im Niedergang, »so daß es wirklich alteingesessene Handelshäuser kaum mehr gibt«. Nach 1933 mußte eine Reihe größerer jüdischer Firmen verschwinden, von denen nur ein geringer Teil durch Arisierung in Breslau weiterarbeiten konnte. Mit den gelöschten Firmen gingen auch deren Warenkontingente ein oder wanderten nach Berlin ab. Schließlich büßte Breslau mit der Einführung der Devisenbewirtschaftung, der

eine Zentralisierung des Imports und Exports in Berlin und Hamburg folgte, fast das ganze Importgeschäft von Süd- und Trockenfrüchten aus Südosteuropa ein. Diese Verhältnisse zu ändern und zugleich die zukünftigen Möglichkeiten zu nutzen, bedurfte es der Zuführung neuer »persönlicher und materieller Kräfte«. Diese Kräfte mußten sich jedoch zu einer endgültigen Niederlassung zur Errichtung eines neuen Stapelgeschäftes in Breslau entschließen. »Mit einem Filialbetrieb wäre der Breslauer (und schlesischen) Wirtschaft naturgemäß volkswirtschaftlich und privatwirtschaftlich nicht gedient . . .«

Die Antwort v. Oppens auf den Brief Schulenburgs und die Denkschrift war vorwiegend ablehnend. Kapital- und personalschwache Firmen, die in einer Umsiedlung vielleicht eine Chance sähen, nach Breslau zu verpflanzen, sei unsinnig. Sie würden der Breslauer und schlesischen Wirtschaft eher zur Last fallen, als Nutzen bringen, zumal bei längerer Dauer des Krieges.

Kapital- und personalstarke Firmen hätten, wie einige unverbindliche Gespräche gezeigt hätten, an einer Umsiedlung kein Interesse. Wie der Krieg auch ende, böte ihnen Hamburg die besten Startmöglichkeiten für einen Neubeginn. Die Wünsche Breslaus zu erfüllen, gäbe es nur eines: tüchtige Hamburger Jungkaufleute, an denen kein Mangel wäre, mit dem notwendigen Kapital, das ebenfalls zur Verfügung stände, zur Gründung neuer Firmen in Breslau auszustatten. Wie man dabei vorzugehen habe, müsse allerdings sehr gründlich nach der wirtschaftlichen, rechtlichen und personellen Seite hin bedacht und überlegt werden.

Mit diesem Bescheid scheint die Angelegenheit abgeschlossen worden zu sein. Weitere Informationen waren nicht zu erhalten; Oppen selbst rückte einige Wochen später zur Wehrmacht ein. Im übrigen haben ähnliche Vorschläge, von einem anderen binnendeutschen Land vorgebracht und auf amtlich-offizieller Ebene erörtert, zu dem gleichen negativen Ergebnis geführt.

Nicht nur dienstliches Interesse, sondern persönliche Anteilnahme hat Schulenburgs Verhältnis zu dem, wie es offiziell hieß, »Landesamt für Handwerkspflege und industrielle Formgebung« bestimmt. Er hat die Anregung zur Gründung des Amtes gegeben, für die Berufung von Kükelhaus als Leiter gesorgt und schließlich mit seiner Autorität diesen

temperamentvollen, einfallsreichen, aber auch in ständige Fehden mit der Bürokratie verstrickten Mann gestützt und gefördert.

Das Aufgabengebiet des Amtes¹⁴⁶ ähnelte jenem des »Heimwerks Samland«. Die Ziele waren jedoch – die ganze Provinz umfassend – nicht nur räumlich weiter gespannt; die Arbeit konnte auch von den Mitteln her in etwas großzügigerem Maßstab angefaßt werden. Grundsätzlich ging es in Schlesien ebenfalls um die Erhaltung oder Wiederbelebung alter handwerklicher Fertigkeiten, die aber im Gegensatz zu Ostpreußen bei Einzelmeistern und Werkstätten hier noch vielfach vorhanden waren, besonders in den Gebirgsgegenden.

Die Formensprache dieser Fertigkeiten allerdings war nach der Ansicht von Kükelhaus steril geworden. Was sich »Volkskunst« nannte, entsprach häufig nur dem verkitschten Stilwillen vergangener Jahrzehnte. Man mußte also, wenn man »Neues« schaffen wollte, zunächst einmal die Formelemente echter »Volkskunst« freilegen, um sie dann dem Formgefühl der Gegenwart entsprechend in verjüngter Gestalt zu verwenden. Vielleicht würden auf diese Weise, in kleineren und mittleren Werkstätten entwickelt, aus der »Volkskunst« mit der Zeit auch die Vorbilder für die industrielle Produktion von Möbeln, Gläsern, Porzellanen, Keramiken entstehen. Dieses Programm zu verwirklichen, mußte eine umfangreiche organisatorische Vorarbeit geleistet werden. Die Anschriften der vorhandenen Werkstätten wurden gesammelt, diese besucht und auf ihre Leistungsfähigkeit sowie auf ihre Bereitschaft hin überprüft, ob sie sich einer gewissen »Geschmackslenkung« fügen wollten. Als Gegenleistung gewährte das Amt Hilfe und Beratung bei Ausstellungen und bei Verhandlungen mit den Behörden.

Diese Hilfe war besonders wichtig, weil mit dem wachsenden Mangel an Menschen und Rohstoffen die Vertreter der Staatsgewalt immer mehr dazu neigten, die Werkstätten entweder ganz zu schließen oder der industriellen Kriegsproduktion einzugliedern.

Die Ergebnisse der Arbeit waren vor allem im Anfang recht gut; sie haben auch über Schlesien hinaus »ausgestrahlt« und zur Nachahmung angeeifert.¹⁴⁷ Besonders die Schaffung von ständigen Ausstellungsräumen in einem altertümlichen Haus am Ring wurde als Vorbild empfunden. Die zumeist mit keinem großen Werbeetat ausgestatteten und außerhalb der Städte liegenden Werkstätten erhielten so Gelegenheit,

ihre besten Erzeugnisse – nur diese wurden genommen – an verständige und kaufkräftige Käuferschichten heranzubringen.

Gerade diese Ausstellungsräume fanden aber auch viel Gegnerschaft aus Konkurrenzneid, weltanschaulicher Engstirnigkeit, fiskalischen Überlegungen – die Sache brachte nichts ein! So mußte nach dem Weggang des über den Formalismus und den Unverstand der Bürokratie verärgerten Kükelhaus das Haus am Ring schon 1941 wieder geräumt werden. Damit ging der Arbeit der organisatorische Mittelpunkt verloren, was nicht mehr wettgemacht werden konnte, zumal die kriegsbedingten Schwierigkeiten immer größer wurden. Das Amt blieb zwar bestehen; seine Tätigkeit beschränkte sich aber mehr und mehr auf die Erledigung von Routineangelegenheiten. Schulenburg, der bis zum Jahre 1943 zwischen seinen militärischen und zivilen Einsätzen immer einmal wieder zum Besuch seiner Familie nach Breslau kam, hat sich offenbar nach der Rückkehr von Kükelhaus nach Berlin nicht mehr um die Sache gekümmert.

Fragmente einer fragmentarischen Arbeit – mehr ließ sich im Hinblick auf Schulenburgs Verwaltungstätigkeit in Schlesien nicht geben. Und noch bruchstückhafter ist unser Wissen um die Verwirklichung seiner politischen Absichten.

Zweifellos ist Schulenburg – sein Ausspruch vom »Grabenkrieg gegen Braun und Schwarz« bezeugt es – nach Schlesien gekommen mit dem Plan, aus der zwischen Norden und Süden, Berlin und Wien gelegenen Provinz eine Zitadelle des Widerstandes zu machen, in der man die günstige Stunde erwarten mußte. Vielleicht hat er sich dabei an die Zeit der Befreiungskriege erinnert, in der Schlesien eine ähnliche Rolle gespielt hat. Daß er Kükelhaus, der dank seiner künstlerischen Tätigkeit in vielen Kreisen Zutritt hatte, manches hörte und manches ungestraft sagen konnte, nach Breslau mitbrachte, daß er sich Keßler, Koettgen, Ziegler holte, sollte genauso seiner politischen wie seiner Verwaltungsarbeit dienen. Wie weit er jedoch mit seinen Planungen gekommen ist, bleibt weithin im Dunkel.

Die Aufzeichnungen der Gräfin, die vom 21. September bis zum 20. Oktober auf einem Yorkschen Gut gewohnt hatte, bis die Familie nach Breslau in die Wardeinstr. 23 ziehen konnte, erwähnen mehrmalige Besuche ihres Mannes beim Grafen von Moltke in Kreisau.

Aus dem Kaltenbrunner-Bericht erfahren wir (S. 466), Schulenburg habe schon damals den Bezirksleiter des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes Wirsih über Umsturzpläne unterrichtet.

Kükelhaus berichtet von Zusammenkünften im Schloß Repten des Grafen Henckel-Donnersmarck bei Kattowitz, an denen nach Aussage der Gräfin Praschma nur der oberschlesische Kreis der in Schulenburgs Pläne eingeweihten Verwaltungsangehörigen teilgenommen hat.

Wem Schulenburgs Kampfansage an »Schwarz« galt, läßt sich mit völliger Gewißheit nicht feststellen. Die häufig geäußerte Ansicht, sie sei gegen den politischen Katholizismus, den er in seinem Vortrag von 1931 einen »Vorposten Roms« genannt hatte, gemünzt gewesen, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. 1939 spielte in den Überlegungen und Vorstellungen Schulenburgs der politische Katholizismus sicher keine entscheidende Rolle mehr. Um eine grundsätzliche konfessionelle Gegnerschaft kann es sich aber schon gar nicht gehandelt haben. Schulenburg besaß viele katholische Freunde und Bekannte, mit denen er zum Teil auch in der Widerstandsbewegung zusammenarbeitete. In einer seiner ersten Amtshandlungen in Schlesien sorgte er zum großen Ärger der Parteidienststellen für die Wiederezulassung des katholischen Gottesdienstes für die polnische Bevölkerung in Ostoberschlesien. Auch die, in ihrer Richtigkeit übrigens von der Gräfin angezweifelte Behauptung, er habe sich mit Teilen des katholischen Adels Schlesiens schlecht verstanden, gibt keine überzeugende Erklärung. Solche Spannungen, wenn sie überhaupt bestanden, hätten sich ja erst im Verlauf seiner Amtstätigkeit entwickeln können. Seine Kampfpparole hat er aber schon zu Beginn seiner Tätigkeit in Schlesien verkündet. Daher dürfte jene Annahme richtiger sein, die in den »Schwarzen« die Angehörigen der Gestapo, des SD, der Totenkopfverbände und der Allgemeinen SS sehen will. Sie, die Träger der schwarzen Uniform und der Totenkopfkokarde, nannten sich ja selber das »Schwarze Korps« und hatten auch nichts dagegen, wenn sie von den Gegnern als die »Schwarzen« gehaßt und gefürchtet wurden. Für die Stellungnahme Schulenburgs dürfte außerdem das Wissen, daß er in Breslau wieder mit dem SS-Gruppenführer von dem Bach-Zelewski zu tun haben werde, wichtig gewesen sein. Er hatte Bach-Zelewski in Ostpreußen als wenig erfreulichen Vertreter der SS kennengelernt.

12 Schulenburg wird Soldat

Am 17. Mai 1940 bittet Schulenburg Major von Oppen, den Kommandeur des Potsdamer Ersatz-Infanterie-Regiments, ihn, der nach seiner letzten Übung im Sommer 1938 zum Leutnant der Reserve befördert worden war, in das Ersatz-Bataillon des Inf.-Rgt. 9 einzustellen: ¹⁴⁸

»Ich bringe diese Bitte natürlich nur mit der Maßgabe vor, daß es sachlich möglich und vertretbar ist. Ich will selbstverständlich keinerlei Bevorzugung. Tatsächlich wäre es für mich ein stolzes Gefühl, wenn ich in dem Regiment im Feld sein könnte, in dessen Traditionsregimenten und in dessen Reihen vier Brüder ihre Pflicht getan haben.« Er fügte hinzu, daß am gleichen Tag das Freistellungsschreiben seines Dienstvorgesetzten, des Oberpräsidenten von Schlesien, an das Regiment abgeschickt worden sei.

In einem Brief an seinen Freund Karl von Oppen, der sich als Unteroffizier ebenfalls beim Ersatz-Bataillon befand, heißt es: ¹⁴⁹

»... daß es mir nur darum geht, in dem Regiment zu dienen und zu kämpfen, in dem vier meiner Brüder gestanden haben ... Dazu ist allerdings zu sagen, daß ich selbstverständlich mich von meiner Stellung nicht dazu habe freimachen können, um im Ersatz-Regiment dauernd Rekruten auszubilden, sondern diese Freistellung geht von

der Voraussetzung aus, daß ich im ersten Augenblick, wo ich für eine Kriegsverwendung geeignet erscheine, ins Feld komme . . .«

Wie kam es zu diesem plötzlichen Entschluß, der Schulenburg Abschied von einer eben erst begonnenen, erfolgreichen Arbeit nehmen hieß und für den eine zwingende sachliche Notwendigkeit nicht bestand. Seine bisherige Position als Regierungspräsident war mindestens ebenso »kriegswichtig« wie die eines Leutnants der Reserve. Auch war er mit seinen 38 Jahren nicht mehr so jung, daß man ihm sein Daheimbleiben und seine UK-Stellung ernsthaft hätte zum Vorwurf machen können.

Wahrscheinlich müssen wir seine Gründe auf zwei Ebenen suchen: im Bereich der grundsätzlichen Entscheidung und in jenem der durch Tagesereignisse bestimmten Überlegungen. Die Annahme, daß er jetzt im Gegensatz zu seiner Haltung während der Sudeten- und Tschechenkrise den im Herbst 1939 nun tatsächlich ausgebrochenen Krieg bejaht hätte, kann dabei völlig ausscheiden. Gewiß hat auch er gerade im Hinblick auf seine ostpreußischen Erfahrungen eine Rückgliederung Danzigs und eine angemessene Lösung der Korridor-Frage angestrebt, den Krieg als Mittel zu diesem Ziel aber nach wie vor entschieden abgelehnt. Dieser Krieg war nicht nur überflüssig, weil bei der gegebenen politischen Konstellation trotz des unvernünftigen und unverantwortlichen Verhaltens der Polen, an dem die angelsächsischen Mächte nicht schuldlos waren, das Ziel mit etwas Geduld und einer Rückkehr zu den üblichen diplomatischen Verhandlungsmethoden hätte erreicht werden können. Dieser Krieg mußte auch über Millionen Menschen Tod, Elend und Trauer bringen, während er für das eigene Volk die Gefahr der völligen Niederlage, ja der totalen Vernichtung in sich barg.

Wenn Hitler und ein Teil seiner Berater in ihrer Unterschätzung der Kampfkraft und Kampfbereitschaft der westlichen Demokratien das nicht sahen oder sehen wollten, Schulenburg und der übrige Kreis der Verschwörer waren sich über das drohende Verhängnis klar. Gerade dieser Erkenntnis dürfte der Entschluß Schulenburgs zum freiwilligen Eintritt in die Wehrmacht entsprungen sein. Er wollte und konnte sich dem Gesamtschicksal seines Volkes nicht entziehen, oder, wie er selbst ganz unpathetisch sagte: »Nicht am Schreibtisch sitzen und Unterschriften machen, während draußen gestorben wurde.« In dem tra-

gischen Zwiespalt zwischen der Liebe zum Vaterland und dem Haß gegen ein Regime, das mit patriotischen Parolen eben dieses Vaterland in den Untergang zu stürzen drohte, gab es nur noch den Ausweg eines Zweifronten-Kampfes in der Hoffnung, nach erfolgreicher Verteidigung der eigenen Grenzen durch einen Sieg im Innern einen die Existenz sichernden Verständigungsfrieden zu erreichen.

»Jeder Mann weiß aber heute in Deutschland, was uns blüht, wenn wir den Krieg verlieren. Die alliierten Mächte werden daher vergebens auf eine *defaitistische* Revolution warten«, schrieb Schulenburg unter dem 28. August 1941 in sein Kriegstagebuch. In diesem Zweifrontenkampf aber, und das betraf nun doch den Leutnant der Reserve Schulenburg, mußte um jeden Preis eine Gleichsetzung von Widerstand und persönlicher Feigheit vermieden werden, damit nicht zum zweitenmal die Legende entstand, eine kämpfende, siegende Front sei zusammen mit ihrem genialen Führer von Heimatkriegern und Deserteuren hinterrücks erdolcht worden.

Ging es in dem bisher Gesagten mehr um »strategische Probleme« des »Widerstandes«, so handelte es sich bei dem Wunsch Schulenburgs, anstatt in seinem Königsberger Stammregiment im Infanterieregiment 9 eingestellt zu werden, um solche taktischer Art. Gegenüber dem von ihm angesprochenen Gefühl einer traditionellen Verbindung zu dem Regiment seiner Brüder sind diese taktischen Überlegungen sicher von größerer Bedeutung gewesen. Er kannte seit seiner Referendarzeit sehr viele Offiziere des Regiments, vor allem aber wußte er, welche Rolle es in den Putschplänen des Jahres 1938 gespielt hatte und bei seiner Stationierung vor den Toren Berlins auch in allen zukünftigen revolutionären Planungen spielen würde. Dazu kam die Aussicht, gerade über dieses Regiment Kontakte zu den hohen Führungsstäben der Wehrmacht anknüpfen zu können. Die späteren Ereignisse bewiesen, wie nützlich und notwendig solche Kontakte werden konnten.

Im übrigen soll nicht unerwähnt bleiben – und wie hätte es bei der Tradition seiner Familie anders sein können –, daß dem »Kriegssoldaten« Schulenburg die Lust am Soldatensein immer stärker zuwuchs. »Das graue Heer hat mich wieder an seine Brust genommen«, schreibt er im Mai 1942 von der Krim. Sicher erwuchs diese Lust aus der Freude am Wagnis, an der Gemeinschaft der Männer, an der

harten Forderung des Krieges, die den Wert eines jeden herausforderte. So schreibt er in seinem Kriegstagebuch am 2. 11. 41: »Meine Mannesprobe ist bestanden; es kann sich in Zukunft nur noch um Urlaub an die Front handeln.«

Auf der Ebene der Tagespolitik ist der Entschluß Schulenburgs, zur Wehrmacht zu emigrieren, durch die Nachricht von der unmittelbar bevorstehenden Entfernung Wagners aus seinen Ämtern – sie wurde am 24. Mai offiziell bestätigt – herbeigeführt worden.

Die verschiedenen Gegner des Oberpräsidenten, an ihrer Spitze die SS, die über dessen öffentlich bekundetes Festhalten am Katholizismus verärgert war, und der Gauleiter-Stellvertreter Bracht, den Wagner wiederholt wegen Übergriffen gegenüber den Polen zur Ordnung gerufen hatte, waren im Mai 1940 bei Hitler und Göring endlich mit ihrer Forderung auf Abberufung durchgedrungen. Damit sah sich Schulenburg des politischen Rückhaltes beraubt, den er für die Weiterführung seiner Arbeit im bisherigen Sinn brauchte. Überdies wurde als Nachfolger Wagners zunächst eben dieser Bracht genannt.

Auch zahlreiche Besprechungen und Beratungen in den Tagen zwischen dem 11. und 16. Mai mit seinen Freunden und Mitarbeitern Moltke, Ziegler, Yorck, Siegel, Matuschka hatten keinen Ausweg oder eine bessere Lösung gezeigt. In zwei Briefen an die Gräfin hat Schulenburg die Situation geschildert.

Brief vom 4. Juni: »Für mich ist die Entscheidung klar. Nachdem Bracht sich so gegen Wagner benommen hat, könnte ich nicht unter oder neben ihm arbeiten. Da sich sonst keine wesentliche Aufgabe im Staat für mich ergibt, werde ich Soldat . . .

Der ganze politische Wust liegt jetzt wie Ballast unter mir, den ich abgeworfen habe. Ich fühle mich richtig befreit!

An die Front zu gehen – das ist das einzig gräfliche Privileg, das die Schulenburgs sich erhalten haben.«

Brief vom 16. Juni¹⁹⁰: »Ich hörte wieder, daß Leute auf mich schimpfen, ›die Ratten verließen das sinkende Schiff‹. Ich bejahe mein Handeln, das ich nach *langem* Wägen erst entschied. Und ich weiß, daß nichts darin von Flucht ist. Ich kann andere Leute allerdings nicht davor bewahren, daß sie auf ihrem Posten stehen müssen, ohne sich hinter meinem breiten Rücken zu verkriechen. Alle Leute, die nach-

denken, müssen mir Recht geben, daß es auch für den listenreichsten Politiker Grenzen gibt dessen, was er vor sich und nach außen vertreten kann.«

Als Schulenburg am 1. Juni die Uniform anzog, ahnte er kaum, daß er sie, von einigen längeren Beurlaubungen für den Zivildienst abgesehen, bis zum Ende, bis zum 20. Juli 1944 tragen würde. Die ersten vier Wochen in Potsdam behagten ihm bei der Einzelausbildung von Rekruten allerdings wenig. Er sehnte sich »hinauszukommen« und nannte sich einen »verhinderten Helden«.

Anfang Juli erhielt er den Befehl, zehn Fahnenjunker zum Regiment zu bringen, dessen Stab in Meursault lag, einem Ort in der Nähe von Le Creusot, dessen berühmte Waffenwerke nach Schulenburgs Meinung keinen Vergleich mit den großzügigen Anlagen von Krupp in Essen aushielten.

Über die Fahrt zum Regiment und den anschließenden Aufenthalt beim Regimentsstab des Kommandeurs Oberst v. Gilsa, dessen Verdienst die rasche Erzwingung des Maasübergangs gewesen war, hat Schulenburg einen tagebuchähnlichen Bericht, »Reise nach Frankreich«, geschrieben.¹⁵¹ Nach Inhalt und Stil mutet er wie eine Illustration zu der von Schulenburg gern gebrauchten Lebensdevise »leicht und entschieden« an.

Schulenburg schildert, was ihm vor die Augen kommt: Die Landschaft, die romanischen Kathedralen, Städte und Dörfer, den Doubs, dessen gewundenen Lauf »kein Wasserbauer begradigt hat«, die von grünen Hecken umsäumten Äcker, die nicht ständig von der Erosion bedroht sind wie die riesigen Flächen Ostdeutschlands, und natürlich immer wieder die Menschen, Deutsche und Franzosen, Offiziere und Soldaten. Er schildert mit einer vielleicht bei den Zeichen- und Malübungen der Jugend erworbenen Anschaulichkeit, die mit wenigen Strichen die gezeigten Gegenstände in ihrer Eigenart lebendig vor uns hinstellt.

»Groß, mit Berliner Witz begabt, hat er ein Gesicht wie ein Bullenkopf; ab und zu wird der Blick böse und spricht von Launen, die er aber als anständiger Kerl immer wieder schnell überwindet«, heißt es von einem Vorgesetzten. Die Beschließerin eines Landhauses bei Glamondons schildert er: »Stets freundlich und tätig offenbarte sie

zuweilen köstlichen Humor; dann leuchteten die unzähligen Falten und Furchen, die in ihr schmales Gesicht einschnitten, in einem einzigen, heiter strahlenden Lachen auf. Als der Stabsveterinär sie bereits zum zweiten Male etwas dringend nach Champagner fragte, sagte sie: »Auch das schönste Mädchen kann nicht mehr geben, als es hat!«

Freilich begnügt sich Schulenburg nicht mit der Schilderung; er will wissen, was sich hinter den Erscheinungen verbirgt, und er will Stellung nehmen und urteilen. Dabei kommt es ihm gar nicht darauf an, zunächst auch einmal Vorurteile abzugeben. Sieht er sie durch eigene Beobachtung widerlegt, ändert er sie auch mit der gleichen Leichtigkeit oder nimmt sie zurück. Es sind ja Eindrücke und Gedanken, die er niederschreibt, ein Tagebuch eben, keine wissenschaftliche Untersuchung.

So wiederholt er in seinen ersten Aufzeichnungen die besonders in Deutschland beliebte Behauptung, daß mit der Einführung des Departementssystems durch die Revolution die »Zentrale, der Wasserkopf Paris«, die historischen Landschaften Frankreichs ihres Eigenlebens beraubt, ihre schöpferischen Kräfte ausgesogen und sie zu einem Schattendasein verdammt habe. Dann aber findet er bei dem Maire des Städtchens Maiche nahe der Schweizer Grenze ein Bild »La gloire franche-contaise« mit den Köpfen bedeutender, aus der Franche-Comté stammender Franzosen und bemerkt dazu: »Ein Beweis dafür, wie stark das Zusammenhörigkeitsgefühl der Landschaft trotz des Departementssystems noch ist. Und das 150 Jahre nach seiner Einführung!«

In ähnlicher Weise korrigiert er seine Urteile über die Wehrmacht. Zunächst spendet er ihr höchstes Lob für die gewaltige Leistung bei der Wiederherstellung der Ordnung in dem chaotisch zerrütteten Frankreich.

»Ein Heer von Soldaten, die aufräumen, Brücken bauen, Verkehr regeln, Nachschub vorbringen, die Soldaten- und Gefangenenströme in die rechte Bahn bringen . . . So ist sie Sinnbild der überlegenen deutschen Ordnungs- und Gestaltungskraft, die sich in der Wehrmacht in ihrem Fachgebiet vollendet verkörpert.«

Doch schon wenige Tage später, nachdem er beim Regimentsstab nähere Einblicke gewonnen hat, schreibt er: »Ein klarer, feststehender

Eindruck ist aber der, daß der ganze militärische Betrieb außerordentlich bürokratisiert ist, soweit er nicht unmittelbar mit der taktischen Führung der Truppe zusammenhängt. Aufsplitterung in Fachapparate, mangelnde Zusammenfassung, zuviel Schreibkram, zuviel Leute in höheren Stäben, die immer neue ›Schreibereien‹ verursachen... Mit der Bürokratisierung hängt die allgemeine Neigung zusammen, in Berichten etwa über Vorräte die Unwahrheit zu sagen. Es wird in einem für die Verwaltung unvorstellbarem Maße geschwindelt, zum Teil aber, weil die Anordnungen so bürokratisch und schematisch sind, daß sie kaum befolgt werden können. Trotzdem ein Schwachpunkt!«

Schulenburg sieht noch andere, gefährlichere Schwachpunkte. »Das Offizierskorps baut sich von innen her, auf dem Geist des Preußentums auf, der von christlichen, ritterlichen Quellen gespeist wird.« Diese Quellen beginnen jedoch zu versiegen oder bewußt von der Partei verschüttet zu werden. Schon im aktiven Offizierskorps gibt es keine einheitliche Auffassung über die tragenden Grundelemente mehr. Dazu kommt dessen Verwässerung durch das Einströmen von Ärzten, Veterinären, Zahlmeistern, Beamten, Technikern, die in anderen Anschauungen aufgewachsen, anderen Zielen dienend, der besonderen Haltung und Verpflichtung des Offiziers meist nicht gerecht werden können. Man sollte sie darum unter Belassung der Uniform zu Heeresbeamten machen, die nicht weniger geachtet, dennoch deutlich auch äußerlich in ihren Rangabzeichen vom Offizier unterschieden sind.

Schwierig ist auch die Frage des Aufstiegs von unten. »Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß es nötig ist, eine Führerschicht von unten her zu erneuern. Nun muß das, was aufsteigt, der Führereigenschaft angeglichen werden. Die Dosis darf nicht zu groß sein.« Daher verwirft Schulenburg die seit einiger Zeit eingeführte Praxis, Oberfeldwebeln ganz allgemein die Möglichkeit zu geben, Oberleutnant zu werden. »Damit wird dem übertriebenen Ehrgeiz, der Konkurrenzsucht und der Gekränktheit bei mangelndem Erfolg Tür und Tor geöffnet.« Auch unerwünschte politische Einflüsse können sich so geltend machen. Schulenburg schlägt demgegenüber vor, tüchtige Leute aus dem Mannschafts- und Unteroffiziersstand nach zwei Dienstjahren als Fähnriche auf die Kriegsschule zu schicken. »In dem Alter sind sie noch angleichungsfähig, und ein Mißerfolg kränkt nicht.« An der Gepflogen-

heit, für besondere Tapferkeit und Leistung an der Front Unteroffiziere zu Offizieren zu befördern, will auch er nichts ändern.

Um die Kritik, die Bedenken und Sorgen Schulenburgs zu verstehen, muß man seine Vorstellungen von der Ordnung des Heeres und von der Stellung und Aufgabe des Offizierskorps innerhalb dieser Ordnung kennen. Er hat sie ein wenig idealisiert und mit der wahrscheinlich bewußten Fiktion, als ob das Ideal Wirklichkeit wäre, ebenfalls aufgezeichnet.

»Hier gibt es noch klare Stufen der Ordnung, denen Unterschiede des Ranges entsprechen. Und jede höhere Stufe des Ranges wird ihrem Wert entsprechend geachtet und behandelt. Nicht jedem das Gleiche, sondern *sum cuique*. Grundbedingung dafür, daß der Apparat klappt, ist, daß der innere Rang des Einzelnen dem äußeren entspricht, d. h. daß er durch Leistung und Charakter erworben wird... Die Ordnung bewegt sich, indem die höhere Stufe befiehlt, die untere gehorcht. Das fordert klaren Befehl, Sicherheit im Regiment, unbedingten Gehorsam im Vertrauen auf die historische und lebendige Gesamtautorität und Leistung der Führer.

Das Erfreuliche ist, daß das gesamte innere Verhältnis zwischen Befehlenden und Gehorchenden eben auf Vertrauen beruht und daß zuerst und entscheidend das Herz der Leute angesprochen wird. In der Wehrmacht ist es gelungen, eine riesige Massenorganisation... in wunderbarem Maße zu beseelen, ihr Geist einzuhauchen. Das konnte nur gelingen, indem man die Führerschicht als enge Gemeinschaft geschlossen für sich und von der Masse distanziert hielt und in ihr, vom Bilde des Ritters ausgehend, den tat- und kampfkraftigen und doch ritterlichen Typ des Offiziers formte, der leicht und entschieden lebend, von einer seltenen Einheit in Form, Haltung und Wirken ist. Nur diese in sich ruhende, distanzierte und daher echte Gemeinschaft entfaltet genügend einheitliche geistige und sittliche Kraft, um in die Hebelstellen der Massenorganisation eingeschaltet die Masse einheitlich zu lenken, zu bändigen, anzufeuern und damit dem gestaltlosen Gesetz der Masse zu entziehen. Denn das Gesetz der Masse löst an sich Form und Grenzen auf und überläßt sie ihren ursprünglichen trägen, dumpfen und dann doch wieder überspannten (hysterischen) Trieben. Demgegenüber ist hier die Form bis in alle Einzelheiten des soldatischen

Lebens fest geprägt, jede Grenze scharf gezogen. Dem Gesetz der Beharrung wird die dauernde Tätigkeit und Bewegung entgegengesetzt... Der Reizbarkeit und Erregbarkeit der Masse tritt der klare, bestimmte, abgewogene Befehl entgegen, der Zweifel beseitigt und Ruhe ausströmt, ebenso wie das Vorbild der Führer...«

Die Übereinstimmung zwischen diesen Ausführungen Schulenburgs und seinen Gedanken und Forderungen zur Beamten- und Elitebildung ist augenfällig und zeigt die Geschlossenheit seines politischen »Weltbildes« oder richtiger, seiner politischen Ordnungsvorstellungen. Allerdings darf man Geschlossenheit nicht mit Starrheit und Unbeweglichkeit verwechseln. Schulenburg blieb immer bereit, lieb gewonnenen Meinungen und Vorurteilen angesichts unleugbarer Realitäten den Abschied zu geben. Wir sahen es an den beiden Beispielen: »Lob und Kritik der Wehrmacht« und die »Wirkung des Departementssystems auf die historische Landschaft Frankreichs«. Ein weiteres Beispiel für seine einsichtige Toleranz ist die ebenfalls in seinem Tagebuch stehende Betrachtung: »Die Junker – von zehn sind acht adlig – sind frisch, offenherzig, vielleicht aber primitiver und weniger gebildet als die Jugend von 1914. Ist das aber ein Schaden? Ein Teil in der Napola¹⁵² erzogen, sehr von der Erziehung angetan, die sie körperlich und militärisch scharf erfaßt und frühzeitig auf Fahrt durch fremde Länder führt.«

Auch über die Franzosen findet sich in dem Tagebuch eine Reihe von Bemerkungen. Zum Teil sind es einfache Feststellungen etwa von der Art, daß die Bewohner der Franche-Comté in ihrer äußeren Erscheinung und in ihrer mißtrauischen Zurückhaltung viel Ähnlichkeit mit den benachbarten Schweizern haben. Oder Schulenburg spürt in der Anlage und Pflege der Gärten und kleinen Landhäuser eines burgundischen Dorfes »eine fast zärtliche Liebe zur Natur, wie überhaupt zum Wesen – jedenfalls des ländlichen Franzosen – eine ausgesprochene Freude an der engeren Umgebung und an den kleinen Gaben des täglichen Lebens gehört«.

Zum Teil ist es der Versuch, sich über das Verhältnis zwischen den Franzosen und den deutschen Truppen klarzuwerden. In jenen ersten Wochen nach dem Schock der Niederlage erscheint es dem Beobachter gut.

Überall wird man nicht nur höflich, sondern ausgesprochen gastfreundlich aufgenommen, sofern nicht, was auch ein- oder zweimal erwähnt wird, eine andere Einheit sich zuvor in ihrem Quartier schlecht und undiszipliniert aufgeführt hat.

»Die Tochter des Hauses, Professor der Rechte in Dijon, trinkt mit uns auf das kommende europäische Recht.«

»Eine elsässische Schwester, die mit uns fuhr, um in ihre Heimat zurückzukommen, sagte, daß nahezu alle Franzosen, nach näherer Besichtigung, von den Deutschen sehr eingenommen wären!«

Schulenburg mußte rund drei Wochen beim Regimentsstab bleiben, was ihm gar nicht behagte.¹⁵³ Trotz wenig Dienst, sehr viel frischer Luft und recht guter Verpflegung habe er diese Art Krieg wie »Gott in Frankreich nicht gewollt«, schreibt er an die Gräfin. Er vermißte beim Stab eine richtige Aufgabe. Nach langem Drängen setzte er mit Hilfe des Regimentsadjutanten durch, als Zugführer des 1. Zuges der 6. Kompanie zum II. Bataillon versetzt zu werden, dessen Kommandeur der Frhr. von Bibra war, ein Freund seines gerade in diesen Wochen im Sterben liegenden Bruders Heini.

In Berlin war man jedoch der Meinung, ein Mann von den Fähigkeiten Schulenburgs sei als Zugführer nicht am rechten Platz, und ließ ihn durch Befehl des OKH für die Militärverwaltung freistellen. Daraufhin fuhr Schulenburg am 19. und 20. August nach Berlin, um die Aufhebung dieses Befehles zu erreichen. Er hatte Erfolg und durfte zur Truppe zurückkehren. Während des Berliner Aufenthaltes traf er sich mit seiner Frau. Sie kam von Trebbow, einem Gut des Herrn von Barner, des zweiten Mannes von Schulenburgs Schwester Elisabeth, wo sie mit den vier Kindern – im Februar war die dritte Tochter Charlotte geboren worden – seit Juni die Sommerwochen verbrachte. Auch mit Hauptmann Heinz von der Abwehr fand eine Zusammenkunft statt.

Wieder beim Regiment, berichtet er in seinen Briefen von seinem Wohlbefinden: »Die Akkumulatoren werden körperlich und seelisch wieder aufgeladen.« Er kommt viel mit Graf Wilfried Hardenberg zusammen, den er seit langem kennt, er findet aber auch Kontakt zu den Jungen: »Dann sind noch einige jüngere Offiziere im Regiment, die dem entsprechen, was ich mir von der jüngeren Generation erhoffe.

Darunter vor allem der zwanzigjährige, mit dem EK I geschmückte Bataillonsadjutant Leutnant Klausling, mit dem ich mich besonders gern unterhalte. Auch diese Zeit des Wartens ist nicht verloren, glaube ich zu wissen.«

Mitte September wurde das Regiment in den Ostteil des Warthegaues verlegt. Während eines Kurzurlaubs vom 2. bis 7. September, den er bei seiner Familie in Mecklenburg verbrachte, erzählte Schulenburg von einer möglichen Verwendung als Verwaltungschef einer Armee für ein »gewisses Unternehmen«. Wie sich bald herausstellte, handelte es sich um die »Aktion Seelöwe«.

Vom 24. September bis Anfang Oktober machte er, um sich für diesen Sonderauftrag vorzubereiten, eine Dienstreise nach Paris, Reims, Brüssel. In Brüssel hatte er ein langes Gespräch mit dem Militärbefehlshaber Falkenhausen, der auf ihn einen starken Eindruck machte. Im übrigen vergaß er während seiner Reise nicht, sich die französischen Kathedralen anzusehen, worüber er seiner Frau ausführlich und anschaulich berichtete.

Über seine Seelenlage während jener Reisewochen gibt eine Briefstelle einigen Einblick: »Es scheint im Gesetz meines Lebens zu liegen, daß ich ein ewiger Wanderer bin und nicht anders Ruhe habe als in meiner Familie, die vielleicht der einzige, auch äußerlich feste Pol ist.«

Vierzehn Tage nach Abschluß der Dienstreise wurde der in Lille liegende Sonderstab aufgelöst; die »Aktion Seelöwe« war abgeblasen worden. Auf der Rückfahrt zum Regiment besuchte Schulenburg vom 20. bis 23. Oktober in Breslau seine Familie und viele seiner schlesischen Freunde und Bekannten.

Anfang November erkrankte Schulenburg, der in der Zwischenzeit Ordonnanzoffizier beim Bataillonsstab geworden war, heftig an Gelbsucht. Nach einem Aufenthalt im Feldlazarett und einem längeren Erholungsurlaub vom 17. November bis 10. Dezember 1940 in Breslau wurde er wieder einmal von Staatssekretär Stuckart zu einer Dienstbesprechung nach Berlin geladen. Dabei erfuhr er, Hitler persönlich habe die Teilung Schlesiens angeordnet und schon bei Göring angemahnt; die Anordnung aufzuheben oder ihre Ausführung weiter zu verzögern, sei unmöglich. Gleichzeitig werde aber seine, Schulenburgs, Ernennung zum Regierungspräsidenten für ganz Schlesien bei

den Ministerien zur Unterschrift herungereicht, während doch in der nächsten Zeit die Oberpräsidenten für Ober- und Niederschlesien und ihre staatlichen Vertreter, die Regierungspräsidenten, ernannt werden müßten. In Berlin traf sich Schulenburg auch mit Helldorf und Popitz.

Wieder beim Regiment fand Schulenburg in den nächsten Wochen viel Gelegenheit zum Lesen, Reiten und zu anderer sportlicher Betätigung. Hie und da mußte er sich als Ordonnanzoffizier auch mit zivilen Dienststellen aus der Parteikarriere herumraufen, z. B. als ein Landrat-Kreisleiter der Kompanie eine Kirche für die Weihnachtsfeier verweigern wollte. Aus diesem Anlaß schrieb er der Gräfin: »Man rollt die Kirchenfrage gerade im Warthegau und in Westpreußen mitten im Kriege auf, in Gegenden, in denen die Kirche tatsächlich tragende Institution des Volkstumskampfes war. Ein trauriges Bild für die Volksdeutschen, wenig geeignet, sie innerlich zu gewinnen. Ein für die Polen unverständlicher Vorgang, der wenig überzeugend wirkt. Und ohne überzeugt zu haben, kann niemand herrschen! Im übrigen dumm und gemein!«

Anfang Januar 1941 war Schulenburg schon wieder unterwegs. Am 4. und 5. Januar suchte er in Bromberg den dortigen Regierungspräsidenten Schönberg auf und traf seine Frau, die ihm aus Breslau die Ernennungsurkunde zum Regierungspräsidenten mitbrachte. Bromberg war aber nur Zwischenstation auf dem Weg nach Berlin. Im Innenministerium und bei der preußischen Regierung war man in zunehmendem Maße ungehalten über seine »Emigration« zur Wehrmacht und wollte ihn so schnell wie möglich in eine angemessene zivile Dienststelle zurückholen. Zur Auswahl stand die Position eines Verwaltungschefs bei Reichskommissar Terboven in Norwegen oder die Rückkehr nach Breslau unter dem neuen Gauleiter und Oberpräsidenten Hanke.

Schulenburg verhielt sich wiederum ablehnend, wobei er sich auf die Weigerung des Regiments, ihn freizugeben, stützen konnte.

Über die Besprechungen in Berlin schrieb er seiner Frau am 8. Januar: »Ministerialdirektor Ehrensberger¹⁵⁴ meinte scherzhaft, es gebe dort genug Whisky zu trinken. Ich sagte ihm darauf, ich tränke gern Whisky, aber nicht mit Herrn Terboven. Ich sei im übrigen mit seiner politischen Linie dort nicht einverstanden und müßte daher ablehnen,

unter ihm zu arbeiten. Übrigens hätte ich die Zusicherung, daß ich erstmal Soldat bleiben könne.

Nächsten Mittag war ich bei Pfundtner (Staatssekretär bei Göring). Er war sehr nett und fragte, ob ich unter Hanke in Niederschlesien arbeiten wolle. Ich sagte nein, vor allem im Hinblick auf die Person Hankes, dann deshalb, weil ich Anhänger der Einheit Schlesiens sei und nun nicht eine entgegengesetzte Politik treiben wolle. Es sind natürlich noch andere Gründe, die mitspielen. Ich werde sie Dir mündlich sagen.«

Zu diesen anderen Gründen dürfte der Entschluß gehört haben, unter allen Umständen mit der Truppe in den Kampf zu gehen und sich zu bewähren. Bestimmt und vor allem verbarg sich hinter seiner Weigerung aber auch schon die Absicht, keine Stellung mehr zu übernehmen, in der er für Handlungen und Maßnahmen des Regimes eintreten müßte, die er aus sachlichen oder sittlichen Gründen nicht verantworten konnte.

Am 16. Januar hielt Schulenburg vor Offizieren seines Regiments einmal wieder seinen Vortrag über »Preußentum und Nationalsozialismus«. Dazu schrieb er in einem Brief: »Ich muß daran arbeiten, trotzdem ich den Vortrag schon x-mal gehalten habe. Es wird mir nichts ohne Arbeit geschenkt. Aber ich merke doch, daß ich inzwischen schon wieder schlauer geworden bin, und wie dumm ich seinerzeit war... Die Rolle der preußischen Institutionen im kommenden Reich sind mir dabei klar geworden, *da die Partei dann ausfällt*...« Es folgt die Mitteilung, daß er Friedrichs d. Großen »Gespräche mit Catt« gelesen habe.

In den nächsten Wochen kam Schulenburg wiederholt nach Breslau, Warschau, Berlin. In Breslau führte er Besprechungen mit Ziegler, Kükelhaus und anderen Mitarbeitern. Ein Hauptthema ihrer Gespräche bildete das Verhältnis der Kirche zu Partei und Staat.

In Warschau sah er das Ausmaß der unerfreulichen Etappenerscheinungen bei der Truppe und im Gegensatz dazu den Andrang der hungernden und geschlagenen Polen zu den Kirchen.

Über den Aufenthalt in Berlin, ob dienstlicher oder persönlicher Natur, liegen keine Nachrichten vor. Ende Februar–Anfang März war er für einige Tage zum Skilaufen in Spindelmühle.

Anfang April übernahm er beim Bataillon den Stab der Nachrichtenstaffel, der Melderstaffel, des Gefechts-, Verpflegungs- und Gepäcktrösses und die Dienstobliegenheiten des Gas-Offiziers. Befriedigt schrieb er: »Endlich wieder Leute, mit denen ich Auge in Auge reden kann, und nicht nur Papierbefehle und -berichte.«

Vom 25. April bis zum 2. Mai kam Schulenburg vor Eintritt der Urlaubssperre nochmals nach Breslau. Für zwei Tage fuhr er mit seiner Frau und der Gräfin Elisabeth Prashma, einer Parteigängerin Schulenburgs innerhalb des katholischen Adels Schlesiens, nach Krakau, um über den Major Tschammer-Osten eine Verbindung zu militärischen Dienststellen des Generalgouvernements herzustellen. Außerdem wollte man diese Stadt kennenlernen und die Schwestern der Gräfin in der von ihnen geleiteten Soldatenraststelle besuchen.

Im Mai wurde das Regiment vom Warthegau nach Südostpreußen verlegt, wo ein verschärfter Dienstbetrieb mit Gefechtsübungen und langen Nachtmärschen einsetzte.

Aus dieser Zeit liegen zwei überaus charakteristische Briefe vor; charakteristisch für den gläubigen, ringenden, seiner politischen Aufgabe hingegebenen und bei allem Ernst noch sich selbst belächelnden Menschen, charakteristisch aber auch für das ihm beschiedene und von ihm selbst vorausgeahnte Schicksal.

Am 24. Mai schrieb er: »Ich reite als dienender Bruder – nicht als befehlender, aber als gern und freudig dienender – im Bataillonsstab mit, jederzeit gewärtig, nach dem Wink des Herrn Oberstleutnant, wenn es etwa anfängt zu schießen, die Kompaniechefs reitend im Galopp nach vorne zu holen oder im Gefecht die Melder zu dirigieren und Befehle zu übermitteln. Sicher alles reizvoll, aber doch nur ein schwacher Abklatsch des Ernstes. Werde ich ihn in Ehren bestehen? Im Innern hoffe ich, daß es mir geht wie so oft schon, daß sich vorher alles bis zum letzten spannt, um dann in den entscheidenden Augenblicken der Ruhe und Gelassenheit die Herrschaft zu übergeben . . . Ich sehe, in allem, wie ich geführt werde. Das ist eigentlich die Summe meiner Lebenserfahrungen: wie klein, unendlich klein ist der Einfluß des Menschen auf sein Geschick und wie groß Gottes Hand. Wenn mich das Geschick treffen sollte, dann bin ich nicht zu früh weggegangen, weil ich ein mit Arbeit, Kampf und Liebe erfülltes Leben

gehabt habe. Und der Begriff langes oder kurzes Leben ist demgegenüber schal und leer, wie er wohl vor der Ewigkeit überhaupt kein Gewicht hat. Vielleicht zählen vor ihr nur die Augenblicke, in denen man nicht schwer einhergetrottet, sondern geflogen ist.«

Der zweite Brief folgte am Tage darauf: »Heute in aller Frühe ritten wir zum Ehrenmal von Fritsch, das an der Stelle errichtet wurde, wo er fiel. Eine trostlose Gegend: weites Feld und häßliche Vorortshäuser in nächster Umgebung umrahmen die Gedenkstätte, die schlicht gehalten aus einem behauenen Stein besteht. Und doch ergreift einen die Größe und Tragik dieses Lebens, das als altpreußischen reinen Stiles in diesem Staat keinen Platz mehr fand. Er ist der Zuchtmeister des Heeres gewesen, und ihm ist es zu verdanken, daß es noch so etwas wie preußische Züge trägt. Vor mir stand heute früh sein Gesicht mit den ernstesten und entschiedenen Augen, daran gemahnend, daß über seinen Tod hinaus die preußische Forderung an das Reich bestehen bleibt.«

In Begleitung von Leutnant Klausing besuchte Schulenburg am 1. Juni 1941 vom Waldlager Rozan aus den Oberpräsidenten und Gauleiter Koch in seinem Landsitz und Gästehaus Krasne bei Zichenau in Neu-Südostpreußen. Die Herrschaft Krasne mit ihren rund 20 000 Morgen, ursprünglich im Besitz des Fürsten Czartorisky, war nach dem Polenfeldzug vom Reich beschlagnahmt und dann von der Erich-Koch-Stiftung »reell«, wie Koch gegenüber Schulenburg betonte, angekauft worden. Da über den Umbau und Ausbau des alten Landhauses viele, sich widersprechende Berichte umliefen, wollte Schulenburg selbst sehen, was an der Sache war, und zugleich Kochs Gedankengänge zur Ostpolitik hören. Er fand – so heißt es in einem längeren, sofort nach dem Besuch angefertigten Bericht¹⁵⁵ – das Haus sehr groß, aber nach einem anständigen Landhausstil gebaut. . . Innen in Vorhalle und langer und breiter Wandelhalle glänzt kalter Marmor, der Salon, in den wir geführt werden, hat Weite und Raum. Moderne, ganz geschmackvolle Möbel stehen drin. Alles sieht im ganzen gut aus, nur nicht, als ob es selber ausgesucht und zusammengestellt wäre, sondern wie von einem Architekten entworfen.« Dazu erzählt ihm Koch noch: »Das Haus in Krasne habe ich im vorigen Jahr mit 500 polnischen Arbeitern in drei Monaten aufgebaut. Ich habe nur bestes

Material verwandt, das ich mir in Warschau – (mit der entsprechenden raffenden Handbewegung) – besorgt habe.«

Abgesehen von der in Klammer gesetzten Bemerkung äußert sich Schulenburg nicht zu diesem selbstherrlich naiven Eingeständnis. Man kann sich jedoch seine Entrüstung unschwer vorstellen. Aus eigener Erfahrung wußte er ja, welche Hindernisse selbst kriegsnotwendigen Bauvorhaben aus dem Mangel an Arbeitskräften und Material erwachsen.

Er traf in Krasne eine Anzahl alter Bekannter und Gegner aus der Königsberger Zeit an; den SA-Obergruppenführer Schöne, den stellvertretenden Gauleiter Großherr, den »Finanzier« der Erich-Koch-Stiftung Dzubba, den SS-Obergruppenführer Prützmann und den zum Regierungspräsidenten aufgestiegenen Dargel. Auch der Bruder von Koch war anwesend und sein Neffe Matthes, trotz mangelnder Fähigkeiten und Verdienste zum Landrat und Kreisleiter protegiert. Auch fehlten die Frauen nicht.

»Alles ist hell und luftig, aber einen Grad zu elegant gekleidet und zu vornehm und würdevoll sich gebend. Die Diener schlürfen leise und voller Würde durch die großen Räume, aber etwas zu leise und gravitatisch... Hier herrscht nicht die Luft eines vornehmen großen Landhaushalts, hier geht die Welt des Films um... Was für ein Gegensatz zu der Zeit 32/33, wo dieselben Personen als revolutionäre Kämpfer für den preußischen Sozialismus auf den Plan traten...«

Nach der Kaffeetafel entwickelte Koch, der von Schulenburg bei diesem Treffen übrigens eine Reihe positiver Eigenschaften, »lebhaft, intensiv, liebenswürdig«, zuerkannt erhielt, seine Gedanken zur Ostpolitik. Schulenburg gibt sie mit Anführungszeichen in direkter Rede wieder, wahrscheinlich, um ihre Echtheit auszuweisen und sich zugleich von ihnen zu distanzieren: »Der Krieg gegen Rußland kommt... weil sowohl die Neuordnung des Ostraumes wie die Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus kommen muß. Ich bin mir mit dem Führer, mit dem ich gerade in den letzten Jahren über die russische Frage viel gesprochen habe, darüber einig, daß es *einen richtigen Kampf gar nicht geben wird*.¹⁵⁶ Nach ein paar Schüssen an der Grenze wird [nach Kochs und Hitlers Auffassung – so wenig haben gegenüber der Propaganda der Antikomintern all die Warnungen von

Rußlandkennern genützt –] das bolschewistische System, als Erbe der französischen Revolution überlebt und durch eine fünfundzwanzig-jährige negative Auslese vermorscht, wie ein Kartenhaus zusammenbrechen. Dann wird man den Kampf politisch fortsetzen müssen: durch Stärkung der russischen Kirche – Koch will als Ausweise für die antibolschewistischen Russen Flugblätter mit einem Muttergottesbild abwerfen lassen –, durch Beseitigung aller aktiven Bolschewiken, durch Auflösung des russischen Reiches vom Westen bis zum Stillen Ozean in kleinere und größere »Nationalstaaten«.

Ursprünglich wollte Göring die ganze Verwaltung des von uns zu beherrschenden Teiles in seine Hand bekommen, dann hätte ich mich an einer Kombination: Himmler–Inneres, ich: Wirtschaft, beteiligt. Nun hat man mir Moskau angeboten: ich habe aber abgelehnt, da ich für diese Tschekaaufgabe . . . einen typischen SS-Führer für geeigneter halte. Ich erstrebe jetzt die Verwaltung über das Baltikum im Verein mit meinem bisherigen Ostpreußen.«

Über die Erfüllung der erstrebten Aufgabe macht sich Koch keine Sorgen, denn: »Wir Ostpreußen – bekanntlich stammte Koch aus Westdeutschland – sind die einzigen, die fähig sind, in großen Räumen zu denken und zu verwalten, und die die nötige Brutalität der Durchführung besitzen.« Außerdem hat er in der Partei »dynamische Menschen, die improvisieren können und alle Lagen zu meistern verstehen«.

Himmler muß die Siedlungspolitik haben, um »den Grenzwall von Wehrbauern im fernen Osten vor dem Ural zu schaffen«. Der frühere Gegensatz zwischen Koch und Himmler ist also offenbar begraben, denn Koch erklärt: »Himmler ist im übrigen ein eminent kluger Mensch, das ist nicht zu leugnen, mit dem ich eine Verständigung *über meine ganze Ostpolitik herbeigeführt habe*.« Da er schon einmal seine Absichten und Zukunftspläne enthüllt, fügt Koch zum Schluß noch hinzu:

»Die Kirchenpolitik wird nach dem Krieg radikal vorgehen und die Kirchen völlig zerschlagen. Sie wissen ja, wie ich zum Christentum stehe; ich habe meine Ansichten nicht geändert.¹⁵⁷ Aber die Kirchen haben ihre Unfähigkeit bewiesen, ihre Geschicke selber zu gestalten, und sind wert, zerschlagen zu werden. Jede Revolution liquidiert das, was nicht lebensfähig ist.«

Schulenburg enthielt sich – zweifellos mit Rücksicht auf die Briefüberwachung – in seinem Bericht jeden Kommentars zu den Äußerungen Kochs. Auf die beim Abschied gestellte Frage, ob er unter Koch im Osten arbeiten wolle, gab er die ausweichende Antwort: »... erst will ich den Feldzug zuende mitmachen, dann können wir darüber reden.«

Tatsächlich hat Schulenburg nur die ersten viereinhalb Monate Vormarsch gegen Moskau und im Sommer 1942 beim Stab der Armee Manstein die Kämpfe um Sewastopol mitmachen können. Die politische und militärische Entwicklung bestärkte ihn gegen sein Gefühl, das ihn an der Front bei den Kameraden festhalten wollte, in der Auffassung, daß die Entscheidung des Krieges an der inneren Front fallen würde. »Da ist mein Beruf, da ist auch mein Platz jetzt, wo der Krieg sich in die Länge zieht und sich die Entwicklung immer mehr verschärft«, schrieb er am 3. November 1941 bei Wjasma in sein Kriegstagebuch,¹⁵⁸ nachdem er sich dazu entschlossen hatte, der erwarteten Reklamation in den Verwaltungsdienst nicht länger Widerstand zu leisten.

13 Rußlandfeldzug

Das »Kriegstagebuch« umfaßt die Zeit vom 20. Juni bis zum 11. November 1941. Wie in seiner »Reise nach Frankreich« hat Schulenburg in ihm seine militärischen Erlebnisse, seine Eindrücke von Land und Leuten und nicht zuletzt seine aus Erlebnissen und Beobachtungen gefolgerten politischen Gedanken und kritischen Bemerkungen aufgezeichnet. Der Bericht über die militärischen Ereignisse, die natürlicherweise den meisten Platz einnehmen, schildert den langen Marsch, der Schulenburg über rund 1200 Kilometer hinweg aus der Bereitschaftsstellung am Wege Ostrow-Malkin bis in den Raum südöstlich von Wjasma gebracht hat. In den ersten acht Tagen, in denen unter verhältnismäßig leichten Gefechten das Infanterieregiment 9 im Verband der 23. Division unter der Führung des General Hellmich bis nach Bialystok kam, war er Ordonnanzoffizier beim Stab des II. Bataillons. Dann wurde er, weil er ohne Befehl an einem Spähtruppunternehmen teilgenommen hatte, nach »einem mächtigen Anschluß vom Oberstlt. W., den ich gern quittiere, da ich ja nicht General werden will«, abgelöst und als Zugführer zum 1. Zug seiner alten 6. Jäger-Kompanie versetzt. »Ich freue mich . . . Im Grunde habe ich mich immer vom Stab weggehnt; ich passe nicht zu Bedientenrollen . . .«

Vom 30. Juni bis zum 18. Juli folgt das Regiment, in der Zwischen-

zeit wegen der schweren Gesamtverluste der Division in den ersten Kampftagen zur Korpsreserve geworden, in langen anstrengenden Nachtmärschen den schnell vorrückenden motorisierten Truppen. Diese Märsche, selten unter 40 Kilometer, brachten Mann und Pferde trotz einiger Rast- und Ruhetage bis ans Ende ihrer Kraft. Die »Schlappen und Weichen« und jene, die »zuviel geraucht und trotz aller Mahnungen zuviel unabgekochtes Wasser getrunken hatten«, fielen aus. Die anderen zwangen ihren Körper, bis er, – freilich unter mächtigem Geschimpfe: »Die machen uns noch ganz zur Sau! – Noch ein solcher Marsch, dann liegen wir alle im Lazarett! – Hätten wir rechtzeitig KPD gewählt, dann brauchten wir nicht so viel marschieren!« –, mit den Anstrengungen fertig wurde. Schulenburg gewöhnte sich dank seines ununterbrochenen Sporttrainings schnell an die Strapazen, ja er fand noch Kraft, die Schönheit eines solchen Nachtmarsches von der Stunde des Sonnenuntergangs an, der den ganzen westlichen Himmel in buntglühende Farben tauchte, bis zur grauen, kühlen Dämmerung zu genießen und zu schildern. Am 7. Juli schreibt er: »Für mich ist dieser Feldzug doch wie ein Geschenk. Ich erlebe den Osten, Rußland, wonach ich immer Sehnsucht hatte. Ich lebe nur in der Natur und von ihrem Rhythmus getragen. Ich lebe mitten im Volk; denn was ist das Fußvolk anders als echtes Volk in seiner ursprünglichen Kraft!«

Von Bialystok führte der Marsch über Wolkowysk–Slonim und nach dem Übergang über die Beresina südlich an Minsk vorbei über Oklawo und Ulachlawy zum Dnjepr. Die Straßen sind gesäumt von zerstörten und verlassenen Panzern, Kanonen, Troßwagen, weggeworfenen Waffen aller Art; darüber weht der Geruch verwesender Menschen und Tiere. Der Eindruck einer panikartigen Flucht und Auflösung des russischen Heeres ist so stark, daß ein baldiges Ende des Feldzuges bevorzustehen scheint.

Vom 20. bis 27. Juli kämpfte die Division um die Stadt Moghilew und die drei Brücken über den Dnjepr hier und in dem Vorort Lupulowo. Schulenburg wurde bei diesen Kämpfen, die er ohne jede Hervorhebung der eigenen Person nüchtern, klar und, soweit er sie überschauen konnte, unter Berücksichtigung der taktischen Gesamtlage schildert, durch einen Armschuß leicht verwundet, blieb aber bei der Truppe. Die Russen wehrten sich zäh und tapfer: »Sie verstehen das

Gelände wunderbar auszunutzen, gut zu schießen, und machen von ihren z. T. guten mechanischen Waffen richtigen Gebrauch. Von einem Spaziergang kann keine Rede mehr sein.« Die russischen Gefangenen geben ein Bild der Ruhe und einer ursprünglichen, jedoch noch nicht durchgeformten Kraft. Die Stadt Moghilew ist eine moderne Kasernenstadt, in der Schulenburg zum erstenmal auch westlichen Luxus antrifft. – Am 30. Juli erhielt Schulenburg das EK II.

Von Moghilew marschierte die Division, die in den vergangenen Kämpfen schwere Verluste, besonders bei dem Regiment 67 und 68 erlitten hatte, ostwärts in Richtung Roslawl. Am 1. August wurde sie Guderian unterstellt, wovon der Landser jedoch kaum etwas merkte. Für ihn war es gleich, unter welchem Oberbefehlshaber er seine müden Beine in dem langen, unendlichen Staub aufwirbelnden Heerzug vorwärtsbewegen mußte.

Bis zum 13. August kam es zu keinen größeren Gefechtshandlungen mehr. Bei Roslawl auf dem Wege nach Smolensk bezog das Bataillon ein Zeltlager, in dem es seine Zeit neben den üblichen militärischen Exerzitien, wie Appellen, Waffenreinigen, Waschen, Stopfen, Flickern, mit Latrinenbau, Ernteeinbringung, ausgedehntem »Organisieren und Requirieren und einem unaufhörlichen Bruzzeln und Schmurgeln« verbrachte. Dabei stellten die »Köche« Tobisch, Maggi Musset und Piepel Schönemann, Schulenburgs Meldegänger, zuweilen die seltsamsten Menus auf den Tisch, z. B. »Kartoffelklöße in Pudding- und Brausepulverpurée«. Im allgemeinen allerdings gab man sich mit einfacheren Gerichten zufrieden, wie Schweinebraten, Suppenhuhn, Milchreis – 187 Liter für hundert Mann – oder Buchweizenpfannkuchen mit Honig bestrichen. »Die Imkerei steht in Rußland auf großer Höhe«, bemerkt das Tagebuch dazu.

Schulenburg benutzte die Ruhe zum Schreiben und Lesen. Er las nachgesandte Zeitungen, Bücher über Rußland, »Deutsche Geschichte in Stichworten«, Faust II, Matthias Claudius, Bergengruen »Der spanische Rosenstock«, Münchner Lesebogen, Gmelin »Dschingis-Khan«, E. M. Arndt »Katechismus eines Wehrmanns« und noch einiges mehr. Außerdem ritt er mit Leutnant Constantin öfters aus, um die anderen Offiziere des Bataillons zu besuchen: Bronsart, Bussche, Hardenberg, Marquardt, Reichardt, Schmidt, Witzendorf.

Am Abend des 13. August rückte das Bataillon aus seinem Zeltlager ab, um nach einem Marsch von 20 Kilometern eine Vorpostenstellung in einem Dorf über dem Tal der Desna zu beziehen. Man löste dort eine ostmärkische Einheit ab, von der Schulenburg sagt: »Aus ihrer Art zu reden spricht mehr Ruhe und Gemütlichkeit als bei uns, aber auch sie kommen hin, wo sie hinwollen.«

In den Stellungen an der Desna blieb das Regiment, allerdings ein paarmal seitlich verschoben, bis zum 29. August. Zu größeren Gefechten kam es nicht, aber die verschiedenen Erkundungsvorstöße und die allnächtliche Spähtrupptätigkeit ermüdeten die Truppe sehr und forderten ständig Verluste, gerade unter den schneidigen Leuten. Schulenburg gesteht von sich selbst: »Sympathisch ist mir das Spähtruppgehen nachts, ehrlich gesagt, nicht... ich sehe nämlich noch schlechter als bei Tage.« Das Monokel vermochte diesen Mangel nur unvollkommen zu beheben.

In diesen Tagen stellte Schulenburg eine Berechnung über die Schlagkraft seines Zuges an, die zu keinem sehr befriedigenden Ergebnis führte. Der zahlenmäßige Verlust war nicht sehr groß; der Zug, der in einer Stärke von 42 Mann ins Feld zog, verfügte nach dem Eintreffen von 6 Mann Ersatz noch immer über 34 Mann. Von diesen 34 waren jedoch kaum die Hälfte wirklich gute Soldaten. Und so sah es mit kleinen Unterschieden im ganzen Regiment aus. Die Ursache lag nach Schulenburgs Meinung in der Praxis der ohnehin aufgeblähten Trosse und Stäbe, sich unter Benachteiligung der Kampftruppe die gewandtesten Leute auszusuchen. Dabei war die Ersatzlage für die Infanterie an sich schon schlecht, da nicht ihr, die noch immer die Hauptlast des Kampfes tragen und die größten Strapazen auf langen Märschen und in den feuchten und kalten Erdlöchern des Stellungskrieges ertragen mußte, sondern den technischen Truppen, der Marine, der Luftwaffe, den Panzereinheiten, der Waffen-SS die besten und gesündesten Leute zugewiesen wurden, die man dann auch noch bei der Verleihung von Auszeichnungen bevorzugte. Das mußte, falls der Krieg noch länger dauerte, zu gefährlichen Spannungen und Krisen führen.

Auch über das Verhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften machte sich Schulenburg immer wieder Gedanken: »Ich mache alles

mit Ruhe und möglichst wenigem Aufwand und lasse guten Leuten weitgehende Selbständigkeit.«

»Er kann es nicht vertragen, wenn er andere Leute in Ruhe sieht, will alles befehlen, alles kontrollieren, weil er allen mißtraut. Im Grunde ist er ein schwacher, entschlußloser Mensch, der sich künstlich durch scharfe Befehle stützt und sich äußere Autorität . . . zu verschaffen sucht, die er von innen nicht darstellen kann . . . Die Mannschaften mit ihrem guten Instinkt haben das längst durchschaut«, sagt er einmal von einem Offizier, und an einer anderen Stelle bei der Beschreibung eines Nachtmarsches:

»Das Fußvolk ist der Prolet des Heeres . . . der ausgezehrt und unter Anspannung seiner ganzen Kraft unter schwerer Last mühsam des Weges zieht. Alle Gegensätze der Uniform, der Fortbewegung fordern bittere Gefühle heraus, die ohne Hemmung herausplatzen. Und wenn der Vorgesetzte nun ein Vorgesetzter ist, der bei diesen Anstrengungen der Truppe noch formale Dinge bemängelt – wie Abstände usw. – und das Herz der Truppe nicht anspricht, wie Bibra das konnte, so gießt die Truppe die ganze Schale ihres bitteren Hohnes über ihn aus.«

Allerdings wußte Schulenburg, daß bestimmten Forderungen der Disziplin unter allen Umständen Geltung verschafft werden mußte, besonders dann, wenn es nicht um Äußerlichkeiten ging, sondern um die Bewahrung der Grundsätze eines sittlichen Soldatentums. So begrüßte er die Befehle, die jedes Plündern und willkürliches Requirieren unter Androhung harter Strafen verboten. So atmete er geradezu auf, als den wilden Gefangenen-Erschießungen, die nach der Auffindung bestialisch verstümmelter deutscher Soldaten eingesetzt hatten, durch einen Befehl des OKH ein Ende bereitet wurde. »Das Heer hat wieder rasch und entschieden seine Grundsätze klargestellt, ohne die es zerfallen muß«, schrieb er am 29. Juni in sein Tagebuch, nachdem er am Tage zuvor besorgt geäußert hatte: » . . . Alles andere (als Tötung im Kampf oder auf ausdrücklichen Befehl eines Vorgesetzten) beseitigt alle Hemmungen, und die losgelassenen Triebe können nicht wieder eingefangen werden.«

Ohne Disziplin konnte man nicht auskommen; Schulenburg räumte sogar ein: »Es muß wohl so sein, daß in dieser Rieseninstitution eine Gruppe von seelenlosen Kommißknochen nur für die lückenlose

Ordnung sorgt.« Entscheidend bleiben jedoch, zumal in Kriegszeiten, »Geist und Herz« des Offizierskorps, da allein sie die Institution von innen her in Bewegung setzen und ihr die Kraft zum Ertragen aller Strapazen und zum erfolgreichen Kämpfen verleihen können.

»Herz haben« heißt bei Schulenburg tapfer sein, ohne Furcht vor Menschen und ohne Furcht vor dem Tode – heißt bereit sein, ohne Verkrampfung und ohne Streben nach äußeren Ehren in jedem Augenblick das vor Gott und dem eigenen Gewissen Rechte und Notwendige zu tun. Wer das nicht kann, sollte aus der kämpfenden Front zurückgezogen werden.

»Herz haben« bedeutet zum anderen die Forderung, sich ans Herz der Männer, für deren Schicksal man als Führer verantwortlich ist, zu wenden und mit ihm »Kontakt« zu suchen. Ob das gelingt, hängt nun freilich nicht allein vom guten Willen ab, sondern hat als Voraussetzung eine angeborene Fähigkeit, die sich durch »Übung« steigern läßt. Schulenburg besaß, wie wir wissen, diese Fähigkeit und hat sie in all seinen verschiedenen Dienststellen bewußt geübt. Es nimmt daher nicht wunder, daß er nun auch als »Ein Leutnant von der Infanterie«, dessen Idealbild er zu Ehren seines gefallenen Freundes, des Lt. Constantin, und zur Nacheiferung für die jungen, schon von der NS-Ideologie verformten Offiziere in einem gleichnamigen, von seinem alten Bekannten Gotthold Müller bei Reclam herausgebrachten Bändchen gezeichnet hat,¹⁵⁹ das Herz seiner Leute gewann.

Selbstverständlich rühmt er sich dessen in seinem Tagebuch nicht, aber man spürt es an vielen kleinen Episoden, in denen er die Freuden und Nöte des Landsers, seine heimlichen Sehnsüchte, seine unartigen Pfiffigkeiten und seine tapfere und treue Zuverlässigkeit beschreibt. Wie sie miteinander standen, zeigt ganz unmittelbar ein von Schulenburg aufgezeichnetes Zwiegespräch.

Schulenburg, nachdem ein Nachmarsch abgesagt wurde: »Das Peinliche ist, daß wir jetzt nichts mehr zu meckern haben!« Darauf ein kesser Berliner: »Ach, Herr Leutnant, es wird sich schon noch etwas finden!« Und es fand sich auch, da das Abendessen dünn ausfiel. Im übrigen hat Schulenburg noch jahrelang Briefe von Angehörigen seines Zuges erhalten, deren Anrede »Lieber Herr Oberleutnant!« erkennen läßt, daß seine Forderung nach Distanz nichts mit Arroganz zu tun

hatte und einem menschlichen Vertrauensverhältnis durchaus nicht im Wege stand.

Am 30. August wurde das Bataillon alarmiert, weil der Russe beim links anschließenden Nachbarregiment 68 durchgebrochen war. Erst nach vier Tagen gelang es, den tiefen, unter dem Einsatz von 2 Divisionen und 2 Panzerregimentern erzielten Einbruch der Russen aufzufangen und nach der Ankunft von Reserven im Gegenangriff auszubügeln. Am 3. September waren die alten Stellungen über der Desna wieder erreicht.

Während der Schlacht kam es bei einzelnen deutschen Einheiten zu schweren Panikerscheinungen. Ohne Waffen, Koppel, Schuhzeug liefen Versprengte nach hinten und ließen sich nur unwillig zum Halten bringen und wieder gegen den Feind führen. Schulenburg nimmt als Ursache die allgemein verbreitete Angst vor der russischen Gefangenschaft an, mehr aber noch die Einwirkung einer Erziehung und Propaganda, die, nur auf Erfolg und Sieg eingestellt, die Soldaten innerlich nicht auf Fehlschläge und die Notwendigkeit einer scheinbar aussichtslosen Verteidigung vorbereitet hatte.

Vom 3. bis 8. September wieder Stellungskrieg an der Desna, mit Spähtrupptätigkeit von beiden Seiten, Feuerüberfällen der Artillerie und der Granatwerfer, kleineren Waldgefechten. Das Granatfeuer der Russen hatte zugenommen, ebenso die Aktivität der russischen Flieger, die entgegen allen optimistischen Meldungen in diesem Abschnitt und zu diesem Zeitpunkt sogar die völlige Luftherrschaft besaßen. Bei einem der Waldgefechte wurde Leutnant v. d. Bussche, Führer der 10. Kompanie, zum zweitenmal in diesem Krieg durch Brustschuß schwer verletzt. An seine Stelle trat Leutnant Graf v. d. Goltz, der Sohn des Rechtsanwalts Graf v. d. Goltz. Als Junker hatte Schulenburg ihn zum Regiment nach Südfrankreich gebracht und ihn klug und verständig, aber noch etwas weich gefunden. Jetzt traf er ihn wieder, »erst, eifrig, gewissenhaft und mit jugendlichem Feuer am Werke«; wenige Monate später mußte er dem Vater die Nachricht vom Soldatentod des Sohnes überbringen.

Am Abend des 8. September bezog die Kompanie Ruhequartier im Dorfe Makarowka, wo sie bis zum 16. blieb. Während dieser Zeit erhielt das Bataillon in Hauptmann Frankfurt einen neuen Komman-

deur, der einen frischen, energischen Eindruck machte. Er stellte sich der Truppe vor mit der Voraussage, daß man es in kurzer Zeit geschafft habe und zu Weihnachten wieder bei Muttern sein werde. Auch Schulenburg glaubte unter dem Eindruck der Einnahme von Kiew und Charkow, daß der Feldzug höchstens noch fünf Wochen dauern könne. Zugleich sah er allerdings auch mit Besorgnis zunehmende Ermüdungserscheinungen bei den Mannschaften, denen es vor dem russischen Winter graute, und die ersten ernsthaften Zweifel an der Wahrheit der Presse- und Rundfunkmeldungen aufsteigen.

Vom 17. September bis zum 1. Oktober rückte die Kompanie wieder in die Stellungen an der Desna ein, in denen in der Zwischenzeit zum Schutz gegen das feindliche Artilleriefeuer und einsetzenden Herbstregen flache Bunker errichtet worden waren. Mit Erkundungsvorstößen, der Bildung kleinerer Brückenköpfe über der Desna, der Festlegung der Angriffsstreifen für die Züge und Kompanien, des Einbaus schwerer Waffen wurden die Vorbereitungen für eine Offensive in Richtung der Rollbahn Smolensk–Moskau getroffen. Schon waren die Nächte sehr kalt, während es am Tage regnete oder schneite, was zu vielen Erkältungskrankheiten, besonders der Blase und der Nieren führte.

Am 2. Oktober um 4.30 Uhr begann der Angriff: »Das Artilleriefeuer tönt wie ein hämmerndes Konzert, schwillt an und ab in den verschiedenen Graden der Lautstärke und klingt vom grellen Bersten bis zum dunklen Krachen. Es ist so unabdingbar entschieden wie Beethovensche Musik. Es packt, wühlt auf, erregt: man strafft sich unter diesen Klängen, ist bereit für alles!«

Schon am ersten Tag überrannte die Division die ausgebauten Stellungen der Russen hinter der Desna und erzielte einen 15 Kilometer tiefen Einbruch. Unter ständigen, z. T. schweren Gefechten, bei denen auch der Zug Schulenburgs erhebliche Verluste erlitt, wurden die kleinen Flüsse Sucza und Ukra überschritten und am 10. Oktober die Rollbahn Smolensk–Moskau südlich der Wjasma erreicht. Während dieses Vormarsches machte das Regiment ungefähr 3000 bis 5000 Gefangene, von denen sich ein Teil, nachdem er anfänglich tapfer gekämpft, nach Verlust seiner Offiziere und Kommissare ziemlich schnell ergeben hatte. Offenbar fehlten Willen und Fähigkeit zum Handeln

aus eigenem Entschluß. Die Härte beim Ertragen von Entbehrungen jeglicher Art, die stoische Hinnahme von Verwundungen, Gefangenahme, Tod konnten diese Mängel nicht, noch nicht ausgleichen. Schulenburg glaubte daher weiterhin an ein baldiges Ende des Feldzuges.

Nach dem Übergang über die Wjasma am 12. Oktober bezog das Bataillon Ruhequartier im Dorf Solotarewka. Da die umliegenden Wälder voller Versprengter steckten, kam es in den folgenden Tagen zu einer Reihe von Säuberungsunternehmungen, bei denen zwar viele ältere Gefangene eingebracht wurden, die Truppe selbst aber fast mehr Verluste hinnehmen mußte als während der vorausgegangenen Angriffsschlacht. Der Kompanieführer, Oberleutnant Reichardt, wurde bei einem solchen Unternehmen verwundet und durch Leutnant Constantin, der gerade aus dem Lazarett zurückgekommen war, ersetzt.

Am 18. Oktober wurde bekannt, daß der beliebte Hauptmann Frankfurt in der Führung des Bataillons durch Hauptmann Arnim-Friedensfelde, einen entfernten Vetter Schulenburgs, von den Mannschaften seines gelblich-hageren Aussehens wegen nach dem Mumienritter in Neustadt a. d. Dosse »Kahlebutz« genannt, abgelöst werden sollte. »Arnim erzählt, daß bis jetzt neun Arnims gefallen sind. Genauso viel wie im Weltkrieg. Der Adel bringt wieder seine Blutopfer. Solange er das tut, hat er noch sein Daseinsrecht als staatstragende Schicht.«

Nachdem das Regiment am 19. und 20. Oktober über Wjasma noch rund vierzig Kilometer, durch Schlamm und Nässe stark behindert, nach Osten marschiert war, kam es bis zum 6. November, nur ein paarmal in ein anderes Dorf verlegt, in Ruhequartiere. Die Division, die, wie die Truppe erst jetzt erfuhr, an der großen Kesselschlacht Wjasma-Bryansk mit ihren 650 000 Gefangenen teilgenommen hatte, war Heeresreserve geworden.

Trotz der Ruhetage, die Schulenburg mit Lesen, Schreiben und politischen Meditationen auszufüllen verstand, nahmen bei der Truppe die Ermüdungserscheinungen zu. Dreck, Nässe, Läuseplage, das immer häufigere Ausbleiben von Post und Verpflegung, die durch den Schlamm nicht herankamen, und nicht zuletzt die betrogene Hoffnung auf das Ende des Feldzuges drückten auf das Gemüt. Der Routine-

Dienstbetrieb konnte das »Versauern der Leute« nicht verhindern und das um so weniger, als eine »mechanische Personalpolitik«, die nur nach Ranglisten und Dienstalter verfuhr, nicht die richtigen Menschen an die richtigen Plätze zu stellen verstand.

Nach Schulenburgs Meinung durften Truppenoffiziere, die das Vertrauen der Mannschaften besaßen, nicht zu häufig ausgewechselt werden, da auf diesem Vertrauen letztlich Leistung und Erfolg der Truppe beruhten. Nun aber mußte er erleben, wie Anfang November bei seinem II. Bataillon innerhalb von zwei Tagen vier Kommandeure einander ablösten. Nach den Hauptleuten Frankfurt, von Arnim und einem von weither geholten Major Schmidt blieb am Ende der aus einem Zwangskuraufenthalt zurückgekehrte, wenig beliebte und geachtete Oberstleutnant v. W. . . Schulenburgs Zorn machte sich in heftigen, vielleicht nicht ganz gerechten Äußerungen gegen den verantwortlichen Vorgesetzten Luft: »Warum löst man diesen unfähigen Divisionskommandeur nicht ab . . . ? Die Division ist zur Zeit ein führerloses Schiff!«

Am 5. November traf der Befehl ein, Schulenburg zum Sonderstab R (Rußland) nach Berlin in Marsch zu setzen. Er sollte Generalkommissar in Kiew werden. Die Nachricht kam nicht überraschend. Schon Ende August hatte ihm der Landeshauptmann von Wedelstädt geschrieben, daß in den Berliner Ministerien an seine Verwendung als Regierungspräsident in Düsseldorf oder als Generalkommissar in Kiew gedacht würde. Schulenburg hatte daraufhin zwei Tage und zwei Nächte um einen Entschluß gerungen und auch mit seinem Kameraden Wilfried Hardenberg alles Für und Wider unter genauer Prüfung der politischen Gesamtsituation gründlich überlegt und durchgesprochen.

Die Stellung in Düsseldorf reizte ihn wenig: »Dort verläuft alles im festgefahrenen Geleise, gilt als kostspielig; politisch spielt im Altreich der verrückte Gegensatz Partei – Staat eine wichtige Rolle, der Westen und die rheinische Zivilisation liegen mir im Grunde wenig . . . Auf der anderen Seite lockt der Osten . . .«

Kann, soll, darf man dieser Lockung nachgeben? Da waren zunächst einmal Fortgang und möglicher Ausgang des Krieges zu bedenken. Schulenburg kam zu folgendem Schluß:¹⁶⁰ »Das Mutterland England wird nach meinem beschränkten Untertanenverstand weder zu Wasser, noch zu Luft, noch zu Lande auf die Knie gezwungen werden.« Auch

der deutsche »Angriff auf die englische Position in Afrika und Vorderasien wird zwar Einzelerfolge erzielen, aber (bei den Nachschub-schwierigkeiten und dem Materialmangel) die Position im ganzen nicht aus den Angeln heben.« Umgekehrt glaubt Schulenburg auch nicht an die Möglichkeit eines englisch-amerikanischen Sieges und hofft daher, daß »in einem bestimmten Zustand der Ausblutung« die Völker die Sinnlosigkeit ihres Kampfes um die »Windmühlenflügel« der politischen Systeme und Ideologien einsehen und zu einem Verständigungsfrieden à la Hubertusburg bereit sein werden, etwa 1943.

Sehr viel anders sieht Schulenburg die Entwicklung im Osten. Zunächst rechnet er – Ende August – mit der Einnahme von Lenin-grad, Moskau und dem Donezbecken bis Mitte Oktober und mit Beendigung des Feldzuges bis spätestens Weihnachten. Dann wird es eine russische Wehrmacht als Instrument großer Operationen nicht mehr geben, so daß auch die deutschen Truppen zugunsten der industriellen Produktion und des wirtschaftlichen Aufbaus in den besetzten Gebieten in großem Umfang verringert werden können. Das ist jedoch nur die militärische, für Schulenburg unwichtigere Seite der Angelegenheit. Sein Standpunkt zu dem Problem Rußland wird von der Überzeugung bestimmt, daß hier auf das deutsche Volk eine große Aufgabe und eine große Gelegenheit wartet. Es geht um die Befreiung der russischen Völker vom Bolschewismus, es geht aber auch um die Herausführung des eigenen Volkes aus der Not und Enge des deutschen Raumes, damit es sich an der Kraft und Weite des Ostens erneuere. Als Endziel taucht vor Schulenburg der »europäische Großwirtschaftsraum mit östlichen Aufbaugebieten« auf, in dem Bolschewismus und »parasitärer Kapitalismus« in einer »Gemeinschaftsordnung« überwunden sein werden. »Dann wird unter den stürmischen Wehen der Neugeburt aus den Trümmern des Krieges ein erneuertes Europa erstehen.«

Man sieht, das sind Vorstellungen, die in jenen Jahren inner- und außerhalb der NSDAP im deutschen Volk weit verbreitet waren. Schulenburg folgte hiermit allgemeinen Ansichten und Tendenzen, so wie er auch bei seiner Beurteilung des Bolschewismus die allgemein üblichen Maßstäbe unter Einschluß gewisser, von der Propaganda ständig wiederholter Fehlteile anlegte. Wenn er auf vielen Seiten

seines Tagebuchs Not, Elend und Armut in den russischen Dörfern allein aus den Mängeln des Systems oder aus der Unfähigkeit des russischen Menschen zur Höherentwicklung aus eigener Kraft herleitet, so bedachte auch er weder das geschichtlich bedingte und erklärbare west-östliche Zivilisationsgefälle noch die Relativität solcher Begriffe wie Armut, Elend, Not.

Die verhängnisvolle Wirkung einer einseitigen, aus politischer Gegnerschaft nur negative Fakten übermittelnden Nachrichtenpolitik zeigt sich besonders deutlich an der Tagebucheintragung vom 6. August: »Wir ziehen durch Dörfer. Vor jedem Haus ein Haufen Kinder. *Da das Sowjetsystem nicht nach Kindern verlangt*, offenbart sich hier die urhafte, natürliche Kraft des slawischen Volkstums!« Selbst Schulenburg, dem in seiner Stellung mehr Informationsmöglichkeiten offenstanden als dem gewöhnlichen Staatsbürger, weiß zu diesem Zeitpunkt also nicht, daß die ersten libertunistischen oder anarchistischen Ehegesetze der Sowjetunion bereits seit einem halben Menschenalter nicht mehr in Geltung sind, daß Kinderreichtum unter Berufung auf einen angeblichen oder tatsächlichen Ausspruch Lenins: »Die russische Mutter ersetzt in einer Nacht die Verluste von zehn Jahren Bürgerkrieg!« in Presse, Film, Broschüren unaufhörlich propagiert wird, daß eine Organisation »Mutter und Kind« schon lange vor der nationalsozialistischen Organisation gleichen Namens gegründet worden ist, vielleicht sogar das ungenannte Vorbild für jene geliefert hat.

Während aber andere mit ihrem Nichtwissen sich zufrieden gaben oder, ideologisch verklemmt, nicht mehr wissen wollten, bemühte sich Schulenburg eifrig um die Erweiterung seiner Kenntnisse. Fast auf jeder Seite seines Tagebuches finden wir seine Beobachtungen und Bemerkungen zu dem Thema »Bolschewismus und Sowjet-Union«. Freilich war der Beobachtungsraum Schulenburgs sehr begrenzt, da der Vormarsch der 23. Division fast nur durch landwirtschaftlich genutzte Gebiete führte und von dem industriellen Aufbau in der Sowjetunion seit 1917 so gut wie nichts sehen ließ. Schulenburgs Aufzeichnungen schildern daher zumeist bäuerliche Verhältnisse, die er bei aller Gegnerschaft zum Sowjetsystem mit dem Willen zur Objektivität betrachtet und darstellt.

So schreibt er schon in den ersten Tagen nach dem Einmarsch in die

ehemals ostpolnischen Gebiete, deren polnische Bevölkerungsteile in ihrem uralten Haß gegen die Russen jede nur denkbare Anklage vorbringen, angesichts eines ausgezeichnet eingerichteten dörflichen Entbindungsheimes und zahlreicher ärztlicher Beratungs- und Behandlungsstationen den nüchtern-sachlichen Satz: »Überhaupt scheinen die Bolschewisten für die allgemeinen Einrichtungen auf dem Lande verhältnismäßig viel Geld auszugeben.« Seine Objektivität bewahrt er sich auch in den folgenden Wochen. Er registriert schlecht und gut bestellte Felder. Er berichtet von armseligen Hütten mit nur einem Wohnraum für fünf, acht und mehr Menschen und von großen, sauberen Bauernhäusern mit Holzschnitzereien und gemalten Doppelfenstern. Er macht Besuch bei einem Popen, der offenbar kein besonders würdiger Vertreter seiner Kirche und seines Glaubens ist, und er erzählt von dem Zusammentreffen mit einem alten langbärtigen Bauern, den er durch einen Dolmetscher fragen läßt, »ob die Bolschewisten sie mit Zwang davon abgehalten hätten, ihrer Religion treu zu bleiben. Darauf er, ruhig und warmherzig lachend: ›Zwang? Wieso? In der Bibel steht doch geschrieben: Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen!‹«

Er zeichnet sorgfältig das Abgabesoll der Kolchosbauern auf und vermerkt zugleich, wie sich die Erlaubnis, Gemüse selbst verbrauchen zu dürfen, in der Anlage großer und gut gepflegter Gärten auswirkt. Er sieht die zum Getreidespeicher entweihte Kirche und die Ikonen in den Stuben neben den Bildern von Lenin und Stalin, die väterlich und bieder männlich dreinschauen.

Wichtiger noch als die äußeren Verhältnisse sind Schulenburg die Menschen; freilich, auch hier kommt er nur zur Aufzählung sehr verschiedener Eigenschaften, die sich zu keinem einheitlichen Bild zusammenfügen lassen. Die russischen Soldaten sind zäh, tapfer, aber auch listig, verschlagen, grausam. Die russischen Mädchen bald scheu, bald freundlich und immer seelisch sauber, die russischen Frauen fleißig, mütterlich und nicht ohne Selbstbewußtsein. Den größten Eindruck macht auf Schulenburg bei Männern, Frauen und Kindern die noch ungebrochene Naturkraft. Er kommt in ein Bauernhaus, in dem fünfzehn Menschen, darunter zehn Kinder, nur oberwärts bekleidet, mit nacktem Popo auf dem Lehmfußboden schlafen. Er beobachtet Frauen,

die ihrem Säugling fast stündlich die Brust reichen. Von den Ärzten hört er, daß die Bevölkerung, obwohl sie teilweise schon seit Wochen nur von Gemüse und Gurken lebt, sich in einem guten Gesundheitszustand befindet. »Wenn auch Armut und Unordnung über alle Maßen gehen«, schreibt er am 2. August, »so überwältigt doch die urhafte Kraft, mit der gerade in diesen niedrigen Verhältnissen Leben geboren wird und Leben sich durchbeißt.«

Ein Volk von solcher Kraft kann nicht durch Tschekamethoden gewonnen oder auch nur auf die Dauer in Schach gehalten werden. Schon die Vernunft mußte zu solcher Einsicht zwingen, sofern es nicht christliches und menschliches Gewissen taten. Schulenburg entschloß sich in jenen Augusttagen, einem Ruf nach Kiew Folge zu leisten. Er war bereit, für die deutsche Aufgabe im Osten, »die der Arbeit eines Menschenlebens schon wert ist, das seine in die Waagschale zu werfen«. Doch zunächst mußten, und hier trennen sich seine Wege von denen der offiziellen nationalsozialistischen Politik, bestimmte Voraussetzungen und Bedingungen erfüllt sein. Da ist zunächst die Frage: »Wieweit kann ich – was sehr wesentlich, wenn nicht entscheidend ist – über die Personalien entscheiden?« An sie knüpft sogleich die zweite Frage an: »Wieweit betrachtet man die Ukraine als Beuteobjekt für Beutehungrige?« Eine solche Politik kann und will er nicht mitmachen. Im Gegenteil »muß unser Regiment den Völkern, die unter unserer Führung stehen, ihre völkische Eigenart, die Freiheit, sich politisch, kulturell zu entfalten, ungehindert lassen und über ihr das Fundament einer neuen Ordnung errichten . . . und zwar mit möglichst wenig Apparat und Zwang . . .«

Diese Gedanken kehren in kleinen Abwandlungen und Schattierungen bei vielen Gelegenheiten wieder: »Außerdem kann man in einem Land, das gerade vom Bolschewismus befreit ist, nur nach Grundsätzen regieren, die den bolschewistischen entgegengesetzt sind. Eigentum, Freiheit der Person, der Meinungsäußerung, der Religion sind da die unabfindbaren Elemente der Politik.« Schulenburg begreift darum auch nicht, weshalb die deutsche Verwaltung, wenn sie schon aus kriegswirtschaftlichen Gründen die Kolchosen nicht sofort auflösen kann, den russischen Bauern nicht wenigstens ein Teil-Eigentum und das Recht zur Selbstverwaltung ihrer Kolchose gibt. »Hier können

wir wirklich Liebe erwerben und erobern sie mit deutscher Ordnung und Gerechtigkeit unfehlbar sicher«, meint er dazu.

Mit dem »Liebe erwerben« ist es ihm ernst, man spürt es an Sätzen, mit denen er das Gegenteil schildert: »Eine Reihe von Landsern neigt dazu, zu rauben, zu zerstören und die Russen schlecht zu behandeln. Es handelt sich da nicht nur um Ausnahmefälle, in denen die böse Art einzelner zutage tritt, sondern hier frißt schon die zerstörende Gedankenwelt um sich, die im besetzten Land in Menschen und Dingen nur Gegenstände hemmungsloser Ausbeutung sieht.« Wenn dem nicht Einhalt geboten wird, »würde die innere Grundlage einer vernünftigen Politik hier im Osten entfallen. Wir würden dann nicht als Befreier vom Bolschewismus auftreten, sondern nur als eine andere Form von Bolschewisten, denn die Mittel der Herrschaft: Zwang, Terror ohne Rücksicht auf Person und Eigentum wären die gleichen.« Wer aber soll Einhalt gebieten? Schulenburg sagt es nicht mit deutlichen Worten, doch zwischen den Zeilen wird die Hoffnung sichtbar, daß die Zwangsläufigkeiten einer allein von der Sache her bestimmten Ostpolitik auch das Maß für die deutsche Innenpolitik geben müssen und werden.

»Dazu gehört, daß wir im Innern mit allem aufräumen, was nicht diese höhere [im Osten von ihm geforderte] Ordnung darzustellen vermag an Menschen und Einrichtungen. Daß wir die besten Männer in die besetzten Gebiete zu unseren Schutzvölkern entsenden, Männer von sachlichem Können, persönlicher Sauberkeit und überlegenem Menschentum.« Dazu gehört dann aber auch die endliche Verwirklichung der Liebblingsidee Schulenburgs, der großen Verwaltungsreform. »Die Zeit der großen Verwaltungsreform ist gekommen. Unser gesamter schreibender, registrierender und verwaltender Apparat in Verwaltung und Wirtschaft ist überkompliziert; übersetzt an Organisation und Menschen, überschneidet er sich vielfach. Die gesamte Organisation muß reformiert werden mit dem Ziel, zu dezentralisieren, zu vereinfachen, überflüssige Reibungen auszuschalten . . . Die Doppelorganisation von Partei und Staat auf den sachlichen Arbeitsgebieten muß verschwinden, die besten Männer müssen im Staate an das Ruder . . .«

Aus manchen dieser Formulierungen könnte man schließen, die Hoffnung Schulenburgs auf einen Wandel der deutschen Politik im

Zuge der Ostpolitik, auf solch Aufräumen im Innern, habe auch die Hoffnung in sich beschlossen, der Wandel lasse sich ohne gewaltsamen Eingriff dank der Einsicht einiger vernünftiger Vertreter des Regimes erreichen. Wenn dem so war – und sicher hat es bei Schulenburg wie bei den meisten Angehörigen des »Widerstandes« gewisse Meinungs-schwankungen gegeben, die in den Monaten des Rußlandfeldzuges aus der geistigen Atmosphäre des Frontsoldaten heraus besonders stark gewesen sein mögen –, so sind ihm diese Hoffnungen sehr schnell zer-schlagen worden.

Nachdem er am Abend des 5. November von jedem einzelnen Mann seines Zuges nicht ohne tiefe Erschütterung Abschied genommen hatte, meldete er sich am 6. November beim Regiment und der Division ab und fuhr am Abend nach dem Flugplatz Chatsk, wo jedoch wegen eines Schneesturms der Flugbetrieb eingestellt war. Da dieser Sturm auch am nächsten Morgen noch anhielt, wurde einem dicklichen Zahlmeister der Befehl gegeben, Schulenburg nach Smolensk in seinem Auto mitzunehmen. »Sein Widerspruch, daß er keinen Platz habe, wird nicht beachtet; mit Recht, denn er hatte die Hintersitze seines Wagens nur mit eigenen Koffern belegt.« Kurz hinter Chatsk fuhren sie am Regiment 67 vorbei, das an der Straße wartete.

»Noch einmal umfängt mein Blick die Gestalten der Offiziere und Soldaten. Die Gesichter sind nach zwanzig Wochen Feldzug gebräunt und hager, die verschlissenen Uniformen flattern im heulenden Schneesturm um ihre Leiber. Doch lese ich in ihren Gesichtern nur Ruhe und eine unerschütterliche Haltung. Dies letzte Bild der Fronttruppe in ihrer männlichen Gelassenheit prägt sich mir unauslöschlich ein.«

In Smolensk wurde Schulenburg von Graf Carl-Hans Hardenberg¹⁶¹ im Gästeschlafwagen des Befehlshabers der Heeresgruppe Mitte untergebracht und »wunderbar bewirtet und verwöhnt«. Am nächsten Tag unterhielt er sich im Beisein Hardenbergs mit Oberst v. Treskow, den er, wie sich aus einer früheren Bemerkung des Tagebuchs ergibt, schon seit längerer Zeit gut kannte. Treskow konnte die Zuversicht der beiden auf ein Ende des Krieges noch vor 1942 nicht teilen. Generalfeldmarschall v. Bock, dem Schulenburg ebenfalls vorgeführt wurde, machte auf diesen wegen seiner mißgünstigen Äußerungen über die Leistungen der benachbarten Heeresgruppen keinen

restlos erfreulichen Eindruck, wenn er auch intelligent und liebenswürdig genannt wird.

Über Lötzen, das er mit dem Flugzeug erreichte, fuhr Schulenburg am 9. 11. nach Königsberg. Dort besuchte er, mit Freuden aufgenommen, die Familie Kessels, die er 1933 zu ihrem Schutz aus Recklinghausen nach Königsberg geholt hatte, und die Gräfin Carmen Dohna. Bei Koch, dem künftigen Reichskommissar der Ukraine, meldete er sich zu einer Unterredung an. Unter dem 11. November trägt er in sein Tagebuch, das mit dieser Bemerkung abschließt, ein: »Unterhaltung mit Koch!« Über Inhalt und Ergebnis kein Wort; als er jedoch am 14. November bei seiner Familie in Breslau eintraf, berichtete er, daß er das Generalkommissariat in Kiew abgelehnt habe. Als Grund gab er rund eindreivierteil Jahre später dem Verfasser gegenüber an: »Ich war nicht bereit, für sie den Henker zu spielen!«

In Breslau blieb Schulenburg bis zum 7. Dezember. Während dieser Zeit fuhr er mit der Familie für einige Tage zu seinem Bruder nach Tressow, besuchte seine schlesischen Freunde und empfing viel Besuch. Vom Regiment erhielt er das EK I nachgesandt. Nach Abschluß des Urlaubs kehrte er zum Ersatzbataillon in Potsdam zurück. Wie es ihm gelungen war, sich der Anforderung des Sonderstabes R zu entziehen, der ja auch noch andere Positionen wie jene in Kiew zu vergeben hatte, und abermals zur Wehrmacht zu emigrieren, ließ sich nicht feststellen. Wir wissen auch nicht, was er beim Ersatzbataillon tat. Sicher hat ihn der militärische Dienst nicht sehr in Anspruch genommen, so daß er sich mit neuer Aktivität und neu gewonnenen Erfahrungen der Politik widmen konnte. So erinnert sich Dr. Keßler, daß Schulenburg in diesen Wochen seine über das Reich verstreuten politischen Freunde veranlaßte, ihn bei Dienstreisen nach Berlin aufzusuchen. Während eines solchen Besuches, bei dem Fragen der Verwaltungsorganisation, der Personalpolitik und des Nachrichtendienstes erörtert wurden, erfuhr Dr. Keßler zum erstenmal von einem Umsturzplan, der von der gewaltsamen Beseitigung Hitlers ausging. Im Erfolgsfall sollte die innere Gewalt zunächst dem Chef des Ersatzheeres übertragen werden.

Eine Tagebuchnotiz Ulrich von Hassels berichtet über eine Unterredung bei Popitz am 21. 12. 1941, in deren Verlauf Schulenburg jenen bereits erwähnten leidenschaftlichen Angriff gegen alle auf eine

monarchistische Restauration unter dem Kronprinzen zielenden Pläne führte und damit »in die gleiche Kerbe hieb« wie die übrigen »Junioren« Yorck, Guttenberg, Moltke, Trott.

»Mein Weg führt in Bereiche, in denen man bequemer leben kann. Meine Sache ist es, ob es ein harter Weg werden wird oder ein bequemer«, hatte Schulenburg am Abend des 7. November in Smolensk in sein Tagebuch geschrieben. Hassels Bemerkung zeigt, daß Schulenburg, wenn es um seine Überzeugung ging, es weder sich noch auch den Freunden der Widerstandsbewegung bequem zu machen gedachte.

14 Auf der Suche nach Gleichgesinnten

Ende Januar 1942 wurde Schulenburg nach Beurlaubung durch die Wehrmacht ins Reichswirtschaftsministerium berufen, wo er den Auftrag erhielt, »in längstens zwei Monaten Maßnahmen vorzuschlagen und einzuleiten, durch die der Personalbestand bei den Reichsstellen des Reichswirtschaftsministeriums auf etwa die Hälfte der damaligen Gefolgschaftszahl von rund 5480 Gefolgschaftsmitgliedern gesenkt werden konnte«. Da 972 zur Wehrmacht eingezogene oder in die besetzten Gebiete abkommandierte Gefolgschaftsmitglieder als bereits freigestellt angerechnet werden durften, lautete die Aufgabe konkret dahin, »etwa 1500 Arbeitskräfte entweder durch Lösung des Arbeitsverhältnisses oder durch Freigabe für die Wehrmacht aus den Reichsstellen herauszuziehen«.

Am 8. April erstattete Schulenburg dem Staatssekretär Dr. Landfried einen 18 Seiten umfassenden Abschlußbericht.¹⁶² Dieser Bericht und die ihm beigefügten Weisungen an die Leiter der Reichsstellen liefern aufs neue einen Beweis für die Fähigkeit Schulenburgs, sich in erstaunlich kurzer Zeit einen gründlichen Einblick in komplizierte Verhältnisse zu verschaffen, die daraus erwachsenden Aufgaben zu erkennen und mit sicherer Hand anzupacken und zu lösen. Auch scheinbar geringfügige Einzelheiten wußte er festzustellen, so etwa

die Anzahl der bei den Reichsstellen beschäftigten Boten, die bei gleichem Arbeitsanfall jeweils zwischen zwei und fünfzehn variierte, oder die Versuche verschiedener Reichsstellen, sich für freigestellte Gefolgschaftsmitglieder Ersatzkräfte bei den Arbeitsämtern zu beschaffen.

Letztlich aber beruhte der Erfolg seiner Tätigkeit auf der Anwendung der von ihm stets vertretenen Grundsätze: Dezentralisierung der Verantwortung, klare Festlegung der Zuständigkeiten, rationelle Ordnung des technischen Apparates unter Verzicht auf alle bürokratischen Kinkerlitzchen wie Aktenkarussell, doppelte oder dreifache Ablage, überflüssige Kontrollen, überflüssiges, den Geschäftsgang belastendes Formelwesen. Das Wichtigste für Schulenburg blieb immer die Auswahl und, da deren Möglichkeiten im Krieg beschränkt waren, die Erziehung und Lenkung der Angestellten und Beamten. Es ist anzunehmen, daß die Denkschrift:¹⁶³ »Arbeiten wir richtig?«, aus der wir schon früher Auszüge brachten, während seiner Tätigkeit im Wirtschaftsministerium entstanden oder wenigstens konzipiert worden ist.

Ende April konnte Schulenburg zum Stab seines Potsdamer Regiments zurückkehren. Von dort schrieb er am 23. an seine Frau, die Ende März mit den Kindern wieder nach Trebbow übergesiedelt war, einen Brief, der nichts mehr von der im Grunde doch immer noch züversichtlichen Stimmung zeigt, die sein Kriegstagebuch erfüllt.

»Ich genieße die verhältnismäßig ruhigen Tage und habe viel Zeit, nachzudenken. Was steht vor uns? Ich glaube, daß wir in schwere Zeiten hineingehen, voller Not und Gefahr für das Volk wie für den Einzelnen. Manchmal wird der Ausblick so düster, daß man glaubt, hinter diesem Dunkel lauere unmittelbar der Abgrund, dem wir unaufhaltsam entgegengehen, wie magisch angezogen. Und nirgends ein Ausweg, nirgends ein Ansatz, sich aus dieser Verstrickung zu befreien. Man sinnt und späht und denkt und sieht nirgends ein Licht, das in die Finsternis hineinleuchtet und Wege weist. Und doch fühle ich tief in meinem Innern mein Herz die Antwort geben, die der Verstand vergebens sucht. So gewiß Gott dieses Volk nach dem tiefen Fall 1918 nicht hat versinken lassen, so gewiß erschüttert er es durch tiefste Schuld, Gefahr und Not, damit es, von den Schlägen des Schicksals

am härtesten betroffen, sich tief innen besinne, die wahren Kräfte des Wesens erwecke, sich wandle und dann sich reiner erhebe. Das sagt mir mein Herz, und mein Herz hat recht.«

Wie es zu diesem Stimmungswandel kam, läßt sich aus der Situation heraus nicht allzu schwer erklären. Die ihm in seiner Stellung reichlich zufließenden Informationen über die, trotz der Eroberungen im Osten, unaufhaltsam fortschreitende Verschlechterung der Wirtschaftslage, über die unheimlich emporschnellenden Verluste der Wehrmacht, über die ganz und gar unsinnige Politik gegenüber den vom »Bolschewismus befreiten« Russen, Ukrainern, baltischen Völkern, über die Judenverfolgung, über den wachsenden Gesinnungs- und Gewissenszwang im eigenen Land haben dabei sicher ebenso eine Rolle gespielt wie das Bewußtsein, für den Augenblick an all diesen unerfreulichen und bedrohlichen Erscheinungen nichts ändern zu können.

Was bedeutete schon die in zweimonatiger Arbeit erreichte Einsparung von 1500 Menschen angesichts der Tatsache, daß seit Beginn des Ostfeldzuges die Wehrmacht monatlich mindestens 100 000 Mann Ausfälle hatte? Was half es, daß an vielen Orten sich tapfere Leute der moralischen Verwilderung entgegenstimmten und durch verdoppelte Pflichterfüllung innerhalb ihres Arbeitsbereiches der allgemeinen Auflösung entgegenzuwirken versuchten, wenn die Verwilderung und Auflösung von oben her geradezu befohlen wurde? Dazu kamen bei der Widerstandsbewegung selbst die Unsicherheit und Zwiespältigkeit der Auffassungen über die einzuschlagenden Wege bis und nach einem Umsturz und das Fehlen eines Machtinstrumentes. Nur die Wehrmacht, die Generale, konnten das Machtinstrument zur Verfügung stellen. Aber die meisten der Generale waren im Frühsommer 1942 aus den verschiedensten Gründen, verständlichen und unverständlichen, höchst ehrenhaften und sehr opportunistischen, für die Verschwörer nicht ansprechbar.

Jene Generalsgruppe, die 1938 und dann wieder im Winter 1939/40 vor dem Angriff im Westen – ob Schulenburg damals eingeweiht oder beteiligt war, ist ungewiß – zum Handeln bereit gewesen war oder wenigstens mit solcher Bereitschaft geliebäugelt hatte, war nicht mehr aktionsfähig. Brauchitsch, Hammerstein, Hoepner, Witzleben waren kaltgestellt worden. Bei Hammerstein, der durch die Vermittlung von

Habermann und Kaiser gute Beziehungen zu früheren Gewerkschaftsführern besaß, machten sich dazu schon die ersten Anzeichen seiner tödlichen Erkrankung bemerkbar. Zu Halder hatte man auf Grund seiner schwankenden Haltung das Vertrauen verloren; überdies war er in seiner Stellung als Chef des Generalstabs räumlich ziemlich isoliert und ohne unmittelbare Befehlsgewalt über einsatzfähige Truppenverbände. Der Satz Schulenburgs: »Und nirgends ein Ausweg, nirgends ein Ansatz, sich aus dieser Verstrickung zu befreien« erscheint daher nur allzu begründet.

Es war jedoch nicht Schulenburgs Art, in Resignation zu verharren. Wir können zwar nicht beweisen, daß er den Befehl vom 27. Mai, sich zum Armeestab von Manstein auf der Krim zu begeben, selbst erwirkt hat; jedenfalls kam der Befehl ihm sehr gelegen, um – wie er dem Verfasser erzählt hat¹⁶⁴ – die allgemeine Stimmung an der Front zu erkunden und darüber hinaus festzustellen, ob man die Führung der 11. Armee, Manstein und Richthofen, für die Pläne der Verschwörer gewinnen könnte. In einem unterwegs geschriebenen Brief heißt es: »In der Bahn fuhr ich mit Offizieren verschiedener Waffen zusammen. Es sind nicht mehr die beschwingten Sieger, die ich in Frankreich 1940 vorfand, nicht mehr die unbeschwerten Jünglinge und Männer im Vorgefühl glänzender Siege, daher auch keine äußere Begeisterung, kein Rausch, kein leichtfertiges Wort. Von den vergangenen Kämpfen wird nüchtern und sachlich gesprochen. Und aus allem spricht das Lob des einfachen Soldaten . . .«

In Poltawa besucht er seinen Freund C. H. Hardenberg beim Stab der Heeresgruppe v. Bock, in einer ungenannten Stadt am Dnjepr seinen Korpsbruder Wrangel, den Leiter der Militärverwaltung für das besetzte Gebiet im Operationsbereich der Heeresgruppe Süd. Auf dessen Informationen dürfte die in einem Brief vom 1. Juni enthaltene Schilderung zurückgehen:

»Das Volk an sich sehr beeindruckt durch deutsches Können, deutsche Leistungen, aber schon vielfach enttäuscht durch die widersprechenden Maßnahmen der verschiedenen Stellen. Los vom Bolschewismus wollen sie [die Ukrainer] auf jeden Fall, im übrigen aber Selbstständigkeit. Russische Propaganda arbeitet damit, daß wir viel versprechen, aber praktisch das Volk in eine neue Sklaverei führen. Das

Schulwesen, das bei den Bolschewisten fabelhaft aufgebaut war, ist bei uns nahezu abgebaut.«

Während der tagelangen Eisenbahnfahrt las er im übrigen – und das erscheint charakteristisch für seine Fähigkeit, gegebene Situationen in ihrem Wesensgehalt zu erfassen, indem er sich über sie erhebt – mit Genuß »Gullivers Reisen«.

Nach neuntägiger Reise traf er am 5. Juni im Stabsquartier Mansteins, fünfzehn Kilometer vor Sewastopol, ein. Seinen ersten Eindruck schildert ein Brief vom gleichen Tage:

»Offiziere, bunte Gesellschaft, natürlich manche Sinekuren dabei. Alle äußeren Dinge sind wohlgeordnet, fast etwas zu wohl. Reichliches Essen, reichlich Kaffee, Wein, Zigaretten, Zigarren. Alles etwas zu reichlich. Gewiß, es ist verführerisch, daß man beim Stab leichter an alles herankann. Man soll sich aber im Lebensstil nicht zu weit von der Front entfernen!« Vierzehn Tage später heißt es: »Der Herkules, der die Etappe ausmistet, ist noch nicht gefunden!«

Am 8. Juni meldete er sich bei Manstein, »der ausgesprochen nett und freundlich war«, auf dessen Gefechtsstand und wurde dem Ic, Major Eismann, zugeteilt, um bei der Gefangenenvernehmung und der Auswertung von Feindnachrichten mitzuwirken.

Schulenburg empfand diese Tätigkeit beim Stab »ungemein lehrreich«, auch bewunderte er die überlegene Ruhe, mit der Manstein, sein Chef des Stabes und der Ia ihr Kriegshandwerk ausübten. »Von diesen Männern wird jede Hiobsnachricht gelassen hingenommen, als handele es sich um etwas Erwartetes, und sofort in die Berechnungen einbezogen und dann gegengezogen wie im Schachspiel.« Freilich, sein »Herz ist an der Front, ist beim Landser. Mich überfällt zuweilen ein seltsames Gefühl, wenn man daran denkt, daß die Landser wenige Kilometer von hier, nur durch ein paar Täler getrennt, in Feuer und Dreck liegen, hungernd und unter heftigstem Artilleriefener Tage und Tage kämpfend, während man selber, wenn auch arbeitend, wie in der Sommerfrische lebt.«

Nach dem Fall Sewastopols am 1. Juli 1942 fuhr Schulenburg mit Manstein und dem Ic zu den Kampfdivisionen, um sich auf eine Führung ausländischer Pressevertreter über das Schlachtfeld vorzubereiten. Auch die alten Gotenburgen und Tatarenschlösser wurden besucht; bei

dieser Gelegenheit ist Schulenburg offenbar nochmals mit dem »orientalischen Satrapen« Koch zusammengetroffen.¹⁶⁵ In ausgesparten Mußestunden beschäftigte er sich mit dem Problem der Neugliederung des Reiches, das ihn in den folgenden Monaten noch stärker in Anspruch nehmen sollte.

Am 11. Juli flog Schulenburg mit Kurierpost nach Bukarest; zurückgekehrt erhielt er den Auftrag, anhand des Kriegstagebuchs, der Befehle, Besprechungsnotizen, Telefongespräche und »Führerweisungen« eine Darstellung der Operationen bei der 11. Armee vom Beginn des Krimfeldzuges am 17. September 1941 bis zur Eroberung von Sewastopol zu schreiben. Bevor er sich aber an die Ausführung machen konnte, kam am 27. Juli vom OKH¹⁶⁶ der Befehl, nach Berlin zurückzukehren, um einen Arbeitsurlaub anzutreten. Schulenburg sollte im Reichsernährungsministerium bei Staatssekretär Backe¹⁶⁷ die Abteilung I (Personal- und Organisationsangelegenheiten) übernehmen. Die »Erkundung« bei Manstein war damit beendet.

Ihr Ergebnis war negativ gewesen. Manstein und Richthofen, der Kommandeur des 8. Fliegerkorps, hatten jede Beteiligung an den Plänen der Verschwörer abgelehnt. Richthofens Haltung scheint durch die Überzeugung, daß am Ende doch noch alles gut gehen werde, bestimmt worden zu sein. Manstein dagegen, von dem Schulenburg schon in einem seiner ersten Briefe neben vielen lobenden Bemerkungen: »Klug – von ruhiger Entschlossenheit – freundlich – besorgt um seine Soldaten –« gesagt hatte: »In seinem Wesen liegt bei allem Ernst etwas Künstlerisch-Spielerisches«, hatte Schulenburg nach dessen Meinung¹⁶⁸ wider bessere Einsicht zurückgewiesen. Aufs tiefste empört und enttäuscht, nannte er den General dem Verfasser gegenüber darum einen Hasardeur und Opportunisten, dem es an dem höheren Verantwortungsgefühl des Soldaten und Patrioten mangle.

Am 2. August flog Schulenburg nach Bukarest, wo er sich nach den Tagebuchaufzeichnungen der Gräfin Alice Hardenberg¹⁶⁹ noch einige Tage aufhielt. Mit dem Ehepaar Hardenberg – Graf Heinrich war in der Zwischenzeit Gesandtschaftsrat geworden – machte er einen Ausflug über die Karpathen nach Siebenbürgen, trank unter den Rosenbüschen des Gesandtschaftsgartens rumänischen Landwein und französischen Champagner und feierte den 40. Geburtstag des Grafen mit

dessen Freunden Mirbach und dem dänischen Konsul Dithmer. Noch einmal gibt Schulenburg sich in diesen Sommertagen ganz seiner Freude an den Schönheiten der Natur, den Genüssen der Tafel und selbst den Einfällen seines wohl immer beinahe jungenhaften Humors hin. So erzählt die Gräfin Hardenberg, wie er einer gerade erlassenen Verordnung der strengen rumänischen Sittenpolizei zum Trotz in kurzen Hosen, offenem Hemd, die Gräfin in Schwestertracht am Arm, durch die Straßen Bukarests lustwandelte und seinen hellen Spaß daran hatte, daß ein Polizeisergeant ihn verhaften wollte und angesichts seines Ausweises als deutscher Offizier, zwischen Respekt und Pflichtgefühl schwankend, nicht wußte, was er tun sollte.

Doch diese Stunden der Unbeschwertheit und Gelöstheit waren nur kurz. Die Politik, sein »privates Interessengebiet«, wie Schulenburg sie in den Briefen an seine Frau nennt, ließ ihn nicht los. Er enthüllte dem Freund und der Freundin die Absichten der Verschwörer und verschweigt auch die Attentatspläne nicht. Auf den Einwand der Gräfin: »Mord bleibe Mord« fragt er zurück: »Ist dir denn lieber, daß *er* noch weitere Millionen mordet und ins Elend bringt und die Völker ins Verderben stürzt?!«

Hardenberg stellte sich zur Verfügung, obwohl er bei aller eigenen Kritik am Regime und allen Sorgen um Deutschland den Ausgang des Unternehmens skeptisch beurteilte und die Überzeugung Schulenburgs, breite Volkskreise würden die Beseitigung Hitlers begrüßen, nicht teilte.

Wie sehr jedoch auch Schulenburgs Optimismus auf schwankendem Grund stand, zeigen zwei von der Gräfin Hardenberg aufgezeichnete Episoden:

Am Abend der Geburtstagsfeier las Schulenburg aus seinem geliebten Stefan George, dessen Bekanntschaft er, der Verehrer Hölderlins, wohl den Brüdern Stauffenberg verdankte, das Gedicht »Der Gehenkte« vor. Doch vor den letzten Zeilen:

»als sieger dring ich einst in euer hirn
ich der verscharfte – und in eurem samen
wirk ich als held auf den man lieder singt
als gott . . . und eh ihrs euch versahet . . . biege
ich diesen starren balken um zum rad«

stockte er, klappte das Buch zu und ging hinaus. Dort fand ihn Hardenberg weinen.

Und dann beim Abschied: »Ali«, sagte er, »Ali, bete für Charlotte und die Kinder, daß sie ihnen nichts tun. Mein Köpfchen wird wohl rollen.« – »Fritzi«, sagte ich erschüttert, »sie werden doch Charlotte und den Kindern nichts tun!« – Es lag aber ein Schatten von Qual in seinem plötzlich blassen Gesicht: »Ach, Ali, dann kennst du sie nicht!«

15 Organisation des Widerstandes Die »Große Reform«

Das Datum von Schulenburgs Amtsantritt im Reichsernährungsministerium ließ sich mit Sicherheit nicht ermitteln; es dürfte jedoch der 1. Oktober 1942 gewesen sein. In der Zwischenzeit scheint er seinen regulären Urlaub in Breslau verbracht zu haben, wo nach Rückkehr der Familie aus Mecklenburg am 13. September die vierte Tochter Angela geboren wurde.

Über Schulenburgs Tätigkeit im Ministerium besitzen wir keine dokumentarischen Nachrichten, abgesehen von einem Brief an seine Frau vom 4. April 1943, auf den weiter unten noch eingegangen werden soll. Mündliche Informationen¹⁷⁰ besagen, daß Schulenburg im Auftrag des Reichsinnenministers als Generalbevollmächtigten für die Reichsverwaltung den Gesamtapparat der Kriegsernährungswirtschaft, wie er durch die Verordnung vom 27. August 1939 geschaffen worden war, überprüfen und rationalisieren sollte. Das Ziel war, alle Doppelarbeit und alle Reibungen, die aus dem Neben- und Gegeneinander der verschiedensten Dienststellen mit unterschiedlichen Vollmachten herrührten, zu beseitigen und durch eine zweckmäßige Koordinierung den aufgeblähten Personalbestand zu verkleinern.

Die Organisation der Kriegswirtschaft war dreifach gegliedert: in Dienststellen des Staates, des Reichsnährstandes und der Wirtschaft,

in der es wiederum neben den Reichsstellen des Handels die sogenannten Hauptvereinigungen für Fleisch, Getreide, Fette der Nahrungsmittelindustrie gab. Die Kompetenzen zwischen Staat und Reichsnährstand waren in der unteren und mittleren Instanz klar festgelegt.¹⁷¹ In den Landes- (Provinzial-) und Kreisernährungsämtern, die eine staatliche Einrichtung waren, unterstand die für die Aufbringung der Lebensmittel zuständige Abt. A den Landes- bzw. Kreisbauernschaften, die damit echte, vom Staat delegierte Selbstverwaltungsfunktionen ausübten.

Die Abteilung B, für die Verteilung der Lebensmittel verantwortlich, war eine unmittelbare Behördeneinrichtung, in der mittleren Instanz den Landesregierungen oder Oberpräsidenten, in der unteren den Landräten oder Oberbürgermeistern unterstellt. Leiter der Ernährungsämter waren die Landes- oder Kreisbauernführer, die jedoch, da sie der Lenkung und Kontrolle des Reichsernährungsministeriums unterstanden, dem staatlichen Apparat eingegliedert waren. Daß es trotz dieser nach unten straff durchgegliederten Erfassungs- und Verteilungsorganisation immer wieder zu Reibungen und überflüssiger Doppelarbeit kam, lag an dem vom Verwaltungsamt des Reichsnährstandes ausgehenden Widerstand gegen die Verschmelzung der Staats- und Parteiapparate auch an der Spitze. Gewiß fürchtete man dort, von dem staatlichen Apparat mit seiner größeren Erfahrung und seiner stärkeren Tradition allmählich aufgesogen zu werden, womit nicht nur so manche ideologische Position, sondern auch viele angenehme Sinekuren verlorengehen mußten.

Man verharnte also auf seinem Recht, den Abteilungen A der Landesernährungsämter Weisungen zu erteilen, woraus sich, auch wenn dies nach grundsätzlichen Anordnungen des Ministeriums geschah, Widersprüche zu den Rationierungserlassen ergeben mußten, die die Abteilungen B der Ernährungsämter direkt vom Ministerium erhielten. Das Verfahren war um so widersinniger als der Reichsernährungsminister in Personalunion auch Reichsbauernführer war und sich demnach nicht nur im eigenen Amt, sondern in der eigenen »gespaltenen Persönlichkeit« Schwierigkeiten bereitete.

Schulenburg setzte daher mit seinen Koordinierungsvorschlägen an diesem Punkte ein, erfuhr aber schon hier durch Backe eine Ablehnung.

Wie weit er mit seinen Forderungen auf eine straffere Zusammenarbeit und auf größere Personaleinsparungen bei den Organisationen der Ernährungswirtschaft kam, ließ sich nicht mehr feststellen. Seinen Plänen und Absichten scheinen die Erfolge auch auf diesem Gebiet nicht entsprochen zu haben, denn am 31. März 1943 schied er auf eigenen Wunsch aus dem Ernährungsministerium aus.

Dies Ausscheiden geschah allerdings unter merkwürdigen Begleitumständen, die zu mancherlei Gerüchten und Legenden Anlaß gegeben haben. Am Morgen nach einer Abschiedsfeier im Ministerium wurde Schulenburg von dem Fahrpersonal eines Frühzuges, der im letzten Augenblick zum Halten gebracht worden war, bewußtlos auf den Schienen der Berliner S-Bahn gefunden. Man sprach von einem Mordanschlag. Ungute Freunde, die Schulenburgs Trinkfreudigkeit kannten, meinten gehässig, er sei in betrunkenem Zustand aus dem Zug gefallen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind beide Annahmen falsch. Unter den Teilnehmern der Abschiedsfeier befand sich niemand, dem man eine Mordtat zutrauen konnte. Andererseits hatte Schulenburg auch nach starkem Trunk noch niemals Selbstkontrolle und Selbstbeherrschung verloren. Vermutlich handelte es sich um einen echten Schwächeanfall als Reaktion auf die übermäßige geistige und körperliche Beanspruchung der letzten Monate; die Abschiedsfeier mit ihrem Zwang, nicht nur viel zu trinken, sondern sich wieder einmal mit innerstem Widerstreben als überzeugter Alt-Parteigenosse zu geben, mag dann als auslösender Faktor gewirkt haben.

Seit seiner Rückkehr von der Krim war Schulenburg in einen Strom von Aufgaben, Aufregungen, Anstrengungen jeder Art geraten. Im Ministerium hatte er sich in kürzester Zeit Einblick in ein völlig neues Arbeitsgebiet mit vielen ungelösten Problemen verschaffen und dazu vom ersten Tag an mit offener und heimlicher Gegnerschaft auseinandersetzen müssen. Ab Januar 1943 war er auf Grund seines Rufes als eines Fachmannes für Rationalisierung und Koordinierung in den im Mai 1942 gebildeten »Sonderstab des Generals von Unruh« berufen worden.

Der Sonderstab sollte aus allen Dienststellen der Wehrmacht, der Behörden, der Wirtschaftsorganisationen das nicht unbedingt benötigte Personal herausholen und im Dienste des »totalen Krieges« einer

zweckvolleren Verwendung zuführen. Die Arbeit in zwei Dienststellen brachte natürlich eine erhebliche Mehrbelastung mit sich, allein schon durch die Notwendigkeit, während der Fahrt von einer Dienststelle zur anderen zugleich auch die Gedanken von einem Sachgebiet auf ein anderes umzuschalten. Die weitaus stärkste Beanspruchung körperlicher und geistiger Art dürfte für Schulenburg jedoch aus seiner politischen Tätigkeit erwachsen sein, zumal sie in den Abend- und Nachtstunden und unter ständiger Sorge vor einer Entdeckung getan werden mußte.

Nach dem Kaltenbrunner-Bericht¹⁷² hat Schulenburg in dem Verhör vor der Gestapo die Organisation der Widerstandsbewegung als ein System von Kreisen geschildert. Im engsten Kreis wurde das Attentat auf Hitler vorbereitet, indem man den Täter bestimmte, Sprengstoff beschaffte, den Termin und die ersten Maßnahmen unmittelbar danach festlegte. Ein zweiter, größerer Kreis wußte um das geplante Attentat, kannte aber weder den Termin noch die sonstigen Umstände. Ein dritter Kreis war über die Planung eines »gewaltsamen Unternehmens« unterrichtet, worunter im allgemeinen die Absetzung Hitlers, seine Verhaftung und Aburteilung durch das Reichsgericht verstanden wurde.

Ein vierter Kreis endlich bestand aus Personen, mit denen nur über den Ernst der Lage und etwaige Folgerungen gesprochen wurde. Hier und da wurden solche Personen auch angeregt, sich über bestimmte notwendige Reformen nach Beendigung des Krieges Gedanken zu machen. Im übrigen galt: »Nur der wurde unterrichtet, der mit einer Sache unmittelbar zu tun hatte, und nur insoweit, wie es erforderlich war.«

Die zweifellos richtigen Angaben des Berichtes bedürfen nur einer Ergänzung dahin, daß Schulenburg selbst wesentlich am Aufbau der geschilderten Organisation mitgewirkt hat. Er hat das ursprüngliche, allein auf alten persönlichen oder politischen Beziehungen beruhende Durcheinander innerhalb des zivilen Sektors in eine gewisse Ordnung gebracht und zusammen mit dem Grafen Ulrich von Schwerin für einen ständigen und soliden Kontakt mit den Verschwörern in der Wehrmacht gesorgt.¹⁷³

Dabei scheint er eine erstaunlich feine Witterung für die innere

Haltung und Einstellung der jeweils angesprochenen Partner besessen zu haben. Er mutete keinem von ihnen an Kraft zur Verschwiegenheit etwas zu, dem dieser nach seinem Gefühl oder Gewissen nicht gewachsen war. So kommt es, daß man noch heute Freunde und Bekannte Schulenburgs findet, die zwar durch ihn über die Pläne für die Zeit nach dem Umsturz gründlich unterrichtet waren, ja an deren Ausarbeitung selbst mitgeholfen haben, von seiner Zugehörigkeit zum aktiven engsten Kreis der Attentäter aber nichts wußten und an sie noch immer nicht gern glauben wollen.

In engem Zusammenhang mit dem Aufbau der Organisation der Widerstandsbewegung stand die personelle Planung für die zukünftige Verwaltung. Sie nahm ihren Ausgang von Berlin, wo Schulenburg dank seiner vielfältigen Beziehungen über die umfangreichsten Personalkenntnisse verfügte, hatte ihre ersten Schwerpunkte in den Provinzen, in denen er einmal gewirkt hatte, erstreckte sich schließlich aber über das ganze Reichsgebiet, einschließlich Österreich, dem Sudetenland und dem Warthegau.

Im Januar 1944 lag ein beinahe lückenloser Stellenbesetzungsplan vor, angefangen bei den Abteilungsleitern des Reichsinnenministeriums bis hinunter zu den Landräten und kommissarischen Oberbürgermeistern.¹⁷⁴ Leider ist diese umfassende Personalliste nicht erhalten geblieben; sie wäre der Schlüssel für die Sinndeutung der 20.-Juli-Bewegung gewesen. Wie kaum ein anderes Dokument hätte sie die breite politische, konfessionelle und landsmannschaftliche Basis der Aktion widergespiegelt. Aus allen Richtungen — die Besten. Das war die Zielsetzung Schulenburgs. Die Namen von Steltzer, Dr. Ulitzka, Lüdemann, Dr. Zimmer^{174a} und Winnig seien hier nur stellvertretend für viele andere genannt. Allerdings ist der Stellenplan, von dem nach dem 20. Juli nur Bruchstücke in die Hand der Gestapo fielen, nicht von Schulenburg allein ausgearbeitet worden. Mitarbeiter und Freunde in den Ministerien und im Lande haben ihm geholfen. Schulenburg hat aber doch die Aufstellung des Planes als seinen ganz besonderen Auftrag angesehen. Mehr noch als die Tatsache, daß er als Staatssekretär des Innern vorgesehen war, dürfte ihn dabei die eigene langjährige Bemühung um die Probleme der Erziehung und Standortbestimmung des Beamtentums getrieben haben.

Wie weit die in den Stellenbesetzungsplan aufgenommenen Beamten mit den Zielen der Verschwörung vertraut waren, läßt sich nicht sagen. Wahrscheinlich wußte unter diesen einigen tausend Menschen nur ein kleiner Prozentsatz genauer Bescheid,¹⁷⁵ die meisten dürften zu jenem vierten Kreis gehört haben, dessen Angehörige einmal angesprochen und, wenn es tunlich erschien, gefragt worden waren, ob sie im Falle eines plötzlichen Umschwungs sich zur Verfügung stellen würden. Dagegen ist sicher, daß jeder einzelne von ihnen sorgfältig auf seine berufliche, politische und charakterlich-menschliche Eignung geprüft und danach für sein späteres Amt eingeteilt worden war. Ebenso sicher ist ferner, daß kein persönlicher Wunsch, keine irgendwie geartete Beziehung an dieser Einteilung etwas zu ändern vermochte. Einem sehr guten Freund erwiderte Schulenburg auf dessen Bitten, bei ihm im Innenministerium arbeiten zu dürfen: »Das geht nicht! Da kann ich dich nicht brauchen! Du mußt in P . . . bleiben!«

Welche unbedingte Selbstsicherheit und welcher Mut zur Sache spricht aus dieser Antwort. Noch war ja der, der sie gab, kein Staatssekretär, sondern ein Verschwörer in einem seine Gegner rücksichtslos austilgenden Regime, der Verrat fürchten mußte. Nicht alle, die mit Wünschen und Bitten zu ihm kamen, waren gute Freunde.

Schon 1940 oder 1941 war Professor Albrecht Haushofer von Staatssekretär Popitz gebeten worden, in seinem Institut Vorschläge für eine Neugliederung des Reichsgebietes auszuarbeiten. Wie wir wissen, hatte sich Schulenburg für dieses Problem bereits in seiner Referendarzeit in Potsdam lebhaft interessiert und es auch danach nicht aus den Augen verloren. Nunmehr aber forderte das Problem eine baldige Lösung, da die Personalplanung auf die zukünftige Gliederung des Reichsgebietes zugeschnitten werden mußte. Daher entschloß sich Schulenburg, die Arbeiten Haushofers durch eine nach Verwaltungsgesichtspunkten vorgenommene Untersuchung ergänzen zu lassen.

Als Bearbeiter gewann er Dr. Isenberg und Dr. Muthmann¹⁷⁶ von der Reichsstelle für Raumordnung, die, über die wahre Zielsetzung unterrichtet, bereits im Herbst 1942 mit den Vorarbeiten begannen. Seinen sozusagen amtlichen Charakter erhielt das Unternehmen allerdings erst im Februar 1943, als das Ernährungsministerium, vertreten

durch Schulenburg, an die Reichsstelle mit der Bitte herantrat, Vorschläge zur »Einteilung« landwirtschaftlicher »Marktverbände« zu unterbreiten. Die Bitte des Ministeriums fand ihren Niederschlag in einem von Dr. Isenberg verfaßten Aktenvermerk vom 23. Februar 1943 auf Briefbogen »Der Leiter der Reichsstelle für Raumordnung« unter dem Aktenzeichen RfR 783/43.

Darin heißt es: »Regierungspräsident Graf v. d. Schulenburg, den ich am 20. 2. 1943 mit Dr. Muthmann besuchte, bat mich um eine kurze Äußerung zu der Einteilung der Bezirke der landwirtschaftlichen *Marktverbände*. Die Gaue seien für die Zusammenfassung praktisch viel zu klein, man solle sich rein an raumbedingte Gesichtspunkte bei der Einteilung halten, auch wenn vorhandene Gaugrenzen überschritten werden . . . Er würde sich dafür interessieren, wie die RfR eine derartige Einteilung unabhängig von den jetzigen Grenzziehungen für das Reichsgebiet nach dem Stand von 1940 vornehmen würde. Da die Angelegenheit delikat zu behandeln ist, so bittet er nur um eine kurze Übergabe, ohne andere Stellen zu fragen. (Von der Einteilung bleibt die sonstige verwaltungsmäßige Einteilung unberührt.) Handschriftlich ist unter noch angefügt: »Staatssekretär Backe hat Graf v. d. Schulenburg mündlich gesagt, man könne, wenn es zweckmäßig ist, bei den Marktverbänden von den Gaugrenzen abweichen.«¹⁷⁷

Wie man sieht, sicherte der Vermerk mit der Beschränkung auf einen scheinbar rein wirtschaftlichen Bereich gegen den Vorwurf, die Untersuchung verstoße gegen das Verbot Hitlers, sich mit Reichsreformplänen zu beschäftigen. Andererseits gab er durch die wiederholte Feststellung, man könne und solle über die bestehenden Gaugrenzen hinausgreifen, die Möglichkeit, im Ländermaßstab zu planen. Nach welchen Grundsätzen, unter welchen Gesichtspunkten geplant werden sollte, bedurfte freilich noch mancher Überlegungen und Beratungen, in die auch Professor Haushofer und seine Mitarbeiter, unter ihnen Dr. Heinrich von zur Mühlen, im Rahmen der Arbeitsgruppe »Territoriale Neugliederung« einbezogen wurden. Immerhin war Dr. Isenberg schon Ende März 1943 soweit, die Ausarbeitungen der Reichsstelle für Raumordnung in drei Serien mit Erläuterungen und Kartenmaterial vorlegen zu können. Das Ergebnis wird in einem anderen Zusammenhang behandelt werden. (Siehe auch die Karte im Anhang.)

Die Beratungen über die Neugliederungspläne bildeten nur einen kleinen Teil der zahllosen Gespräche, die Schulenburg in dem Winterhalbjahr 1942/43 führte und von denen er sich nur während kurzer Wochenendbesuche bei seiner Familie in Breslau erholen konnte. Fast war es wieder so, wie in jenen Tressower Tagen, als man in der »endlosen Klage um Deutschland« Abend für Abend nach Worten der Hoffnung, Wegen der Rettung suchte. Allerdings fehlte nunmehr jene Aufgeschlossenheit der Jugend, die sich noch ohne Vorurteil und vorgeprägte Meinung allen neuen Gedanken und Ideen weit öffnete. Das machte die Gespräche um Vieles schwieriger.

Die Politiker und Gewerkschaftsführer, die in der Weimarer Republik mitgearbeitet hatten, lebten in anderen Vorstellungen, sprachen eine andere Sprache als die jungen Beamten des »Dritten Reiches«, die alle irgendwann einmal vom Nationalsozialismus angerührt und beeinflusst, nun Tag für Tag im Zwiespalt zwischen Ideologie und eigener Meinung, Berufspflicht und Gewissenspflicht verantwortlich handeln und aus einer gegebenen Situation das Beste zu machen suchten. Und neben diesen beiden Gruppen standen die Vertreter der Kirchen mit sehr bestimmten, von einer jahrhundertealten Tradition legitimierten Forderungen oder intellektuelle Theoretiker, die sich um das endlich fällige »perfekte« Staats-, Wirtschafts-, Kultur- und Sozialprogramm bemühten. Zwischen diesen manchmal sehr verschiedenen Auffassungen, hinter denen sich – wann wäre das je anders gewesen – häufig auch persönliche Ziele verbargen, mußte ein Ausgleich, mehr noch: eine Synthese hergestellt werden. Es war ja nicht so, als ob allein der »gemeinsame Haß gegen Hitler« alle Gegensätze überbrückt hätte. Der Wille zur »großen Reform« nach der Beseitigung des Hitler-Regimes war mindestens ebenso stark, wodurch aber die Dinge nicht einfacher wurden.

Allen Informationen nach hat Schulenburg viel zur Überwindung der Spannungen vor allem zwischen den »Junioren«, wie sie Ulrich von Hassel in seinem Tagebuch nennt¹⁷⁸, und dem Kreis der Älteren um Goerdeler beigetragen. Seine Art, unabhängig von Ideologien und Theorien ein Problem vom Gegenstand, von der Sache her anzupacken, machte ihn fähig, festgefahrene Diskussionen wieder in Fluß zu bringen und eine ausgleichende Formel zu finden. Auch verhalf ihm seine

Menschenkenntnis dazu, in den einzelnen Lagern und Kreisen jeweils den Mann aufzuspüren, bei dem er am ersten Verständnis für die eigenen Auffassungen erwarten oder den er dem eigenen engeren Freundeskreis am vorteilhaftesten als Vertreter der Gegenseite vorstellen konnte.

So hat er z. B., als es darum ging, die Gewerkschaftsgruppe mit den jungen Offizieren der Bendlerstraße bekannt zu machen, zunächst Stauffenberg und Habermann zusammengeführt mit dem sicheren Gefühl, daß sich hier zwei Menschen gleicher idealistischer Geisteshaltung begegneten, die nicht nur politische Meinungen, sondern auch religiöse Überzeugungen und kulturelle Wertvorstellungen gemeinsam hatten. Mit Menschenkenntnis allein und der in langen Jahren erworbenen Fähigkeit zur erfolgreichen Lenkung von Gesprächen war es jedoch nicht getan. All das erforderte eine ständige Bemühung, ein ununterbrochenes Gehetztsein von Besprechung zu Besprechung, die sich bis tief in die Nacht hineinzogen und überdies noch in jedem Augenblick dem Zugriff der Gestapo ausgesetzt waren. Zusammen mit der beruflichen Belastung kostete das sehr viel Nervenkraft, und diese Beanspruchung wurde noch größer, als mit dem Fall von Stalingrad und den Beschlüssen der Casablanca-Konferenz die politische Entwicklung plötzlich eine dramatische Wendung nahm.

16 Die Casablanca-Konferenz und die Attentatsversuche 1943

Die Vernichtung der 6. Armee mit ihren erschütternden und tragischen Begleitumständen und den krisenhaften Folgen an der gesamten Südostfront hatte jene, nach Meinung der Generale unabdingbare psychologische Voraussetzung geschaffen, die für die Auslösung einer auch vom Volke verstandenen Gewaltaktion notwendig war. Andererseits mußte man sich fragen, ob nach der in Casablanca verkündeten Forderung der Alliierten auf »bedingungslose Kapitulation« eine solche Aktion noch einen Sinn hatte. Diese Forderung schien doch allen jenen recht zu geben, die nunmehr gegenüber dem offenbaren Vernichtungswillen der Feinde den »totalen Krieg« proklamierten, den Kampf auf Leben und Tod, in dem jedes Nachgeben zum echten Landes- und Volksverrat wurde.

Solcher Verrat, solch »defaitistische Revolution«, wie sie Schulenburg in seinem Kriegstagebuch genannt hat, konnte nicht die Sache der Widerstandsbewegung sein. Zwar wurden ihre Angehörigen von vielerlei Beweggründen in ihrer Gegnerschaft zum Hitler-Regime geleitet, von alter weltanschaulich bedingter Gegnerschaft, von verstandesmäßigen Einsichten, von den Geboten des allgemeinen Sittengesetzes, von ihrem religiösen Gewissen. Nicht zuletzt aber waren sie fast alle leidenschaftliche Patrioten, die sich um ihr Volk sorgten und es vor

dem Untergang bewahren wollten. So kam es in den Tagen nach der Casablanca-Konferenz zu vielen, teilweise heftigen Gesprächen, was nun zu tun sei und ob man überhaupt noch etwas tun könne. In der Annahme, daß die Casablanca-Erklärung mehr propagandistisch als praktisch gemeint und in erster Linie gegen das »nazistische« Deutschland gerichtet sei, entschloß man sich zu handeln. Die psychologischen Auswirkungen von Stalingrad mußten genutzt werden, bevor die Einleitung der militärischen Frühjahrsoperationen eine Aktion zunächst wieder für Monate ausschloß. Wahrscheinlich hat die Ernennung von Feldmarschall Kluge zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, deren Stab seit langem mit Tresckow, Gersdorff, Hardenberg, Böselager eine Kernzelle des Widerstandes war, für diesen Entschluß den entscheidenden Anstoß gegeben.

Ob Schulenburg persönlich an der Planung und Vorbereitung der beiden im März unternommenen Attentatsversuche durch Generalmajor v. Tresckow und Generalmajor v. Gersdorff und der damit in Zusammenhang stehenden Aktionen zur Eroberung der Staatsgewalt beteiligt war, wissen wir nicht mit Sicherheit. Bei seinen engen Beziehungen zu dem Stab der Heeresgruppe Mitte darf man es jedoch annehmen. Auch andere Anzeichen sprechen dafür. So ist die Bildung von Stoßtrupps aus jungen Offizieren, mit der Schulenburg seinen Regimentskameraden Axel v. d. Bussche schon ein Jahr zuvor beauftragt hatte,¹⁷⁹ offenbar fortgesetzt worden, denn wenige Wochen später kam es wegen dieser Sache und wegen angeblicher Putschpläne der Division Brandenburg, über die im Potsdamer Kasino seines Regiments geredet worden war, zu der erwähnten Verhaftung im Goltzschen Hause. Eine plötzliche Reise Schulenburgs nach Kopenhagen, wo er durch Kanstein bei Duckwitz und vermutlich auch bei dem dänischen Justizminister Thune-Jakobsen und dem Reichsbevollmächtigten Dr. Best eingeführt wurde, dürfte ebenfalls im Dienste des geplanten Unternehmens unternommen worden sein.¹⁸⁰

Kopenhagen wäre bei einem Erfolg für die Anknüpfung von Kontakten zu Schweden und England ein wichtiger Knotenpunkt geworden, weshalb die hergestellten Verbindungen auch in der folgenden Zeit über die dänische, bei einer deutschen Dienststelle in Kopenhagen tätige Mutter Axels v. d. Bussche aufrechterhalten

wurden. Schließlich sagt ein Bericht der Gräfin¹⁸¹ über die »auffallend ernstesten, die Hochzeitsgesellschaft beinahe befremdenden Reden«, die ihr Mann und der Botschafter v. d. Schulenburg anlässlich der Hochzeit einer Nichte Schulenburgs Mitte Februar gehalten haben, zwar nichts über ein aktives Handeln, wohl aber über die außergewöhnliche seelische Anspannung bei den Angehörigen der Widerstandsbewegung in jenen Wochen aus. Bei Fritz Schulenburg war diese Erscheinung besonders auffallend, da ihn die Natur mit der Fähigkeit begabt hatte, im Genuß des heiteren Augenblicks alle Sorgen von sich zu werfen und nur ihm zu leben. So wird nun aber auch nach dem Scheitern der Aktionspläne und der Beendigung seiner Tätigkeit im Ernährungsministerium jener Schock, jene tiefe Bewußtlosigkeit verständlich, die ihn in der Nacht vom 31. März auf den 1. April befallen hat. Die übergroße Anspannung war in Erschlaffung umgeschlagen, nachdem Ziel und Aufgabe verloren schienen.

Dieser Zustand hat noch längere Zeit nachgewirkt. Spuren der Nachwirkung, wie der Bemühung, Hoffnungslosigkeit und Lethargie zu überwinden, lassen sich in dem erwähnten Brief vom 4. April 1943 deutlich erkennen. Da dieser Brief außerdem einen Rückblick auf das Winterhalbjahr 1942/43 gibt, soll er in seinen wesentlichen Teilen angeführt werden. Der Brief¹⁸² beginnt still; man meint den Schreiber nach langer Anstrengung, nach vielen Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen befreit und dankbar aufatmen zu hören.

»Es ist Sonntagmorgen. Ich sitze im ersten Stock des Goltzschen Hauses in meinem Zimmer, einem einfachen, blitzblanksauberen Zimmer mit Wandbett, weißem Bücherbord und einer Schreibplatte am Fenster, und sehe über den Terrassengarten auf den Wannsee hinaus, der heute im ganzen Ruhe wahr, aber doch im Spiel seiner Wellen verrät, daß er nicht stille steht, sondern sich ständig bewegt und strömt. Eine einzelne Weide leuchtet im frischen Grün und kündigt den Frühling. Und meine Lieblinge, die Vögel, zwitschern und tirlieren aus voller Brust. Sonst ist Ruhe, und vom Lärm, von der Hast und dem Trubel der Großstadt dringt nichts hierher.

Gleichzeitig fällt von mir eine Last ab, weniger die der Arbeit als die der Verantwortung im Reichsernährungsministerium, wo ich mich am 31. 3. von Backe und Willikens verabschiedete . . .«

Dann folgt nach einigen Sätzen eine kurze Begründung für sein Ausscheiden aus dem Ministerium: »Die Politik von Backe hat sich in politische Abhängigkeiten begeben, die sich mit den Notwendigkeiten, die heute die Stunde fordert, nicht mehr vertragen . . .«

Trotzdem sieht Schulenburg die Zeit seiner Tätigkeit im Ministerium nicht als verloren an, da er ein neues Arbeitsgebiet mit seinen Menschen und Aufgaben und den vielen ungelösten Problemen kennengelernt hat. »Einiges habe ich leisten können. Für ganze Arbeit war die Zeit nicht reif.«

Er hat sich durch seine Tätigkeit viele Gegner, das »Heer der Interessenten«, geschaffen, aber auch unter den »sachlich Denkenden« neue Freunde gefunden. »Tröstend ist für mich, daß man diesen Männern innerlich verbunden bleibt.«

In diesem Zusammenhang kommt er dann auf sein altes Thema: »Haltung und Aufgabe des Beamtentums« zu sprechen. Noch hält nach seinen Erfahrungen im Ministerium das Gros der Beamten an den traditionellen Tugenden der strengen Pflichterfüllung, der Unbestechlichkeit und des Denkens und Handelns von der Sache her fest; auch sind Begabung, Können und Fleiß in reichem Maß vorhanden. Um so schlechter steht es dagegen mit der inneren Freiheit und Unabhängigkeit. Die meisten Beamten sind zu Knechten geworden, die vorsichtig und feig nach den Vorgesetzten schießen.

»Es hat mir öfters wirklich weh getan, wenn tüchtige und anständige Beamte fast ängstlich um Entschuldigung baten, wenn sie eine abweichende Ansicht äußerten, was früher – unter Herren – Pflicht und selbstverständlich war.«

Dennoch glaubt Schulenburg, »daß ein wahres Beamtentum wieder entstehen kann«. Aus der Rolle des reinen Technikers muß der Beamte wieder zu einer führenden Stellung aufsteigen in einem Staat, dessen Gestalt den Lebensgesetzen des eigenen Standes entspricht und von »Vorbildern« anstatt von »Vorgesetzten« geformt und getragen wird.

Für sich selbst erhofft der Briefschreiber von der kommenden Zeit mehr ruhige Stunden, um »wieder unter einen Abschnitt des Lebens den Strich zu setzen und die Summe zu ziehen. Das vergangene halbe Jahr verlief wie im Wirbel. Die Flut der Eindrücke, sich ständig ver-

ändernd nach dem Wechsel der Lage, die Last der Arbeit seit Januar in zwei verschiedenen Ämtern hat mich geistig wie körperlich stark beansprucht. Ich erkenne immer mehr, wie notwendig es ist, einfältig zu werden und einfältig zu leben.« Bisher sind ihm das Glück und die Ruhe eines einfältigen Lebens jedoch nur in der Familie und im Soldatsein zuteil geworden. So möchte er auch jetzt wieder Soldat werden. Zwar will ihn Staatssekretär Mussehl vom Sonderstab Unruh noch Ende Mai zu einer Prüfung nach Paris mitnehmen, »doch weiß ich nicht, ob das Sinn hat«, schreibt er.

Dann berichtet er: »Ich lese jetzt ›Cromwell‹ von Oncken.«¹⁸³ Ist schon die Wahl dieses Buches über den großen englischen Revolutionär bezeichnend, noch aufschlußreicher ist das Ergebnis oder, besser, der Gewinn seiner Lektüre: »Wie sehr hat dieser Mann ständig in Gott gelebt, wie sehr war es auch bei Bismarck der eine Pol in der Ellipse seines Lebens. Wie weit bin ich noch davon entfernt, aber durch mein ganzes bisheriges Leben wie durch die letzten Sturmjahre werde ich näher an Gott herangeführt. Es ist wie ein Geheimnis, auf das ich immer wieder stoße; es ist wie eine Kraft, die im scheinbar wirren Trubel unserer Zeit in wunderbar klaren Zusammenhängen offenbar wird...

Ich selber spüre in allem, was mich betrifft, deutlich, wie sich alles fügt, wobei es gleichgültig ist, ob mich das Schicksal zu einer Aufgabe erwählt oder mich als Opfer fordert. Es kommt nur darauf an, daß ich meinem Gewissen folge, durch das Gott zu mir spricht.«

Und nun ist nichts mehr von der Elegie des Anfangs und von Hoffnung auf Ruhe zu spüren; selbst der alte Sarkasmus meldet sich wieder: »Daß das Lebensschiff dabei nicht so ruhig liegen kann wie die alten Haffkähne, die unserer Verlobung zusahen, ist klar... Dafür haben wir jetzt Sturm, und daran liegt es, wenn das Schiff auf und ab und hin und her geschleudert wird. Das kann auch gar nicht anders sein, wenn man sich schon aufs Meer hinausgewagt hat. Sonst hätte man sich entschließen müssen, Flußschiffer zu werden.«

17 Mit dem »Sonderstab von Unruh« in Paris

Schulenburgs Schicksal und Tätigkeit in den Wochen nach seinem Ausscheiden aus dem Reichsernährungsministerium sind teilweise in Dunkel gehüllt. Am 8. April unterschreibt er noch gemeinsam mit Mussehl und Oberst Dr. Krull einen siebenseitigen »Bericht, betrifft Überprüfung des Heereswaffenamtes unter dem Gesichtspunkt der Personaleinsparung«, ¹⁸⁴ der in seiner schonungslosen Schilderung des innerhalb der Rüstungswirtschaft aus bürokratischer Überorganisation und Posten-Ehrgeiz entstandenen Chaos grotesk und erschütternd zugleich ist: »Jeder Wehrmachtsteil: Heer, Marine, Luftwaffe und SS, hat ein eigenes Beschaffungsamt. Es kommt vor, daß die Marine bei einer Firma Geräte abnimmt, die vom Heer abgelehnt worden sind. Allein auf dem Gebiete der Heeresrüstung fungieren heute mehr als 1300 Hauptausschüsse, Sonderausschüsse, Spezialsonderausschüsse, Arbeitsausschüsse, Arbeitskreise, Arbeitsgruppen, Sonderringe, Spezialsonderringe, Arbeitsringe, Unterringe usw. als Selbstverwaltungsorgane der Rüstungsindustrie, zentral gelenkt vom Rüstungslieferamt.«

Daneben steht der Organisation der gewerblichen Wirtschaft mit Reichsgruppen, Wirtschaftsgruppen, Fachgruppen, überlagert von Reichsstellen und Reichsvereinigungen, in deren Arbeit wieder die Gauwirtschaftskammern als Parteigliederungen und die Landeswirt-

schaftsämtler als Dienststellen der staatlichen Mittelinstanzen hineinreden. Als angeblich zusammenfassende Arbeitsorgane sind endlich noch die Reichsverteidigungsausschüsse, die Wehrkreiscommissionen und die Rüstungskommissionen vorhanden. »Die Vielfältigkeit der Dienststellen und Organisationselemente, denen der einzelne (Rüstungs-) Betrieb angeschlossen ist, ist nicht mehr zu übersehen.« Da außerdem die notwendige Klarheit über Zuständigkeit und Verantwortung der vielfältigen Dienststellen fehlt, wird das vorhandene Rüstungspotential keineswegs voll ausgeschöpft. Auch lassen die Leistungen trotz der Unzahl von Kontrollstellen, Ober- und Unterausschüssen, die übermäßig viele Menschen beschäftigen, in einzelnen Bereichen der Rüstung sehr zu wünschen übrig. So gab es z. B. im Ersten Weltkrieg nur auf 50 000 Schuß Feldgeschütz-Munition einen Rohrkrepiierer, jetzt dagegen schon auf 2000 Schuß.

Ähnlich wie bei der Fertigung liegen die Verhältnisse auf dem Gebiete der Planung und Verteilung der Rohstoffe für die Rüstungswirtschaft. Auch hier arbeiten die verschiedensten Dienststellen neben- und gegeneinander, während gleichzeitig der Mangel an gewissen Rohstoffen von Tag zu Tag größer wird und nur durch die Schaffung von besonderen Schwerpunktprogrammen, deren Ausführung aber wiederum besonderer Arbeitsausschüsse bedarf, bisher mit Mühe und Not behoben werden konnte.

Unter diesen Umständen können konkrete Vorschläge zur Personaleinsparung solange nicht gemacht werden, bis nicht ein gewisser Abbau der Überorganisation vorgenommen und eine einigermaßen überschaubare Ordnung in das Organisations-Durcheinander gebracht ist. Der Bericht schlägt dazu vor:

»Errichtung eines allgemeinen Wehrmachtsbeschaffungsamtes, welches in sinnvoller Zusammenarbeit mit dem Reichsministerium für Bewaffnung und Munition nach einheitlichen Grundsätzen, gestützt auf *einen* regionalen Organisationsunterbau, die Rüstungsforderungen der drei Wehrmachtsteile und der SS befriedigt. Hierbei fele dem Reichsministerium für Bewaffnung und Munition die ursprüngliche Rolle einer Führung der deutschen Rüstungswirtschaft zu, dem Wehrmachtsbeschaffungsamt die unmittelbare Befriedigung der Rüstungsforderungen der Wehrmacht und der Selbstverantwortungsorganisation der

Wirtschaft [vermutlich soll es »Selbstverwaltungsorganisation« heißen], die Konzentration und Rationalisierung ihrer Erzeugung.«

Wie weit der Bericht eine Arbeit Schulenburgs darstellt, läßt sich mit Sicherheit nicht sagen. Einzelne Formulierungen, vor allem die am Schluß gemachten Vorschläge, dürften jedoch sowohl seinem Geist wie seiner Feder entstammen, da sie den Erfahrungen und Grundsätzen entsprechen, die er bei seiner Tätigkeit in den vergangenen Jahren erworben und angewandt hat, und in der uns aus seinen Denkschriften und Vorträgen bekannten und vertrauten Diktion vorgetragen werden.

Ende April – Anfang Mai ist Schulenburg krank gewesen, wie aus einem vom 10. Mai datierten Brief des Staatssekretärs Mussehl hervorgeht.¹⁸⁵ Merkwürdigerweise hat man jedoch beim Sonderstab v. Unruh über die Art der Erkrankung wie über den Aufenthalt Schulenburgs anscheinend längere Zeit keinen Bescheid gewußt. Mussehl schreibt, er habe am 4. Mai vergeblich versucht, Schulenburg in irgendeinem Amt oder in seiner Wohnung zu erreichen, und ebenso vergeblich seinem Verbleib in einem der Potsdamer Lazarette und der Charité nachgeforscht, nachdem er seinen Brief mit der Krankmeldung erhalten habe. Erst heute sei er durch Oberst Krull unterrichtet worden, daß Schulenburg sich »in landschaftlich schöner Umgebung« auf dem Wege der Besserung befinde und im Laufe der nächsten Woche wieder in Berlin eintreffen werde.

Merkwürdig klingt auch die weitere Mitteilung Mussehls, daß er im Auftrage des Generals von Unruh bitte, »sich dem Stabe wieder anzuschließen, als dessen Mitglied der Herr General Sie nach wie vor betrachtet, und im Zuge¹⁸⁶ Wohnung zu nehmen. Der Herr General hat beschlossen, Sie mit nach Paris zu nehmen und Sie dort mit Dr. Krull und mir als Ausführungskommando zu belassen.«

Muß man daraus folgern, Schulenburg habe seine im Brief an seine Frau vom 4. April angedeutete Absicht, sich vom Sonderstab zu lösen und wieder Soldat zu werden, tatsächlich ausführen wollen und seine »Erkrankung« als eine Art Druckmittel benutzt? Dann wäre der Satz: »... als dessen Mitglied der Herr General Sie nach wie vor betrachtet« eine zwar höfliche, aber unüberhörbare Ablehnung einer solchen Absicht. Und diese Ablehnung würde noch unterstrichen durch den Satz: »Um Ihre Teilnahme an der Reise auf jeden Fall sicherzu-

stellen, habe ich sofort bei meinem Zusammentreffen nach dem Osterfest mit dem Herrn General in Salzburg das Ers. Btl. 9 gebeten, Ihren Urlaub zunächst bis Ende Mai zu verlängern, da in Aussicht genommen ist, Sie in Paris einzusetzen.«

Das wäre die eine mögliche Schlußfolgerung. Eine andere könnte die Krankheit Schulenburgs, seine verspätete Krankmeldung und die etwas zwielichtige Antwort Mussehls für Züge eines abgekarteten Spiels halten mit dem Zweck, Schulenburg in den Wochen nach seinem Ausscheiden aus dem Reichsernährungsministerium vor etwaigen neuen Verwendungsabsichten des Innenministeriums zu bewahren und ihn auf legale, unverdächtige Weise nach Paris zu bringen, wo sich bekanntlich nicht zuletzt durch die Initiative von Schulenburgs Freund, Caesar von Hofacker, schon seit langem eine Zelle des »Widerstandes« gebildet hatte. Für die zweite Möglichkeit spricht in dem Schreiben Mussehls der Satz: »Eine Abschrift dieses Briefes hat Stuckart bekommen unter Hinweis auf den Brief, mit dem er Sie seinerzeit angemeldet hat.« Die logische Fortführung dieses Satzes müßte dann wohl heißen: »Stuckart kann Sie demnach nicht von uns fortholen, solange Sie vom Herrn General noch als Mitglied seines Stabes betrachtet werden.«

Wie es wirklich gewesen ist, war nicht mehr festzustellen. Mag aber die erste oder die zweite Annahme oder, da es nach dem Zugriff der Gestapo auf das Büro Oster Anfang April noch dazwischen liegende Möglichkeiten gab, eine dritte die richtigere sein, – die ganzen Vorgänge zeigen, wie der Weg Schulenburgs immer schwieriger und gefährlicher wurde und immer mehr ins Halbdunkel führte.

Die Reise nach Frankreich verzögerte sich um rund zwei Wochen. In dieser Zeit ereignete sich die Verhaftung, in der Schulenburg nachts um 2.30 Uhr aus der Goltzschen Wohnung durch einen Oberst abgeholt und einem Untersuchungsrichter beim Kriegsgericht vorgeführt wurde. Ursache und Ausgang der Affäre kennen wir. Endlich am 9. Juni traf der Sonderstab v. Unruh in Paris ein und wurde noch am gleichen Abend vom Militärbefehlshaber empfangen. Schulenburg berichtete darüber in einem Brief¹⁸⁷:

»Abends beim Militärbefehlshaber Stülpnagel, der, klug und sympathisch, ein würdiger Repräsentant der Generalität ist. Es gab auf

tief dunkelblauem Porzellan gut zu essen und ebenso zu trinken. Pappi [Unruh] leuchtete fast lila von gutem Burgunder.«

Die ersten sachlichen Pariser Eindrücke waren nach einem Brief vom 11. Juni wenig erfreulich: »Gestern vor- und nachmittags Besprechungen, um einen allgemeinen Überblick zu gewinnen. Das Bild ergibt eine bunte Fülle von Dienststellen, die sich gegenseitig bekriegen und sich dick aufgebläht haben. Ein Heer von Menschen, die alle, angeblich mit kriegsentscheidenden Dingen beschäftigt, nicht entbehrlich sind und doch ein Leben führen, das mit der Härte dieses Krieges keine Berührung mehr hat und auch die Maßstäbe für Ehre und Sauberkeit nicht mehr hat. Es ist ein Augiasstall.«

Auch die politische Lage beurteilt er ungünstig, wahrscheinlich von Hofacker informiert, der schon in einem Brief vom 27. Oktober 1941¹⁸⁸ die Ziellosigkeit und Uneinheitlichkeit der deutschen Politik gegenüber Frankreich beklagt hat: »Die einen machen in Collaboration, die anderen im Gegenteil!« Schulenburg schreibt:

»Merkwürdig ist: Wir sind mit den Franzosen nicht fertig geworden. Das Gros unserer Männer hier in Paris ist dem französischen Geist erlegen, ist formlos und matt geworden. Über den meisten liegt ein Hauch von Resignation und Müdigkeit . . . Die Gesamtbilanz der drei Jahre hier ist negativ, weil man sich weder zur Klarheit einer schroffen noch einer versöhnlichen Politik hat durchringen können . . . Die Franzosen fühlen sich im Grunde genommen heute schon als Sieger. Im Anfang waren sie von den deutschen Siegen und von der Armee auch innerlich überwältigt. Dann merkten sie, daß im deutschen Lager in Paris nicht eingleisig, sondern auf vier bis fünf Gleisen gefahren wurde, und spielten nun die einzelnen Stellen gegeneinander aus . . .«

Überprüft auf den Personalbestand werden Firmen in Paris, Feldkommandanturen und Dienststellen der Organisation Todt, die an der Küste den »Atlantikwall« bauten. Der Erfolg war bescheiden, denn die »Armut kommt von der pauvreté«. Außerdem war alles derartig überorganisiert, daß man eine ins Gewicht fallende Personaleinsparung nur mit einer durchgreifenden Neuorganisation hätte erreichen können. Dafür fehlten innerhalb des herrschenden Systems, in dem die Überorganisation zum Regierungsprinzip geworden war, alle Voraussetzungen. Rein regionale Maßnahmen aber mußten im Ergeb-

nis unbefriedigend bleiben. Trotzdem faßte man im Einzelfall fest zu, wie der von Mussehl, Schulenburg und Major Trommer erstattete Bericht¹⁸⁹ über die »Überprüfung der Feldkommandantur 544 (Chartres) vom 16. 6. 1943« zeigt, der zufällig erhalten geblieben ist. Der Kommandostab der Kommandantur mußte 4 Offiziere, 1 Zahlmeister, 1 Sonderführer, 1 Kriegsgerichtsrat, 1 Justizinspektor und 31 Unteroffiziere und Mannschaften von 120 abgeben, wofür er als Ersatz nur 8 Stabshelferinnen erhalten sollte. Bei der Militärverwaltungsgruppe der Kommandantur waren 1 Kriegsverwaltungsrat und 3 Sonderführer einzusparen, die 4 Unteroffiziere und Mannschaften durch Frauen abzulösen. Als Kuriosum wurde aufgeführt, daß bei der Kommandantur ein ausgebildeter Hochbautechniker und Fachmann für Eisenbetonhochbau als Unteroffizier in der Schreibstube tätig war.

Die unbefriedigenden Beobachtungen in den überprüften Rüstungsfirmen des Besatzungsgebietes veranlaßten den Sonderstab zu einer Untersuchung des Gesamtkomplexes: »Deutsche Wirtschaftspolitik in Frankreich«. Das Ergebnis wurde in einer am 10. Juli abgeschlossenen und von Oberst Dr. Krull unterzeichneten Denkschrift¹⁹⁰ niedergelegt. Danach litt die Wirtschaftspolitik im besetzten Gebiet von Anfang an unter dem Fehlen einer klaren politischen Zielsetzung und unter der Notwendigkeit, auf die französische Regierung Rücksicht zu nehmen, deren Leitung in Vichy, deren zentrale Verwaltungsapparate in Paris saßen. Beide Faktoren schränkten die Macht des Militärbefehlshabers in Frankreich, dem die alleinige Legislative und Exekutive hätte zustehen müssen, in erheblichem Umfang ein. Eine weitere Minderung erlitt sie durch das Eindringen der verschiedensten Reichsbehörden, die mit der Errichtung eigener Pariser Büros auch die im Reich herrschende Über- und Desorganisation mitbrachten. So waren allmählich Verhältnisse entstanden, die im Falle einer feindlichen Invasion, mit der man ja jederzeit rechnen mußte, durch das Nichtvorhandensein einer einheitlichen Führung und eines auf diese Führung eingespielten Apparates lebensgefährlich werden konnten. Die Denkschrift kam daher zu folgenden Vorschlägen:

1. An allen wirtschaftspolitischen Verhandlungen irgendeiner deutschen Dienststelle muß der Militärbefehlshaber entscheidend beteiligt werden.

2. Die Ausführung wirtschaftspolitischer Maßnahmen liegt ausschließlich in der Hand des Militärbefehlshabers. Keine andere zivile oder militärische Dienststelle darf einen eigenen Verwaltungsapparat aufbauen.

3. Die Länderbeauftragten des Reichsministers für Bewaffnung und Munition haben ihre Tätigkeit auf Planungs- und Beratungsaufgaben zu beschränken.

4. Die Dienststellen des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz in Frankreich sind dem Verwaltungsstab des Militärbefehlshabers zu unterstellen.

Die Prüfung dieser Vorschläge, deren Verwirklichung die Position Generals v. Stülpnagel sehr erheblich gestärkt hätte, läßt vermuten, daß sie – abgesehen von der sachlichen Logik – auch den Plänen der Widerstandsbewegung dienen sollten. Ihr mußte es ja darauf ankommen, den ihr nahestehenden General für den Tag X mit soviel unabhängiger Autorität auszustatten wie nur möglich. Unsere Vermutung wird verstärkt durch die Tatsache, daß in einer offensichtlich gleichzeitig entstandenen und mit zwei Kartenblättern erläuterten Denkschrift¹⁹¹ auch für den Militärkommandanten von Paris eine Ausweitung seiner Befehlsbefugnisse auf den ganzen Bereich der alten Isle-de-France gefordert wird und daß die Diktion dieser nicht unterschriebenen Denkschrift ganz eindeutig an jene Schulenburgs erinnert.

»Damit wäre das erreicht, was der Ernst der Lage erfordert: die Klarheit der Befehlsgebung, der Zuständigkeiten und der Verantwortung . . . Und wenn die französische Regierung mitzieht, stoßen wir die eng gewordenen Tore der Stadt Paris auf und machen den Weg frei für eine neue Entwicklung dieser Weltstadt.«

Neben seiner dienstlichen Tätigkeit ließ es sich Schulenburg angelegen sein, möglichst viel wichtige Menschen innerhalb der deutschen militärischen und zivilen Dienststellen kennenzulernen, alte persönliche Beziehungen zu pflegen, neue anzuknüpfen. Er besuchte sein Regiment, das nach fast völliger Dezimierung in Rußland zur Auffüllung und Auffrischung nach Frankreich verlegt worden war. Mit Caesar v. Hofacker ritt oder radelte er fast täglich durch den »Bois de Boulogne«. Auf Wanderungen durch Paris und über den von ihm sehr geliebten »Place des Vosges« unterhielt er sich mit Dr. Seifarth, seinem früheren

Mitarbeiter in Schlesien, über den Kampf gegen die ganz Europa bedrohenden Vermassungerscheinungen, den man mit Auflockerung der Großstädte, Aussiedlung der Industrie in die Klein- und Mittelstädte und Beteiligung der Arbeiter an den Betrieben führen müsse. Er suchte Ernst Jünger auf, dessen »Marmorklippen« er als ein Buch geistigen Widerstandes sogleich nach dem Erscheinen seinen Freunden empfohlen hatte¹⁹²; er ging aber auch zu Iffland, dem Pariser Beauftragten Bormanns. Dort hörte er den ebenso bezeichnenden wie für die Wehrmacht schmeichelhaften Satz, die Anfälligkeit der deutschen Besatzungstruppen gegenüber französischen Lebensformen »hinge zusammen mit den Kavaliersauffassungen der deutschen Offiziere, die für die Schonung des Gegners stets zu haben waren und auch gegen die Erschießung der Polen und Juden in den besetzten Gebieten Stellung nahmen!«

Intensiv unterhielt man sich im kleinen Kreis auch über die Sorgen und Pläne der Verschwörer. Dabei soll Schulenburg nach einer mündlichen Angabe von Gotthard von Falkenhausen¹⁹³ erklärt haben, er und seine Freunde hielten Goerdeler für die Übernahme der politischen Führerrolle für nicht geeignet. Stauffenberg sei besser. Ein solcher Ausspruch Schulenburgs erscheint trotz seiner Vorbehalte gegenüber Goerdeler und den meisten älteren, noch irgendwie der Weimarer Zeit verbundenen Politikern sehr unwahrscheinlich, schon einfach deswegen, weil die Fähigkeiten und Denkformen Goerdelers und Stauffenbergs auf ganz verschiedenen Ebenen lagen. Vielleicht liegt eine Verwechslung zwischen Beck und Goerdeler vor. Beck war damals schwer erkrankt und hatte bei den Jüngeren wegen seiner schweigsamen Zurückhaltung und Bedachtsamkeit, die man als Zaudern auslegte, etwas an Ansehen verloren. Es lag also nahe, für den militärischen Sektor der Widerstandsbewegung einen jüngeren, dynamischeren Mann als Führer zu suchen.

Aus persönlichen und politischen Gründen bemühte Schulenburg sich auch diesmal wie im Sommer 1940 darum, die Franzosen besser kennenzulernen und zu verstehen. Er durchstreifte Paris, besuchte Museen, Theater, Kirchen; er besichtigte auf seinen Fahrten zur Küste die herrlichen Kathedralen der Normandie. Dazu nahm er jede Gelegenheit wahr, mit einzelnen Franzosen, die in der Wirtschaft oder in der

Verwaltung mit den Deutschen zusammenarbeiten mußten, in unmittelbaren Kontakt zu kommen.

Besonders interessierte es ihn, wie man in Paris mit den Problemen der rasch wachsenden Weltstadt fertig zu werden versuchte. In Frankreich hatte man dafür eine besondere, Urbanismus genannte Wissenschaft von der planvollen Lenkung und Gestaltung des Städtebaus entwickelt.

Unter den nachgelassenen Papieren Schulenburgs befindet sich die Übersetzung eines vermutlich 1942 verfaßten Aufsatzes von Pierre Remanry: »Paris in seiner Region«¹⁹⁴ aus dem Werk: »La destine de Paris«. Aus den zahlreichen Unterstreichungen Schulenburgs läßt sich erkennen, wie sorgfältig er diesen Aufsatz durchgearbeitet hat, dessen Vorschläge seinen eigenen Erfahrungen in Recklinghausen und Schlesien und seinen Ansichten über die zukünftige städtebauliche Entwicklung in Deutschland z. B. bei der Errichtung von Trabantenstädten in vielen Punkten entsprachen. Ganz unmittelbar dürfte der Aufsatz von Remanry auch den Inhalt der Denkschrift über die Ausweitung der Befehlsmöglichkeiten des Militärkommandanten von Paris beeinflussen haben, indem er einmal bestimmte Fakten darbot und zum anderen die Auffassung einer jungen französischen Elite wiedergab, deren Zielsetzung, »eine neue, politische, wirtschaftliche und soziale Ordnung zu schaffen«, eine künftige gute Zusammenarbeit mit der Widerstandsbewegung erhoffen ließ.

Außerdem verschaffte sich der Verwaltungsfachmann Schulenburg auch einen Überblick über den französischen Verwaltungsaufbau. Als Zeugnis dafür hat sich in seinen Papieren ein kurzes Exposé: »Die Regionalpräfekten« und ein Organisationsplan¹⁹⁵ über die französische Bezirks- und Departementalverwaltung in graphischer Darstellung gefunden. Wichtiger dürfte für ihn freilich die eigene Beobachtung an Ort und Stelle gewesen sein.

Das vorläufige Ergebnis seiner Beobachtungen französischer Lebensart und Lebensform faßt Schulenburg in einem Brief an die Gräfin in dem Satz zusammen: »Wahrscheinlich handelt es sich beim französischen und deutschen Wesen um zwei Pole einer höheren europäischen Ordnung. Ich werde sie noch ergünden.«

Die Aufgabe des Sonderstabes in Frankreich war Ende Juli beendet.

Am 30. Juli fuhr der Sonderzug v. Unruh nach Deutschland zurück und traf in Regensburg mit den ersten halbbekleideten, brandgeschwärzten, verstörten Bombenflüchtlingen aus Hamburg zusammen, denen Schulenburg – wir haben die Episode schon erzählt – den ihm »gestifteten« französischen Wein zuteilen ließ. Die Flüchtlinge brachten die nicht unüberhörbare Kunde, daß der Krieg in ein neues, verschärftes Stadium eingetreten war. Wer ihn vor einem »Zuspät« der totalen Niederlage beenden wollte, mußte handeln, schnell handeln.

18 Pläne zur »Wiederherstellung eines guten Staatsregiments«

Über Schulenburgs offizielle Tätigkeit in den Herbstmonaten des Jahres 1943 wissen wir nur wenig. Wahrscheinlich ist er bis in den Winter 1943/44 hinein beim »Sonderstab von Unruh« geblieben.¹⁹⁶

Im August, während die Gräfin mit den Kindern endgültig von Breslau nach Trebbow umzog, wo Schwägerin und Schwager von Barner ihr eine Reihe von Zimmern überlassen hatten, tauchte auch Schulenburg für kurze Zeit in Breslau auf, weil er »in Schlesien zu tun« hatte.

Nach längerem Krankheitsurlaub¹⁹⁷ wieder in Berlin, fand Schulenburg ein »illegales«, d. h. nicht bei der Polizei gemeldetes Privatquartier im Hause des zur Wehrmacht einberufenen Pfarrers Berndt, eines Schulfreundes vom Potsdamer Gymnasium. Hier führte er bei vielen nächtlichen Unterredungen Vertreter der verschiedenen Widerstandsgruppen zusammen, so Leber und Stauffenberg, und lernte selbst Dr. Lilje und andere Männer der Bekennenden Kirche kennen. Von hier wich er dann allerdings auch, wenn ihm der Boden zu heiß wurde, in andere Unterkünfte aus, z. B. zu Frau Dr. Toepfer im Potsdamer Haus des Herrn von Heppe, wo er gemeinsam mit Graf Schwerin-Schwanefeld wohnte und schriftliches Material der Widerstandsbewegung unterbrachte. Wahrscheinlich hat er zwischenhinein aus Sicherheitsgründen

das Quartier noch öfters gewechselt und sich zuweilen auch in die Kaserne seines Potsdamer Regiments zurückgezogen, wohin die Gestapo keinen Zutritt hatte.^{197a}

Wieder begann eine Zeit der Besprechungen und Planungen mit den alten und mit neugewonnenen Freunden aus den Kreisen der Gewerkschaftsbewegung und der früheren SPD. Bestimmte Namen rückten in den Vordergrund. Leber, Trott zu Solz, Reichwein, Schwerin und vor allem Stauffenberg, den Schulenburg übrigens schon 1927 in Potsdam während dessen Kommandierung auf die Kriegsschule kennengelernt hatte. Wieder trug Schulenburg in der Rocktasche die Entwürfe von Aufrufen an die Soldaten, die Arbeiter, die Künstler, die Intellektuellen mit sich herum, die ihm Freundinnen der Familie wie Heidi von Bismarck, Ola von Rüdts mit der Schreibmaschine geschrieben hatten.

Wieder traf man sich an den verschiedensten Orten: in der Wohnung von Wirmer, wo Lejeune-Jung seine Gedanken über Sozialisierung der Schlüsselindustrien und eine künftige Handelspolitik Schulenburg, Schwerin, Brücklmeier und Habermann vortrug, im Büro der Holzfirma Nonn im Hotel Esplanade nahe beim Potsdamer Platz, wo Ola Rüdts von Collenberg Sekretärin war, im Dienstzimmer von Dr. Isenberg im ehemaligen preußischen Herrenhaus, im Büro des R. A. Strünck, in den Räumen des »Kirchlichen Kunstdienstes«, wo man durch die beiden Brüder Kükelhaus eingeführt worden war und wo der Dramaturg Heinz Kükelhaus die ersten Unterlagen für eine Dokumentation der Widerstandsbewegung hinterlegte, im Weinlokal »Zur alten Reichsmünze«, in Privatwohnungen, im Berliner Büro der Saarländischen Industrie und auf den verschiedensten Gütern in der engeren und weiteren Umgebung.

In Neuhardenberg besprach Schulenburg mit Prof. Spranger, der wohl dem »Freiburger Kreis« nahestand, Fragen einer zukünftigen Kultur- und Schulpolitik. Alt-Friedland, das Gut des Herrn von Oppen, bot Gelegenheit zu gründlichem und unbelauschtem Gespräch mit Stauffenberg und den engsten Freunden. Auf dem Gut der Freifrau von Krosigk bei Magdeburg wurden Dokumente verborgen. Auch in Paris ist Schulenburg, wahrscheinlich im Auftrage des Sonderstabes von Unruh, nochmals gewesen. Unter dem 4. Oktober berichtet Ernst

Jünger in seinem Tagebuch von einer längeren Unterhaltung unter vier Augen im »Ritz«, bei der er Schulenburg das Schema seines Friedensaufrufes entwickelt hat. Zuweilen wanderte man aber auch einfach durch den Tiergarten, um ein vertrauliches Gespräch zu führen.

Nach der Operation Becks befragte Schulenburg während eines solchen Spaziergangs Professor Liedecke bei einem von dessen Besuchen in Berlin, ob er Generalfeldmarschall Rommel für die Rolle des Staatspräsidenten geeignet halte. Im Luftschutzkeller des Berliner Verwaltungsgebäudes von Krupp brachte Kükelhaus im Mai 1944 den Botschafter Abetz, seinen Freund aus der Jugendbewegung, mit Schulenburg zusammen. Daneben lief die Pflege der alten Beziehungen weiter: zu Helldorf, zum Amt Canaris, zur Wehrmacht und zur Ministerialbürokratie, zum Auswärtigen Amt, dessen in die Verschwörung eingeweihte Angehörige immer wieder die außenpolitischen Chancen eines Umsturzversuches zu erkunden sich bemühten.

Im Frühsommer 1943 war der wichtige enge Kontakt zwischen der Widerstandsbewegung und dem Reichsinnenministerium, von Graf Peter Yorck und Ministerialdirektor Ehrensberger aufrechterhalten, durch die Entfernung Yorcks aus seiner Amtsstelle beim Reichspreiskommissar – Yorcks Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche war der Anlaß gewesen – verlorengegangen. Um die Verbindung wiederherzustellen, reichte Schulenburg Himmler, der Ende August Frick in der Leitung des Innenministeriums abgelöst hatte, eine Denkschrift: »Bombenzerstörungen und Aufbau« ein. Himmler übergab, wie man erwartet hatte, die Denkschrift zur weiteren Behandlung an Ehrensberger, dem Chef der Abteilung »Zivile Reichsverteidigung«, der nun Schulenburg, ohne daß es Verdacht erregen mußte, jederzeit empfangen konnte.

Auch die Sammlung von Informationen und deren Übermittlung an die Vertrauensleute in den Provinzen und Ländern wurde fortgesetzt, ebenso die Bemühung, Verbindung zu gewissen Persönlichkeiten der Gegenseite zu bekommen. Dutzende von Namen tauchen in diesem Zusammenhang auf, ohne daß sie sich nach ihrer Bedeutung für die Widerstandsbewegung und nach dem Grad ihrer persönlichen Vertrautheit mit Schulenburg genau einordnen ließen. Nur ein paar heben sich heraus und verdienen ein größeres Interesse.

Da ist zunächst beim Luftforschungsamt der Oberregierungsrat Plaas, früher Brigade Ehrhardt, nach 1933 Angehöriger der SS. Schon im Winter 1942/43 ließ er durch Muthmann Schulenburg warnen, daß die Telefongespräche Beckes, Goerdelers, von Hassels überwacht würden. Später wiederholte er seine Warnung und fügte hinzu, daß man bei der SS über gewisse Oppositionsbestrebungen unterrichtet sei. War das richtig, müßte man an ein Doppelspiel der SS-Führung schon seit 1942 glauben, wodurch dann auch die Gespräche Popitz – Langbehn – Himmler verständlicher würden. Plaas ist im übrigen im März 1944 wegen angeblichen Landesverrats zusammen mit Hauptmann Gehre aus dem Amt Canaris verhaftet und am 19. Juli in Ravensbrück hingerichtet worden. Gehre erreichte dies Schicksal erst einige Tage vor Kriegsende.

Während im Falle Plaas ein Mitglied der SS Verbindung zur Widerstandsbewegung aufnahm, hat im Herbst 1943 umgekehrt Schulenburg Kontakt mit der SS gesucht. Von Kanstein war er an Dr. Riedweg, den Schwiegersohn des Generalfeldmarschalls von Blomberg, verwiesen worden, der als gebürtiger Schweizer Chef der »Germanischen Leitstelle« war, der Betreuungsorganisation für die Angehörigen der aus den germanischen Ländern Europas stammenden Freiwilligen der Waffen-SS.

Schulenburg suchte Dr. Riedweg auf und erkundigte sich, wie Riedweg später Kanstein erzählte, mit erstaunlichem Freimut, welche SS-Führer man offen über die politische Lage ansprechen könnte. Dr. Riedweg hat ihm verschiedene Namen genannt, unter denen sich auch die beiden SS-Generäle Haußer und Steiner befunden haben sollen. Mit Steiner hat Schulenburg dann auch, wie wir wissen, tatsächlich gesprochen; außerdem hat er in Danzig zu dem Obergruppenführer Hildebrandt Verbindung aufgenommen. Sie scheint jedoch weniger auf den Rat oder die Empfehlung von Dr. Riedweg zustande gekommen zu sein als durch die Vermittlung von Prof. Liedecke, den Schulenburg im Winter 1943/44 in Adlershof bei Danzig besuchte.

Eine Begegnung seltsamer und in ihrer Absicht schwer durchschaubarer Art spielte sich, wieder von Kükelhaus in die Wege geleitet, im Weinlokal »Zur alten Reichsmünze« ab. Der Inhaber des Lokals, Schütz, besaß eine stattliche Blutegel-Zucht. Unter dem Vorwand

einer Besichtigung dieser für die Behandlung eiternder Wunden nützlichen Tiere kam der »Leibarzt des Führers«, Prof. Brandt, Direktor der chirurgischen Abteilung der Charité, in das Schützsche Lokal, wo er sich in den feuchten Kellerräumen mit Schulenburg traf. Was sie dort miteinander besprochen haben, hat auch Kükelhaus nicht erfahren.

Nach umlaufenden Gerüchten soll sich Prof. Brandt, der vielen Verfolgten geholfen hat – so hat er zusammen mit dem Rechtsanwalt Prof. Dr. Grimm Gregor Strassers Adjutanten, den Oberleutnant Schulz, aus den Händen der Gestapo gerettet –, ebenfalls mit Attentatsplänen gegen Hitler beschäftigt haben. Mag das nun richtig sein oder nicht, die Begegnung mit Prof. Brandt, die Bemühungen um Kontakte zu einzelnen SS-Führern, überhaupt das ganz undoktrinäre Vorgehen bei der Kontaktaufnahme zeigen, wie sehr man innerhalb der Widerstandsbewegung darauf bedacht war, ungeachtet früherer Feindschaften und noch bestehender Meinungsverschiedenheiten Menschen aller Lager zu gewinnen. Mehr läßt sich über diese Besprechungen und Zusammenkünfte kaum sagen, zumal wir über den Inhalt der Unterredungen nur wenig, über das Ergebnis so gut wie gar nichts wissen.

Bei den Kontakten mit Vertretern der SS scheint es sich um eine Art Stillhalte-Abkommen für die Zeit nach der Aktion gehandelt zu haben. Wie dem aber auch sei, völlig falsch wäre es jedenfalls, sich von einzelnen romantischen und geheimnisvollen Begegnungen zu den beliebten Hintergrund- und Hintermännerspekulationen verführen zu lassen oder die gesamte Widerstandsbewegung als »großes Abenteuer« sehen zu wollen.

Gewiß, manches, was in jenen Jahren an der »inneren Front« geschah, kann man »abenteuerlich« nennen, und auch ein Mann wie Schulenburg dürfte die »Freude am Abenteuer« gekannt haben. Für die Erkenntnis des Wesens der Widerstandsbewegung ist das jedoch von geringer Bedeutung. Entscheidend bleiben allein die Absicht, das Wollen. Soweit dieses Wollen auf die Beseitigung Hitlers und seines Regierungssystems gerichtet war, stieß es in diesen Herbstmonaten des Jahres 1943 allerdings wieder ins Leere. Das seit Oktober geplante Attentat, für das sich junge Offiziere zur Verfügung gestellt hatten, kam nicht zustande. Dagegen einigte man sich, nicht ganz ohne Schwie-

rigkeiten und Reibungen, über die personelle Zusammensetzung einer künftigen Regierung und trieb die Entwicklung der eigenen programmatischen Grundsätze so weit voran, daß man sofort nach dem Umsturz handeln konnte, sich aber den Weg zu etwa notwendigen Änderungen und Verbesserungen nicht doktrinär verbaute.

Leider kennen wir den Anteil Schulenburgs an der Schaffung eben dieser Grundsätze nur bruchstückhaft, nachdem eine große, von ihm verfaßte Denkschrift, »umfangreicher und konstruktiver als die »Kreisauer Texte« verschollen ist.¹⁹⁸ Sicherlich dürfen wir annehmen, daß Anregungen und Gedanken von ihm sowohl in den Denkschriften Goerdelers wie in den Forderungen des »Kreisauer Kreises« ihren Niederschlag gefunden haben. Umgekehrt dürfte auch er von diesen Partnern jahrelanger gründlich bohrender und suchender Gespräche vieles in seine eigenen Anschauungen aufgenommen haben. In welchem Umfang jedoch die wechselseitige Beeinflussung stattgefunden hat, wird sich selbst bei sorgfältiger Analyse der vorhandenen Unterlagen kaum mehr bestimmen lassen. Auch reicht die Feststellung von Übereinstimmungen und Gegensätzen nicht aus, um die Bruchstücke zu einem Gesamtbild zusammenzufügen. Wir müssen uns daher mit der Darstellung und Auswertung der erhaltenen Quellen und der in den Jahren nach 1945 niedergeschriebenen Berichte begnügen.

Der vorgesehenen Stellung als Staatssekretär im Innenministerium unter Leber wie der Logik seiner ganzen Lebensarbeit entspricht es, daß wir am besten über Schulenburgs Vorstellungen von den notwendigen Reformen auf dem Gebiete der Verfassung und Verwaltung oder, wie er es wohl selbst genannt hätte, von der »Wiederherstellung eines guten Staats-Regiments« unterrichtet sind. Vieles davon war schon seit Jahren theoretisch in seinen verschiedenen Denkschriften, praktisch in seiner Tätigkeit als Landrat, Regierungspräsident, kommissarischer Personalchef und Referent für Organisationsreform im Wirtschafts- und Ernährungsministerium sowie beim Sonderstab von Unruh angelegt und vorbereitet. Wir kennen Schulenburgs Leitbild vom Beamten, der nach scharfer, den Umfang des Verwaltungsapparates automatisch einschränkenden Auslese und gründlicher Ausbildung, gebunden allein an das Ethos des Staates und das persönliche Gewissen, zu freiem, selbstverantwortlichem Handeln nicht nur befugt, sondern verpflichtet

sein sollte. Wir wissen, wie sich aus diesem Streben nach klaren Verantwortlichkeiten folgerichtig die Ablehnung eines überspitzten Zentralismus, den er bezeichnenderweise unter Berufung auf Ludwig von der Marwitz auch Bismarck vorwarf, und der Errichtung von Sonderbehörden mit verschwommenen und sich überschneidenden Zuständigkeiten entwickelte, zugleich aber auch die Bejahung einer echten Gebietsselbstverwaltung und eines gesunden, d. h. seiner Grenzen bewußten Föderalismus.¹⁹⁹

Aus dieser Einstellung forderte Schulenburg auf der untersten Stufe *Einheit der Verwaltung* beim Landrat, in der Mittelinstanz dagegen eine *Doppelung* durch klare Trennung zwischen Lenkung und Ausführung. An der Spitze sollten die im Hitler-Regime allmählich herangewucherten 58 obersten Reichsbehörden wieder aufgelöst und ihre Aufgaben an die »klassischen neun Reichsministerien« (Auswärtiges, Inneres, Finanzen, Wirtschaft, Justiz, Wehrmacht, Verkehr, Arbeit, Ernährung und Landwirtschaft) zurückgegeben werden.²⁰⁰

Für diese neun Ministerien hatte Schulenburg mit Hilfe des Materials, das er über den Sonderstab v. Unruh angefordert hatte, und in Zusammenarbeit mit Ministerialdirektor Dr. Faust eigene Organisationspläne angefertigt und, wie wir schon berichteten, nach Ausschaltung aller belasteten Beamten die Besetzung der entscheidenden Positionen mit geeigneten Persönlichkeiten vorgesehen.

Eine hervorragende Kenntnis des Organisationswesens und die beste Methode einer Generalstabsarbeit muß dazu gehört haben, die kaum mehr übersehbaren Aufgaben der Unzahl von Zentralbehörden in den Organisationsplänen von nur noch neun Reichsministerien aufzufangen und sie in einigen Fällen bis zur Referatsebene aufzugliedern. Nur bei strengster Anwendung der Prinzipien von Dezentralisation und Dekonzentration und bei weitgehender Übertragung von Aufgaben an die Selbstverwaltung kommunaler und berufsständischer Art konnte diese Aufgabe gelöst werden.

In dem Meinungsstreit zwischen extremen Zentralisten und extremen Föderalisten nahm er weniger wohl aus theoretischen Überlegungen als auf Grund seiner praktischen Erfahrung eine vermittelnde Stellung ein. So wollte er den Landesverwesern, die nach dem Umsturz die Reichsverteidigungskommissare ersetzen sollten, ausdrücklich nur

für den Notfall (vorübergehende Abtrennung vom Reich) die Vollmacht zu selbständigem Handeln in klaren Reichsangelegenheiten wie etwa der Schaffung einer neuen Wirtschafts- und Sozialverfassung zugestehen.

Gemeinsam mit Popitz, Ehrensberger, Keßler, Koettgen und wohl auch Goerdeler trat er im Gegensatz zu den meisten Kreisauern für die Erhaltung der Finanzhoheit beim Reich und für eigene Verwaltungsorgane der Reichsministerien im gesamten Reichsgebiet ein. Die Personalpolitik dieser Verwaltungsorgane sollte wenigstens für den Anfang zentral vom Innenministerium gesteuert werden, wofür die entsprechenden Vorbereitungen ja auch schon getroffen waren. Schließlich mußte das Reich die Gesetzgebung für die in die Zuständigkeit seiner Ministerien fallenden Sachgebiete und die Oberaufsicht über die Handhabung der erlassenen Gesetze behalten.

An dieser Grenze freilich sollte der »Reichszentralismus« enden. Alle Aufgaben und Bedürfnisse, die unten in den Gemeinden, Kreisen, kreisfreien Städten, Ländern erfüllt und befriedigt werden konnten, sollten auch der alleinigen und freien Entscheidung und Erledigung durch die Selbstverwaltungsorgane dieser Institutionen und Gebietskörperschaften vorbehalten bleiben. In diesen räumlich und nach der Bevölkerungszahl überschaubaren Gebilden erhoffte sich Schulenburg die Entwicklung eines kräftigen eigenständigen Lebens, in dem sich alle zur Mitarbeit bereiten Elemente entfalten und die eigentlichen Träger der politischen und verwaltenden Tätigkeit, die Landräte, Bürgermeister, Regierungspräsidenten, Landesverweser ohne bürokratische Hemmungen und Gängelei von oben her die notwendigen Entschlüsse fällen könnten.

Wie eine solche Selbstverwaltung funktionieren, wie ihre Zusammenarbeit mit den neben- und übergeordneten Verwaltungsorganen und den politischen Instanzen im einzelnen verlaufen sollte, darüber finden sich nur wenige Andeutungen in zwei, wahrscheinlich 1943 entstandenen Denkschrift-Skizzen: »Gemeindeordnung« und »Regierungsträger und ihre Aufsicht«. Da diese Skizzen zweifellos aus Tarnungsabsichten dem neuen Innenminister Himmler eingereicht wurden, darf ihr Inhalt nicht überbewertet werden. Immerhin enthalten sie eine Reihe von Sätzen, die nicht allzu wörtlich genommen, die allge-

meine Richtung der Schulenburgschen Gedankengänge zeigen.²⁰¹ So heißt es in der Gemeindeordnung:

»Die Gemeinde erfaßt die engere Schicksalsgemeinschaft der Nachbarschaft. Sie... trägt die gemeinsamen Aufgaben so gut wie die Schicksalsschläge des einzelnen und grenzt... die Rechte und Pflichten der Nachbarn gegeneinander ab. Zur Erfüllung ihrer Aufgaben verfügt die Gemeinde über drei Organe: Bürgermeister, Gemeinderat, Gemeindetag. Der Bürgermeister ordnet die Angelegenheiten der Gemeinde, leitet den Beamtenstab und sorgt dafür, daß die Gesetze und Weisungen beachtet werden. Er ist für den inneren Frieden seiner Gemeinde verantwortlich.

Ihm steht zur Seite der Gemeinderat. Dieser tritt monatlich zusammen und hat alle vorkommenden Gemeindefragen mit dem Bürgermeister zu besprechen. Ihm gehören an: *Der Pfarrer* [!], *der Hauptlehrer, je ein Unternehmer, Handwerker, Großbauer, Kleinbauer und zwei* (von den vorgenannten unabhängige) *Arbeiter*...

Kontrollorgan ist der Gemeindetag. Er setzt sich zusammen aus sechzig bis einhundertzwanzig *verheirateten* Bürgern, die *Hausbesitzer* oder *Inhaber einer Dienst- oder Werkswohnung* sind. Die Sitzungen sind öffentlich...«

Die Frage echter Wahlen der Gemeindetag-Vertreter bleibt offen; der Einfluß des Gemeindetages durch Kritik an den Maßnahmen von Bürgermeister und Gemeinderat oder durch Ablehnung des Haushalts- und Steuerplans ist nur gering. Immerhin ist ein solcher Einfluß vorgesehen, was im Hinblick auf den Empfänger noch erstaunlich genug erscheint. In dem Exposé: »Regierungsträger und Aufsicht« sagte Schulenburg:

»Die Aufgabe der Politik ist eine zwiespältige: Das Wohl des Ganzen und das Wohl des einzelnen. Hiernach hat sich der politische Aufbau des Staates zu richten. Er kann entsprechend der doppelten Art seiner Aufgaben auch nur zwei Befehlsstellen kennen. Die für das Ganze entscheidende Reichsregierung und die für Einzelwesen sorgende Regierungsträger.

Zwischen diesen muß es entsprechend der Vielzahl der Regierungsträger Aufsichtsorgane geben, die aber nicht selbst Regierungsträger sein können... Die natürlichen Regierungsträger sind die Persönlich-

keiten, die noch in der Lage sind, einen Lebenskreis zu überschauen. Das aber sind die Landräte und die Oberbürgermeister . . .

Die Landkreise und Landstädte werden – »nach der Neugliederung des Reiches und einer vernünftigen Raumordnung« – bis zu 50 000, die Hauptstädte bis zu 200 000 Einwohner umfassen.

Das sind Größen, die hervorragende Männer noch übersehen können. Ihre Aufgabe besteht in der Fürsorge für das Schicksal von Kreis oder Stadt. Es ist ihre Pflicht, jede wichtige Familie ihres Bereichs zu kennen. Der Landrat ist ständig auf Reisen, während der Oberbürgermeister durch ein reges gesellschaftliches Leben nach allen Richtungen Fühlung behält . . . Landrat und Oberbürgermeister sind Rater, Helfer und Mahner. Ihrem persönlichen Einfluß ist keine Grenze gesetzt . . .«

Das bleibt ziemlich umrißhaft, jedoch wird zweierlei sehr deutlich: Ein »gutes Regiment« muß das Recht jedes einzelnen Menschen auf die freie Entfaltung seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten innerhalb seines Lebens- und Arbeitsraumes sichern.

Zum anderen ist Selbstverwaltung in Schulenburgscher Sicht nicht so sehr ein ausgeklügeltes System von Verfassungsbestimmungen und Verwaltungsweisungen wie die Sache von dynamischen, ausstrahlenden Persönlichkeiten, die ihren Tätigkeitsbereich mit ihrem Geist durchdringen und beherrschen. Das gilt natürlich ebenso für Regierungspräsidenten, Landeshauptleute oder Landespräsidenten wie für Landräte und Oberbürgermeister. Bei dem Umfang der bei diesen Regierungsträgern liegenden Macht und bei ihrer großen Selbständigkeit ist nun freilich ein Mißbrauch der Macht bis zur Gefährdung der Reichseinheit nicht völlig auszuschließen. Die Absicht, dieser Gefahr zu begegnen, dürfte die Planungen für die territoriale Neugliederung des Reiches und für die künftigen Reichs- und Länderverfassungen nicht unwesentlich beeinflußt haben.

19 Neugliederung des Reiches

Ende März 1943 hatte Dr. Isenberg von der Reichsstelle für Raumordnung die von Schulenburg erbetenen und in ständiger Verbindung mit ihm ausgearbeiteten Vorschläge für eine Neu-Einteilung der landwirtschaftlichen Marktbezirke der zukünftigen Reichsländer fertiggestellt. Das Ergebnis liegt in neun Kartenblättern, auf denen die vorgesehenen Ländergrenzen mit größeren und kleineren Variationen eingezeichnet sind, und in zwei die Vorschläge begründenden schriftlichen Ausarbeitungen vor.²⁰² (Siehe die Karte im Anhang.)

In dem kürzeren, fünf Schreibmaschinenseiten umfassenden Exposé: »Betrifft landwirtschaftliche Marktbezirke« zählt Dr. Isenberg die Gesichtspunkte auf, von denen man sich bei der Arbeit leiten ließ.

»1. Günstige Voraussetzungen für die verwaltungstechnische Handhabung.

2. Erreichbarkeit des Verwaltungssitzes für die Bevölkerung, d. h. Herausstellung der zentralen Orte.

3. Zusammenfassung wirtschaftlich zusammengehöriger Gebiete; klare Herausstellung der Funktionen eines Gebietes für das Reichsganze.

4. Möglichste Zusammenfassung der stammes- und blutsmäßig zusammengehörigen Menschen.

5. Ergänzend (gedanklich schon in 1 bis 4 enthalten, aber doch noch einmal besonders herauszustellen): Berücksichtigung der natürlichen Landschaftsgrenzen.«

In den Erläuterungen fordert er zu Punkt 1 Bezirke in der Größenordnung von 3 bis 5 Millionen Einwohnern mit 15 bis 20 Außenstellen, die von der Zentrale noch unmittelbar und persönlich betreut und gelenkt werden können. Dieser enge Kontakt ermöglicht eine Berücksichtigung der örtlich sehr unterschiedlichen Verhältnisse und gewährt den Trägern der Mittelinstanz den notwendigen Spielraum zur Entfaltung eigener, verantwortungsfreudiger Initiative.

»Im ganzen gesehen gilt der Satz: Je kräftiger die Mittelinstanz ist, desto mehr kann der zentrale Apparat sich auf die lenkenden und steuernden Funktionen beschränken.«

Unter Punkt 2 wird auf die Notwendigkeit hingewiesen, den Sitz einer »lebensnahen Verwaltung« an verkehrsgünstigen, für die Bevölkerung also leicht erreichbaren und zudem wirtschaftlich führenden Orten unterzubringen. Nur die Herausstellung einer Reihe solcher Orte als Mittelpunkte großer Wirtschaftsbereiche – [lies: Hauptstädte neuer Länder!] – kann das weitere Wachstum eines in Berlin konzentrierten Zentralismus aufhalten.

Zu Punkt 3 wird gefordert: Ballungsgebiete industrieller oder landwirtschaftlicher Art dürfen nicht durch Verwaltungsgrenzen durchschnitten werden. Als Beispiele schlechter Planung wird auf die Verteilung des Ruhrgebietes auf vier Gaue, die Trennung Oberschlesiens von Niederschlesien, die politische Zersplitterung des mitteldeutschen Industriegebietes hingewiesen. In Industriegebieten, deren Grenzen aus Gründen des Arbeitseinsatzes, der landwirtschaftlichen Versorgung usw. nicht unmittelbar vor den Toren liegen können, muß daher der Verwaltungsraum häufig eine größere Ausdehnung haben. Solche Größenunterschiede sind unwesentlich; wichtig ist, durch *klare Herausstellung der räumlich differenzierten Funktionen des einzelnen Verwaltungsgebietes die Funktion des Reichsganzen zu sichern und zu verstärken.*

Zu Punkt 4 heißt es: »Stammesmäßige Gesichtspunkte sind bei einer Neugliederung zu berücksichtigen, soweit dadurch nicht sinnvolle wirtschaftliche Zusammenhänge zerstört werden. Z. B. wäre es falsch, das fränkische Nürnberg von der bajuwarischen Oberpfalz zu trennen.

Außerdem dürfte man nicht vergessen, daß auch unsere Stämme in ständigem Wandel begriffen seien.«

Unter Punkt 5 wird auf die Bedeutung der natürlichen Grenzen (Gebirgskämme, Wasserscheiden, Moore, Ödländer, Waldgebiete usw.) hingewiesen. Auch hier sei jedoch eine Schematisierung unzulässig. So gehöre das Gebiet nördlich und südlich des Thüringer Waldes wirtschaftlich und zum Teil auch stammesmäßig zusammen.

Abschließend gibt der Verfasser die Schwierigkeit zu, bei einer gleichmäßigen Berücksichtigung aller fünf Gesichtspunkte zu einem eindeutigen und einheitlichen Neugliederungsplan zu kommen. »Immerhin zeigte sich bei Aussprachen, die zwischen den Sachverständigen stattgefunden haben, in den Grundzügen doch eine erfreulich weitgehende Übereinstimmung.«

In der zweiten, für eine gründlichere Behandlung und Analyse zu umfangreichen Arbeit beschäftigt sich Dr. Isenberg mit dem »Problem Großstadt«. Indem er die besonderen, durch Lage, Bevölkerungsstruktur, geschichtliche Entwicklung, wirtschaftliche Ausstattung bestimmten politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Funktionen untersucht, kommt er zu einer Einteilung der Großstädte in sechs Strukturtypen, die man wiederum in drei Haupttypen zusammenfassen kann:

Haupttyp A mit umfassenden und unbestrittenen zentralen Funktionen;

Haupttyp B mit unvollkommenen und umstrittenen, jedoch reichswichtigen Funktionen;

Haupttyp C mit kräftiger Industrie, aber wenig zentralen Funktionen.

Haupttyp A stellt die »ideale Hauptstadt« eines »Bezirks der Mittelinstanz« (Provinz, Gau, Land) dar. Solche »echten Hauptstädte« sind Königsberg, Danzig, Posen, Breslau, Stettin, Hannover, Dresden, Wien, München, Stuttgart.

Wo Typ A fehlt, wie in großen Teilen West- und Mitteldeutschlands, muß er bei einer Neugliederung durch eine Stadt des Typs B ersetzt werden. Diese ist dann mit zusätzlichen zentralen Funktionen auszurüsten. Als solche Ersatz-Städte nennt Isenberg Magdeburg, Mannheim, Köln, Düsseldorf, Hamburg, Frankfurt, Nürnberg und mit Vorbehalten Leipzig und Bremen.

Aus der Gruppe »Typ C« führt er als noch mögliche Hauptorte größerer Bezirke die Städte Essen, Dortmund, Duisburg, Wuppertal, Gelsenkirchen, Plauen i. V. und Litzmannstadt an, was jedoch bei der Lage dieser Städte kaum praktische Bedeutung hat, sondern nur der Erläuterung seiner Theorie dient.

Im Gesamtergebnis seiner beiden schriftlichen Arbeiten und der von seinem Amt erstellten neun Kartenblätter kam Dr. Isenberg zu einer Neugliederung des Reichsgebietes nach dem Stande von 1940 in 22 (20) Marktbezirke bzw. Länder.²⁰³ Das Protektorat Böhmen und Mähren und das Generalgouvernement waren dabei ausgeklammert geblieben, Deutsch-Österreich, die sudetendeutschen Gebiete, von Polen abgetrennte Landstriche und Elsaß-Lothringen aber, wie es sich in einer Behördenarbeit auch nicht umgehen ließ, in die Planung hereingenommen worden.

Die Größenverhältnisse der neuen Länder bewegten sich zwischen 1,52 und 7,63 Millionen Einwohnern, 18 000 bis 95 000 qkm und 25 bis 104 Stadt- und Landkreisen. Das entscheidende Merkmal des Gesamtplanes war das völlige Verschwinden der früheren Einzelstaaten, die sich auch nach dem Sturz der Dynastien erstaunlich lebenskräftig gezeigt und im Anfang der zwanziger Jahre wiederholt die Reichseinheit bedroht hatten. Jetzt sollte der junge Föderalismus, getragen von den staatsbildenden Kräften, die Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen, Österreich geschaffen hatten, in den neuen Gebietseinheiten den Willen und die Fähigkeiten zu eigenständigem, selbstverantwortlichem Handeln von allen Fesseln befreien und so den alten Partikularismus mit seinen verstaubten Traditionsgefühlen und unbewältigten Erinnerungen an frühere Feindschaften, Siege und Niederlagen endgültig überwinden. »Der deutsche Einheitsstaat, nicht ein zentralistischer, sondern ein nach deutscher Art dezentralisierter Einheitsstaat«, so wie ihn Schulenburg schon in seiner Potsdamer Referendarzeit erstrebt hatte, wäre damit der Meinung seiner Urheber nach endlich erreicht worden. »Preußen vor allem hätte«, wie es in den Kreisauer Texten heißt, »seine reichsbildende Mission vollendet, indem es auf den staatlichen Zusammenhang seiner Provinzen verzichtete.«

Allerdings ging es Schulenburg in jenen Kriegsjahren nicht mehr

nur um den »deutschen Einheitsstaat«. ²⁰⁴ In dem Plan einer deutschen Föderation sah er zugleich so etwas wie ein Modell für eine künftige europäische Einigung; zum mindesten erhoffte er von ihm einen lang-samen Abbau der bei den europäischen Völkern bestehenden Furcht vor einem deutschen zentralistischen Hegemonieanspruch. Wahrscheinlich würden die neuen, den Schweizern, Franzosen, Holländern, Dänen, Polen, Tschechen, Ungarn, Italienern benachbarten Länder, sofern sie nur ihre Aufgabe richtig verstünden und eine echte Strahlungskraft entwickelten, wesentlich mehr für Verständigung und Versöhnung leisten können als die Propaganda einer zentralen und damit notwendigerweise bürokratisch geführten Reichsbehörde.

Mit den Arbeiten der Reichsstelle für Raumordnung war das Gespräch über die Neugliederung nicht abgeschlossen. So wie es schon auf den Kartenblättern zum Teil recht erhebliche Unterschiede gab: ein geteiltes und ein einheitliches Land Schlesien, ein Großhessen und zwei, hessische und fränkische Gebiete umfassende Länder Kurhessen und Rhein-Main, ein selbständiges und ein in Niedersachsen einbezogenes Friesland, ein an der Donau und ein hinter Eger endendes Bayern, so wurden noch bis in das Frühjahr 1944 hinein neue Vorschläge entwickelt.

Wir wissen, daß Uexküll als geborener Österreicher nicht nur für die Erhaltung des geschlossenen Bundeslandes Österreich mit der alten Ländereinteilung Vorarlberg, Tirol, Kärnten, Steiermark, Ober- und Niederösterreich, Burgenland, sondern auch für die Wiederherstellung einer österreichischen Bundesregierung, freilich innerhalb des Reichsverbandes, eintrat. Früher hatte sich schon Dr. Heinz Haushofer aus historisch und psychologisch begründeten Überlegungen gegen die Absicht gewandt, Tirol als ein von den Bajuwaren besiedeltes Land Bayern anzuschließen. Süddeutsche Kreise, auch Isenberg selbst, wehrten sich lange gegen eine Zerschlagung Gesamtbayerns, ²⁰⁵ obwohl damit Sinn und Absicht der ganzen Neugliederung weitgehend zerstört worden wären.

Auch konfessionelle Gesichtspunkte haben offenbar eine Rolle gespielt. Wenn Moltke in München in der Pfarrei der Michaeliskirche mit Pater Rösch, Pater König und Speer und Reisert über die neuen Landesgrenzen sprach ²⁰⁶ und Schulenburg über das gleiche Thema mit

Globke und Wirmer verhandelte,²⁰⁷ dann handelte es sich dabei wahrscheinlich um den Wunsch der katholischen Gesprächspartner, bei der Grenzziehung auch die konfessionelle Zusammensetzung der Bevölkerung zu berücksichtigen. Vielleicht ging der Vorschlag, die ganze katholische Oberpfalz und das Egerland dem neuen Land Bayern zuzuschlagen, obwohl beide Gebiete wirtschaftlich und verkehrsmäßig weit mehr zu Franken (Nürnberg-Hof) oder dem Vogtland (Plauen) gehörten, auf solche Wünsche zurück. Auch der Plan zur Schaffung eines vornehmlich protestantischen Landes Kurhessen, das wirtschaftlich kaum lebensfähig schien und in seiner Hauptstadt Kassel keinen »unumstrittenen« beherrschenden Mittelpunkt besaß, mag durch derartige Überlegungen angeregt worden sein. Sichere Beweise für unsere Annahme besitzen wir allerdings nicht.

Dagegen steht eindeutig fest,²⁰⁸ daß es vor allem unter der älteren Gruppe des Widerstandskreises eine grundsätzliche Opposition gegen die Neugliederungspläne gab. Diese Gruppe sah in der »Zersplitterung des Reichsgebietes« in 20 oder 22 Länder weder eine Grundlage für den Aufbau eines gesunden Föderalismus noch einen sicheren Schutz gegen die Gefahren des überkommenen Partikularismus. Die meisten der vorgesehenen neuen Länder seien zu klein und zu schwach, um der durch die technische und wirtschaftliche Entwicklung bedingten Tendenz zum Zentralismus nachhaltig und erfolgreich Widerstand leisten zu können. Sie würden dieser Tendenz unterliegen oder sich mit ihren Nachbarn zu westdeutschen, süddeutschen, norddeutschen, ostdeutschen Bündnissen zusammenschließen und so dem gerade überwundenen Partikularismus eine neue Legitimität verleihen. Die Kritiker schlugen daher, wahrscheinlich in Verbindung mit monarchistischen Hoffnungen, die Bildung zweier großer deutscher Bundesstaaten vor: eines süddeutschen mit Einschluß Österreichs und eines norddeutschen nördlich des Mittelgebirges. Die Provinzen dieser beiden Bundesstaaten sollten dann jene freien Selbstverwaltungsrechte haben, über deren Notwendigkeit alle einig waren.

Zu welchen Entschlüssen man in den letzten Wochen vor der Aktion des 20. Juli gekommen war, welche Richtung sich durchgesetzt hatte, ist ungewiß. Da die Initiative jedoch immer mehr auf die Jüngeren übergegangen war, kann man wohl zu Recht annehmen, daß man

unter dem Vorbehalt gewisser Änderungen und Verbesserungen nach den Vorschlägen Isenbergs handeln wollte.

In diesem Zusammenhang muß noch auf ein kurzes Exposé Schulenburgs hingewiesen werden, das sich unter den vermutlich Himmler im Herbst 1943 eingereichten Papieren befindet.²⁰⁹ In ihm schlägt Schulenburg die Bildung von »Städte-Ringen« vor, in denen »Städte gleichartiger Aufgaben unabhängig von ihrer Landschaftsgebundenheit« vereinigt werden sollten, um Erfahrungen auszutauschen, sich gegenseitige Hilfe zu gewähren und gegenüber jedem Partikularismus eine einheitliche Reichspolitik zu tragen und zu sichern. Wir meinen, daß es sich dabei um einen »echten«, nicht allein auf den Empfänger zugeschnittenen Vorschlag handelte, der zugleich eine Antwort auf die Bedenken jener geben sollte, die von der »territorialen Neugliederung« Zersplitterung und Wiederaufleben des früheren Partikularismus befürchteten. Dafür spricht die Auswahl der Städte, die er in den sieben Ringen zusammenschließen, und die Funktionen, die er den einzelnen Ringen zuweisen wollte: Funktion des Hafens, der Brücke, der Verkehrsknoten, der Rohstoffausbeute, der Banken, der west- und osteuropäischen Zusammenarbeit, der politischen Führung. Obwohl das Exposé sich auf Stichworte beschränkt, läßt es doch die dahinter stehende gründliche Gedankenarbeit erkennen. Allein um Himmler etwas blauen Dunst vorzumachen, hätte sich Schulenburg der Mühe dieser Arbeit kaum unterzogen.

Ferner machte man sich in der Arbeitsgemeinschaft für »territoriale Neugliederung« auch Gedanken über die außenpolitischen Auswirkungen einer vom Status des Jahres 1940 ausgehenden Grenzziehung. Wenn man das Protektorat und das Generalgouvernement nicht in die eigenen Pläne einbezog, so war das nicht nur Folge der ursprünglichen Arbeitsanweisung, die von »landwirtschaftlichen Marktbezirken innerhalb des Reichsgebietes« sprach, sondern zugleich auch Manifestation der Auffassung, daß Gebilde wie Protektorate und Gouvernements nicht in das Bild eines zukünftigen Europas paßten. Auch die Aneignung von polnisch oder tschechisch besiedelten Gebieten paßte nicht in dieses Bild.

Man war sich darüber klar und auch bereit, unabhängig vom Kriegsausgang diese Gebiete zurückzugeben. Selbstverständlich konnte

man das nicht im Jahre 1943 auf irgendwelchen Karten einzeichnen und kenntlich machen. Man wollte es aber auch nicht, da nach der Casablanca-Erklärung in der feindlichen Presse die Forderungen auf rein deutsche Gebiete immer hemmungsloser und ausgreifender wurden, und man daher befürchten mußte, durch voreilige Verzichte, wo sie berechtigt waren, auch jene völlig unberechtigten Forderungen voreilig anzunehmen und zu legalisieren.

Gerade Schulenburg ist es gewesen, der noch im Januar 1944, als er schon mit der Notwendigkeit einer bedingungslosen Kapitulation, wenigstens den Westmächten gegenüber, rechnete,²¹⁰ darauf drängte, Ulitzka als Landesverweser in Posen für das Wartheland vorzusehen. Ebenso hoffte er zuversichtlich auf ein Verbleiben Österreichs einschließlich Südtirols beim Reich, wie sich aus seinem Verhalten während eines Treffens sämtlicher Regierungspräsidenten in Breslau unter Himmlers Vorsitz Mitte Januar 1944 deutlich zeigte. Mit seinem ganzen Charme umwarb er alle dort erschienenen Österreicher – aus dem Wissen heraus, daß es in Wien neben anderen auch eine unbedingt reichstreue Widerstandsgruppe gab.²¹¹

Schulenburg, in seiner Grundhaltung ein Idealist, in seinem praktischen Handeln jedoch ein nüchterner Pragmatiker, mochte von langfristigen Festlegungen nicht allzuviel wissen. Aus einer gegebenen Situation, deren Eintreten man abwarten mußte, das Beste für die eigene Sache zu machen, schien ihm besser. Das gilt wohl für seine gesamten außenpolitischen Vorstellungen, über die wir leider ebenfalls nur wenig genaue Kunde haben. Wir erinnern uns an die Sätze in seinem Kriegstagebuch, in denen er von einem kommenden europäischen Großwirtschaftsraum mit östlichen Aufbaugebieten spricht, oder an jene Briefstelle, die das deutsche und das französische Wesen als zwei Pole einer höheren europäischen Ordnung bezeichnet. Aufschlußreicher noch für seine Anschauungen erscheint die Erwartung, der in den Neugliederungsplänen formulierte neue deutsche Föderalismus könne das Modell für einen künftigen europäischen Bund werden.

Schulenburgs pragmatische Denkweise hat zweifellos auch seine Stellung zum West-Ost-Problem bestimmt. Soweit wir wissen, hat er entsprechend den wechselnden Situationen zu verschiedenen Zeiten einen verschiedenen Standpunkt eingenommen. Nach Ideologien, nach

Sympathien oder Antipathien sachliche Entscheidungen zu treffen, war nicht seine Sache und wäre von ihm besonders auf dem Gebiet der Außenpolitik als unverzeihliche Pflichtverletzung gegenüber dem eigenen Volk angesehen worden. Im übrigen hielten sich Zuneigung und Abneigung bei ihm in dieser Angelegenheit ziemlich die Waage. Er schätzte das von Parteien beherrschte parlamentarisch-demokratische System des Westens gering und er verabscheute das bolschewistische des Ostens. Er wurzelte im abendländischen Geistes- und Kulturerbe, aber er hatte in Rußland die ungebrochene urtümliche Lebenskraft des russischen Volkes erlebt und in den Steppen und Wäldern etwas von den Möglichkeiten und Lockungen des gewaltigen östlichen Raumes gespürt. Er hielt nichts von Kollektivismus und Staatskapitalismus, aber den »parasitären«, von keiner Gemeinschaftsinstitution gelenkten und kontrollierten »Privatkapitalismus« lehnte er ebenfalls ab. So stand er in jener Mitte, deren Auftrag seit eh und je deutsches Schicksal gewesen war und deren zukünftige nicht mehr auf Eroberung, sondern auf Ausgleich und Ordnung gerichtete Aufgabe Trott zu Solz in der verlorenen Schrift »Deutschland zwischen Ost und West« deutete.²¹²

Praktisch betätigt auf dem Gebiet der Außenpolitik hat sich Schulenburg kaum, vielleicht abgesehen von der Reise nach Kopenhagen im Frühjahr 1943. Dagegen hat er sich ständig um Informationen bemüht bei seinem Vetter Albrecht von Kessel und anderen Angehörigen des Auswärtigen Amtes. Im Wilhelmstraßen-Prozeß sagte Axel v. d. Bussche aus, daß er nach der Casablanca-Erklärung der Alliierten im Auftrag Schulenburgs bei Staatssekretär v. Weizsäcker im Mai 1943 angefragt habe,²¹³ ob dieser sich nach der Forderung auf bedingungslose Kapitulation von einem Vorgehen gegen Hitler noch irgendeinen außenpolitischen Erfolg verspreche. Im Juni 1944 unterhielt sich Schulenburg in einem ostpreußischen Lazarett mit Axel v. d. Bussche über die voraussichtliche Aufnahme Weizäckers als Friedensunterhändler bei den Alliierten.²¹⁴

Die Pläne für die »territoriale Neugliederung« bedurften der Ergänzung durch gleichgerichtete Vorschläge für die Reform der Reichs- und Länderverfassungen, wenn das Ziel erreicht werden sollte: so viel einheitliche Führung an der Spitze wie notwendig, so viel Freiheit und Selbstverantwortung der Glieder wie möglich.

Von Schulenburg persönlich ausgearbeitete Vorschläge besitzen wir nur in den bereits behandelten, etwas fragwürdigen Bruchstücken. Wir dürfen aber annehmen, daß die in den »Kreisauer Texten« niedergelegten Gedanken weitgehend seinen Ansichten entsprachen, ja zu einem wesentlichen Teil von ihm beeinflusst wurden. Zwar hatte er vermutlich nicht an allen drei großen Tagungen der Kreisauer, Pfingsten und Oktober 1942 und Pfingsten 1943 teilgenommen, auch wissen wir nicht mit Sicherheit, ob er bei der Schluß-Redigierung der Texte am 9. September 1943 dabei war; seine engen persönlichen Beziehungen zu vielen Mitgliedern des Kreisauer Kreises lassen jedoch an seiner Mitwirkung kaum einen Zweifel.

Im übrigen entspricht sein in der Denkschrift »Gemeinde-Ordnung« enthaltener Vorschlag für den Aufbau eines Gemeinderegimentes aus Bürgermeister, Gemeinderat, Gemeindegang genau dem Schema der »Kreisauer Texte«: Landeshauptmann, Staatsrat, Landtag – Reichskanzler mit Ministern, Reichsrat, Reichstag. Die von Schulenburg gewünschten Aufsichtsorgane, die nicht selbst Regierungsträger sein dürfen, bilden in diesem Schema der Reichsverweser und die Landesverweser. Übereinstimmung zwischen den Kreisauern und Schulenburg – bei seiner politischen Entwicklung nicht verwunderlich – bestand auch in der Ablehnung einer Rückkehr zum Parteiensystem des Weimarer Staates. Eine direkte Wahl sollte es nur noch auf der untersten Ebene geben, während für die nächsten Instanzen die sogenannte Stufenwahl Geltung haben sollte. Man wollte so eine Auslese treffen, um das Eindringen von Demagogen, Opportunisten, Karrieremachern in die politischen Bereiche zu verhindern und die Macht der Parteicliquen und der Parteibürokratie einzuschränken. Ob die Parteien auch auf der untersten Ebene gänzlich zugunsten einer reinen Persönlichkeitswahl verschwinden sollten, darüber bestand wohl keine völlige Einigkeit. Jedenfalls gab es Gruppen, die zwar die Weltanschauungsparteien mit ihrer Neigung zur Intoleranz und Verketzerung des Gegners beseitigen, an ihre Stelle aber Standesparteien setzen wollten, in denen die allerdings nach wie vor vorhandenen weltanschaulichen und konfessionellen Gegensätze weiterbestehen würden und, wollte man das gemeinsame Haus nicht zerstören, um ihren Ausgleich ringen müßten.

Auch Schulenburg scheint den Vorschlag Habermanns,²¹⁵ bei der

Gründung einer umfassenden Bauernpartei mitzuarbeiten, die von den Bergbauern der Alpengebiete bis zu den Rittergutsbesitzern Ostelbiens alle Landwirte in sich vereinigen und so neben einer Bürger- und Arbeiterpartei (Labour Party) die dritte Säule eines solchen »berufsständischen« Parteiaufbaus bilden sollte, zum mindesten erwogen zu haben. Näher aber lagen ihm wohl Erwägungen, wie man das rein formale Gleichheitsprinzip bei der Stimmabgabe verändern könnte, etwa durch Zubilligung einer zweiten, dritten und vierten Stimme an Familienväter mit entsprechender Kinderzahl. Auch hat ihn immer wieder die Frage beschäftigt, wie fähige Vertreter der Arbeiterschaft in führende politische Positionen gebracht werden könnten, um so den ganzen »Stand« bzw. die ganze Gesellschaftsschicht näher an den Staat heranzuführen.²¹⁶ Zu konkreten Vorstellungen über die einzuschlagenden Wege ist es jedoch offenbar nicht gekommen, wie Schulenburg nach der sicher zutreffenden Meinung Zieglers²¹⁷ überhaupt Angst vor der »verworrenen Gründlichkeit« der Deutschen bei der Ausarbeitung politischer Programme hatte. Wichtiger als Programme und Pläne war für ihn – das bestätigt sich auch hier – die Auslese von Menschen, die nach ihrer Art und Ausbildung in der Lage waren, im richtigen Augenblick das Richtige und Notwendige zu tun.

Wir berichteten, daß Schulenburg im September 1943 Himmler als dem neuen Innenminister eine Denkschrift »Bombenzerstörungen und Aufbau« einreichte, die ihm die Möglichkeit zu regelmäßigen und unauffälligen Besuchen im Innenministerium verschaffte. Über diese Tarnungsabsicht hinaus dürfte die Denkschrift für Schulenburg aber auch so etwas wie eine erste knappe Zusammenfassung seiner Gedanken über das Problem der Großstadt in all seinen Aspekten und Dimensionen gewesen sein, von dem das Thema »Bombenzerstörung und Aufbau« dann allerdings nur noch einen Ausschnitt darstellte.

Beschäftigt hatte er sich mit diesem Problem theoretisch und mehr noch praktisch schon seit Potsdam, als er bei Winnig an der Arbeitsgemeinschaft über Siedlungsfragen teilgenommen hatte. In Recklinghausen war er dann bei der Mitarbeit in der »Vestischen Arbeitsgemeinschaft« mit verwaltungsrechtlichen und verwaltungstechnischen, in Ostpreußen bei der Aufstellung des »Ostpreußenplanes« mit vornehmlich politischen und in Schlesien beim Aufbau neuer Industrie-

werke außerhalb der großen Städte mit den wirtschaftsplanerischen Seiten des Gesamtkomplexes in enge schöpferische Arbeitsberührung gekommen. Immer hatte man jedoch nur im begrenzten Rahmen planen und arbeiten können. Jetzt schien es, als ob der Bombenkrieg mit seinen Zerstörungen in den industriellen Ballungsgebieten für eine umfassende, neuen Ideen und Anschauungen raumgebende Lösung den Weg freimachen könnte.

Zufällig befinden sich unter den nachgelassenen, in einer Akte »Raumordnung – Wiederaufbau«²¹⁸ gesammelten Papieren Schulenburgs zu diesem Thema neben amtlichen Anordnungen zum Luftkrieg und statistischem Material eine Reihe von Schriftstücken, die, indem sie Schulenburg als Bestätigung oder als Anregung gedient haben, einige von diesen Ideen und Anschauungen sichtbar machen.

Da ist einem Brief des Fachbeauftragten des deutschen Heimatbundes, Dr. Lindner – die Anrede: »Lieber Herr Graf!« deutet auf engere Verbindung zwischen Absender und Empfänger hin –, ein mit »Freund Kükelhaus« ausgearbeitetes Exposé »Vordringliche Maßnahmen zum Wieder- und Neuaufbau in zerstörten Ortschaften« beigefügt. In ihm wird vor einem einfach nachahmenden, phantasielosen Wiederaufbau (Restauration) gewarnt und ein für das ganze Reichsgebiet gültiges Baugesetz gefordert, um die Grundlagen »gestalterischer Wohlanständigkeit« festzulegen.

In einem Aufsatz von H. G. von Studnitz: »Die Stadt der Zukunft«²¹⁹ wird unter Hinweis auf den Städtebau im 17. und 18. Jahrhundert die Notwendigkeit einer großzügigen und weiträumigen Planung beim Wiederaufbau betont. Das wilde, unorganische Wachstum der Städte muß verhindert, die Zeit und Arbeitskraft kostende und die Verkehrsmittel unerträglich belastende Trennung zwischen Geschäfts-, Arbeits- und Wohnvierteln beseitigt werden. Die Stadt der Zukunft wird nicht einen einzigen Stadtkern, sondern viele Mittelpunkte des wirtschaftlichen, kulturellen, politischen Lebens und auch eine dezentralisierte Verwaltung haben.

Die Forderung einer engeren Verbindung zwischen Arbeitsstätte und Wohnplatz und die aus den Erfahrungen der schweren Wirtschaftskrise im Anfang der dreißiger Jahre gewonnene Erkenntnis vom Nutzen der sogenannten Nebenerwerbssiedlungen in Notzeiten

bilden den wesentlichen Inhalt einer vermutlich Mitte der dreißiger Jahre entstandenen Denkschrift von Oberbürgermeister Dr. Goerdeler: »Kleinsiedlung und Wohnungsbau als politische und wirtschaftliche Notwendigkeiten«. Schulenburg hat den Schlußsatz der Denkschrift angestrichen: »Von welchem Gesichtspunkt aus ich auch die Wirtschaft des deutschen Volkes, seine Lage und seine Bedürfnisse betrachte, der Bau gesunder Kleinwohnungen und *vornehmlich die Errichtung verständig abgegrenzter und in der Nähe von gewerblichen Betriebsstätten richtig gelagerter Kleinsiedlungen* ist eine der wichtigsten wirtschaftlichen und nationalen Notwendigkeiten.«

Das Schicksal der Großstadt ist vom Schicksal der umgebenden Landschaft mit ihrer kleinstädtischen und bäuerlichen Bevölkerung nicht zu trennen.

In einer Arbeit²²⁰ »Zur Frage der Gestaltung und Größe des zukünftigen Familienbetriebes in Deutschland« tritt Dr. Hermann Priebe für die unbedingte Erhaltung des bäuerlichen Mittel- und Kleinbetriebes ein. Die genau gegenteilige Ansicht vertritt eine, wahrscheinlich aus den Kreisen der SS oder des Ostministeriums stammende Untersuchung »Zahlen der deutschen Umsiedlung«. In ihr wird anhand eines sehr interessanten und wohl auch zuverlässigen statistischen Materials über die deutsche Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur die Umsiedlung von 10 Millionen Kleinbauern und dörflichen Handwerkern in den Osten für möglich und notwendig gehalten, um nach dem Krieg die Einwohnerzahl der Großstädte auf durchschnittlich 200 000 Menschen vermindern zu können.

Wie weit im einzelnen die Übereinstimmung Schulenburgs mit solchen Forderungen und Vorschlägen ging, läßt sich genau nicht sagen. Sicher hat Rudolf Böhmers Buch »Das Erbe der Enterbten« auf ihn einen großen Einfluß ausgeübt, wie vier mit Auszügen und Stichworten eng beschriebene Oktavseiten beweisen, die sich ebenfalls in der Akte »Raumordnung – Wiederaufbau« befinden. In Schulenburgs eigener Denkschrift: »Bombenzerstörung und Aufbau«²²¹ – sie umfaßt kaum sechs Schreibmaschinenseiten – sind diese Auszüge und Stichworte neben den anderen Anregungen aber nur in einigen »grundsätzlichen« Feststellungen und Forderungen zusammengefaßt worden.

Zunächst wird in einer begründeten Einleitung der Grundsatz auf-

gestellt: »Die Schäden konzentrieren sich fast ganz auf die Städte und da vor allem die Großstädte... Da es widersinnig ist, einen Teil des Volkes die gesamten Schäden tragen zu lassen, die ihn als Folge des Gesamtschicksals unverschuldet treffen, muß die Last der Schäden vom gesamten Volk getragen werden!«

Er äußert dann die Ansicht: »Daß die Zerstörung vor allem die Großstadt trifft, ist kein Zufall. Es ist die schicksalhafte Antwort darauf, daß sich die Großstadt seit langer Zeit treibhausartig entwickelt und von den gesunden Grundlagen des Lebens gelöst hat. Die Aufgabe kann also nicht in einer Restauration der Großstädte bestehen, die körperlich den biologischen Volkstod, geistig jene Vermassungerscheinungen begünstigen, die politisch die Chancen jeglicher Demagogie stärken und kulturell zu fortschreitendem Verfall führen.

Vielmehr muß man sich klar darüber werden, daß die Großstadt als Massegebilde ein Grundübel ist und ihr mit ganzen Maßnahmen zu Leibe gehen. Man muß erkennen: Das Schicksal, das in der einen Hand die grausige Zerstörung trug, hält in der anderen Hand die einmalige unwiederbringliche Gelegenheit, den Hebel einer ungesunden Entwicklung ganz herumzuwerfen, *eine neue Ordnung zu beginnen, welche die Landschaft stärkt...*«

In 12 Abschnitten, teilweise nur einige Zeilen umfassend, trägt Schulenburg dann seine Auffassung über die erforderlichen Maßnahmen vor. Wichtig sind nur die Abschnitte 1 bis 3a und 5; in den übrigen werden Vorschläge mehr technischer Art gemacht, die von der damaligen Situation ausgehen.

In Abschnitt I heißt es: »Der Aufbau muß zu einer wahren Volksbewegung werden. Alle Kräfte des Volkes werden hierfür aufgerufen, vor allem die Kräfte der Selbsthilfe. Alle Mittel werden hierfür zusammengefaßt.«

Abschnitt 2 besagt: »Der Aufbau stellt nicht den alten Zustand wieder her (Restauration). Er schreitet zu einer neuen Ordnung des Raumes, indem er nach einheitlichem Plan für das ganze Reich die Massenballungen abbaut, Menschen und Betriebe neu gliedert und ansetzt. Er leitet bewußt eine Wende von der Großstadt zur Landschaft ein, stärkt deren Kraft, die bisher von der Großstadt aufgesogen wurde. Er bringt daher nur diejenigen Menschen und Betriebe in die Groß-

stadt, die dort notwendig gebraucht werden. Die übrigen siedelt er in der Landschaft an, vor allem im deutschen Osten, der noch in den Anfängen seiner Entwicklung steht. . . .«

In den Abschnitten 3 und 3a schlägt Schulenburg wirtschaftliche, finanzielle und steuerliche Maßnahmen für den Aufbau von Klein- und Mittelbetrieben in der Landwirtschaft und die Umsiedlung von Großbetrieben vor. Diese Großbetriebe will er übrigens, soweit möglich, in kleine »zerlegen«. Sehr bezeichnend für seine Auffassungen sind wieder die Sätze: »In der Landschaft muß sich eine Siedlung (bäuerliche) in Bewegung setzen, die nur mit der Kolonisation des deutschen Ordens und der preußischen Könige zu vergleichen ist. Jedem sparsamen, tüchtigen Deutschen, der siedeln will, muß dafür Land gegeben werden.«

Allerdings verlangen all diese Maßnahmen zu ihrer Ausführung staatliche Weisung und Lenkung, weshalb Schulenburg in Abschnitt 5 die Schaffung eines Amtes für Wiederaufbau im Reichswirtschaftsministerium unter Leitung eines Staatssekretärs fordert. Dieses Amt soll allerdings nur die allgemeinen Richtlinien erarbeiten, für die praktische Verwirklichung müssen die Länder sorgen.

Die Frage, was in dieser Denkschrift auf den Empfänger Himmler zugeschnitten ist und was der vollen eigenen Überzeugung des Verfassers entspricht, läßt sich wohl wieder dahin beantworten, daß Schulenburg im wesentlichen doch seine eigenen, nur in einzelnen Formulierungen der Partei-Terminologie angepaßten Ansichten vorgetragen hat. Ablehnung der Großstadt und des Großbetriebes, staatliche Wirtschaftslenkung, Stärkung der Landschaft und gesunde Mischung zwischen Industrie und Landwirtschaft sind seit jeher Lieblingsvorstellungen Schulenburgs gewesen. Dabei scheint er in der Beurteilung der Großstadt jedoch geschwankt zu haben.

Könnte man aus seiner Denkschrift eine grundsätzliche Großstadtfeindlichkeit herauslesen, so läßt sein Vorschlag zur Gründung von »Städte-Ringen« seine Einsicht in die Notwendigkeit der »großen Städte« durchaus erkennen, zumal er ihnen die Funktion der Wahrung einer einheitlichen Reichspolitik zuweist. Auch in einer wohl ebenfalls 1943 entstandenen und dem Innenministerium eingereichten Arbeits- skizze »Die Großstadt« bejaht er deren Berechtigung an allen jenen Orten, »an denen sich technisch-wirtschaftliche, politisch-verwaltungs-

mäßige und kulturelle Schnittpunkte ergeben« und zu einer funktionsbedingten Zusammenziehung zahlreicher Menschen führen. Allerdings sollte auch in solchen »künftigen Hauptstadtgebilden« die Einwohnerzahl die 200 000 nicht überschreiten; die Stadt sollte weiträumig gebaut, mehrere Schwerpunkte besitzen und durch Bezirksbürgermeister dezentralisiert verwaltet werden.

Ob die Zahl 200 000 von Schulenburg ganz ernst gemeint war, mag dahingestellt bleiben, ebenso muten die anschließenden Ausführungen über Wohnrecht und Bürgerrecht als mit leichter Hand hingeschriebene Improvisationen, wenn nicht gar als bewußte Ironisierungen bestimmter, innerhalb der SS liebevoll gepflegter Vorstellungen an. Es lohnt darum auch nicht, näher auf sie einzugehen, wie überhaupt die Erörterung und Darstellung der Schulenburgschen Anschauungen und Meinungen, die sich vornehmlich auf seine eigenen Denkschriftfragmente und auf Informationen aus zweiter Hand stützen, in ihrer Bedeutung für die Wertung seiner Person nicht überschätzt werden dürfen. Um wieviel lebendiger und schärfer erscheint das Bild des Politikers und mehr noch des Menschen Schulenburg in einem von Gerhard Ziegler aufgezeichneten Gespräch über die Widerstandsbewegung.

Ziegler fragt: »Bewegen Sie selbst gar keine egoistischen Motive?« Schulenburg erstaunt aufblickend: »Nicht daß ich wüßte! Ich bin heute äußerlich das geworden, was meine Vorfahren waren. Warum sollte ich mehr werden wollen? Natürlich rechne ich mit dem Gelingen des Umsturzes, aber es kann doch auch schiefgehen. Es ist doch viel Gefahr dabei. Wohl den meisten Mitverschworenen geht es wie mir. Sie wollen keine Ämter und Vorteile. Sie wollen dienen und helfen. Sie sind etwas und wollen nicht etwas werden. Die Mehrzahl denkt nur an Deutschland und an die Rettung der Welt vor innerer und äußerer Versklavung.«

»Am Neujahrstag 1943 hörten wir in der Elisabethkirche in Breslau die ›Deutsche Orgelmesse‹ von Bach.« – »Weihnachten und Neujahr war er zu Hause in Trebbow, wie er es so oft nannte, ›am Ende der Welt‹. Dort war am 24. Oktober unsere fünfte Tochter Adelheid geboren worden. Die Kinder überraschten die Eltern zu Silvester mit einer Aufführung, in der sie zum Entzücken des Vaters in romantischen Verkleidungen die Sonne und die Jahreszeiten darstellten.«²²²

Diese beiden Begebnisse, der gewaltige Aufschwung der »Deutschen Messe« am Beginn und das von aller Politik entfernte Spiel der Kinder zum Beschluß, muten wie ein Gleichnis an für das ganze von großen Hoffnungen, kühnen Entwürfen, schmerzlichen Enttäuschungen erfüllte Jahr 1943, das sich nun vor dem letzten tragischen Akt noch einmal mit einem stillen Warten bescheiden muß. Über den Gleichnischarakter hinaus bezeichnen sie aber auch eine echte Realität, indem sie jenen engsten menschlichen Kreis und tiefsten geistigen Grund sichtbar machen, aus dem Schulenburg stets aufs neue Kraft für seine mühevollen und gefährlichen Arbeit gewann.

20 Letzte Vorbereitungen zum Attentat

Im Januar 1944 ging Schulenburg wieder zum Ersatzbataillon nach Potsdam. Wahrscheinlich gab es nach der Überprüfung der staatlichen und halbstaatlichen Dienststellen für Schulenburg in dem Sonderstab von Unruh, dessen Auftrag Ende 1943 ohnehin weitgehend erfüllt war, keine besonderen Aufgaben mehr.

Vor der Rückkehr nach Potsdam schrieb er am 2. Januar sein Testament und setzte als Testamentsvollstrecker seinen Schwager von Barner und Frhr. v. Willisen, Oberlandforstmeister in Schwerin, ein. Seiner bestürzten Frau gab er als Grund an, er habe mit Willisen für den Tag X das Stichwort »Testamentsvollstrecker« ausgemacht. Bei einer Entdeckung oder beim Mißlingen könne dieses Stichwort, da es sachlich gedeckt sei, nützlich werden.

Im Innenministerium war man sehr ungehalten über den, wie man annehmen mußte, abermaligen Rückzug Schulenburgs in die Wehrmacht. Während einer großen mehrtägigen Konferenz aller Regierungspräsidenten in Breslau unter Leitung Himmlers kam es darum nach dem Bericht eines Teilnehmers²²³ zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Stuckart und Schulenburg. Stuckart drängte mit Nachdruck darauf, daß jener sich nun endlich wieder für den zivilen Dienst zur Verfügung stellen sollte. Schulenburg lehnte ebenso nach-

drücklich wiederum ab. Wahrscheinlich handelte es sich um die Position als Stellvertreter des Reichskommissars im Baltikum, Lohse, die man ihm, wie er seiner Frau am 26. Januar schrieb, vom Innenministerium angeboten hatte.²²⁴

»Ich habe keine Lust. Es ist jetzt nach zweieinhalb Jahren Herrschaft in diesen Gebieten zu spät...« Eine ähnliche Antwort gab er im Mai oder Juni 1944 Heinrich, der in der Zwischenzeit nach Riga versetzt worden war: »Das wäre schön gewesen, wird aber nun nichts mehr. Ich habe Wichtigeres vor...«

Auch sonst scheint es in Breslau um Schulenburg einige Spannungen gegeben zu haben. Wenn er von verschiedenen seiner Kollegen mit den Worten begrüßt wurde: »Jetzt kommt der Pessimist«, so war das im allgemeinen sicher nur scherzhaft gemeint. Schulenburg war auch nicht um eine Entgegnung verlegen: »Wer sechs Kinder hat, kann kein Pessimist sein!«

Weit ernsthafter und gefährlicher waren einige Bemerkungen des Oberpräsidenten und Gauleiters von Oberschlesien Bracht, des alten Gegners Schulenburgs aus dessen schlesischer Zeit, auf der Rückfahrt zu Dr. Keßler: »Ich weiß nicht, dieses Sphinxgesicht reizt mich, daß ich zuschlagen möchte!« Und auf die Antwort Keßlers, in solchen Gesichtern stehe Geschichte: »Na, meinetwegen! Hoffentlich macht er keine Geschichten!«

Diese Bemerkungen erinnern an die Behauptung von Plaas, daß man bei der Gestapo und im engsten Führungskreis der Partei über die Bestrebungen der Widerstandsbewegung unterrichtet war oder zum mindesten in dieser Richtung Verdacht hegte. Ja, der Satz: »Hoffentlich macht er keine Geschichten!« enthält über die Warnung an Keßler hinaus fast schon so etwas wie Gewißheit.

Das allerdings wußte Bracht nicht: Keßler trug eine Abschrift des umfassenden Stellenplanes bei sich, nach dem im ganzen Reich die personellen Veränderungen in den leitenden Positionen vorgenommen werden sollten. Schulenburg hatte während der Tagung mit den anwesenden Gesinnungsfreunden in der Wohnung von Landesplaner Ziegler, Froschkönigstraße, den Stellenplan abschließend durchgesprochen und zugleich nochmals versichert, daß es sich bei der vorbereiteten Aktion in keinem Falle um ein »reaktionäres Unternehmen nach Art

des Kapp-Putsches« handeln würde. Außerdem hatte er, wie schon erzählt wurde, sich sehr um die österreichischen Tagungsteilnehmer bemüht, um sie kennenzulernen, um den einen oder anderen für die Zeit nach dem Umbruch als Mitarbeiter zu gewinnen.²²⁵

In den Wochen nach Breslau tat Schulenburg weiterhin in Potsdam Dienst, innerlich wenig befriedigt, aber an den selbsterteilten Auftrag gebunden, sich nicht mehr an einen von den Schaltstellen der Politik allzu weit entfernten Ort verschicken zu lassen.

Während der dienstfreien Stunden war er in Berlin viel mit den Mitverschworenen zusammen, besonders mit Leber und Stauffenberg. Das Gespräch innerhalb der Widerstandsbewegung drehte sich in diesem Frühjahr immer wieder um zwei Fragen: Würden die Feinde, die nach den Behauptungen ihrer Propaganda nur gegen die Nazis, nicht aber gegen das deutsche Volk Krieg führten, einer nach dem Sturz des Hitlerregimes konstituierten unbelasteten deutschen Regierung einigermaßen erträgliche Bedingungen gewähren? Bot für die Aufnahme von Waffenstillstandsverhandlungen der Westen oder der Osten bessere Erfolgsaussichten?

Über Schulenburgs Ansichten zu diesen Fragen besitzen wir nur spärliche und überdies wenig klare Nachrichten. Seine in Breslau gegenüber Gerhard Ziegler im Januar 1944 geäußerte Meinung, man müsse zunächst die bedingungslose Kapitulation unterschreiben, beruhte wohl auf der verbreiteten Hoffnung, mit dieser Geste wenigstens im Westen doch noch zu Verhandlungen zu kommen. Innerhalb der Widerstandskreise ging das Gerücht, England wolle gegenüber einem vom »Nazismus gereinigten Deutschland« die Grenzen von 1937, abgesehen von kleineren Korrekturen in Südostpreußen, nicht antasten. Als dann freilich die Ergebnisse der Konferenz von Teheran (28. 11. bis 1. 12. 1943) bekannt wurden, nach denen Polen deutsches Land bis zur Oder erhalten sollte, mußte man einsehen, daß man die Stärke des Hasses gegen Deutschland unterschätzt, das Maß der politischen Vernunft bei den angelsächsischen Staatsmännern überschätzt hatte.

So begann hie und da die Neigung für die »Ostlösung« zu wachsen, wobei man sich darauf berufen konnte, daß Moskau selbst 1943 Friedensfühler ausgestreckt hatte. Daß Schulenburg diese Neigung geteilt hat, wird behauptet und bestritten. Sichere Beweise gibt es jedoch

weder für die eine noch die andere Ansicht. Der Hinweis auf seine Verwandtschaft mit dem Botschafter Graf Werner von der Schulenburg, der als Unterhändler nach Moskau gehen sollte, besagt so wenig wie jener auf seine Verbindung zu Professor Reichwein und auf die Zustimmung zu dessen Kontaktaufnahme mit einer kommunistischen Gruppe.

Die Entsendung des Botschafters ist zweifellos von Angehörigen des Auswärtigen Amtes geplant worden; Schulenburg hatte bei seiner Ablehnung einer ideologisch bestimmten Politik keinen Grund zum Widerspruch. Was die Affäre Reichwein angeht, so ist dieser selbst durchaus kein Kommunist gewesen, sondern nur ein von der kraftvollen Ursprünglichkeit des russischen Volkes und der Weite des östlichen Raumes verzauberter Mensch. Seine Gesprächspartner aber gehörten zu jenen deutschen Altkommunisten, die das terroristische und diktatorische Regime Stalins mit großem Mißtrauen betrachteten und umgekehrt von Moskau als Spalter und Renegaten angesehen wurden. Für Schulenburg dürfte es sich daher bei der Kontaktaufnahme mit diesen Kommunisten weit mehr als um einen außenpolitischen um einen innenpolitischen Vorgang, um eine Art Erkundung, gehandelt haben. Er wollte wissen, was das für Leute waren, mit denen er als Staatssekretär sicher zu tun bekommen würde.

Vom 7. März bis zum 4. April nahm Schulenburg an einem Bataillonsführerlehrgang in Antwerpen teil, dem ein zweiter Kursus im Mai an der Infanterieschule in Döberitz folgte. Abgesehen von dem vordergründigen sachlichen Zweck sollte diese von seinem Regiment ausgehende Kommandierung vermutlich sein weiteres Verbleiben bei der Wehrmacht begründen und rechtfertigen. Seine Helfer beim Regiment kennen wir nur teilweise. So wissen wir, daß seine Kameraden von Gottberg und von Kleist ebenfalls zum Kreis der Verschwörer gehörten und ihn bei manchem geheimen Auftrag unterstützten. Kleist hatte sich auch neben anderen jungen Offizieren für das im Spätherbst 1943 geplante Attentat zur Verfügung gestellt.

Aus Antwerpen schrieb Schulenburg an seine Frau eine Reihe umfangreicher Briefe, die von der Gestapo beschlagnahmt worden sind. Die Briefe enthielten nach der Erinnerung der Gräfin außer persönlichen Mitteilungen Beobachtungen über Land und Leute und vor allem lange

und gründliche Abhandlungen über den Wiederaufbau der deutschen Städte nach dem Krieg. Auf diese Weise verband der Briefschreiber in »einem Arbeitsgang« die Erledigung seiner persönlichen Korrespondenz mit der Aufzeichnung seiner Gedanken über ihn gerade beschäftigende Probleme. Dabei scheint er jedoch im Gegensatz zu früher politisch verfängliche Themen vermieden zu haben, so daß die Gräfin gerade diese Briefe absichtlich der Gestapo in die Hände gespielt hat. Seit dem Frühjahr 1943 war Schulenburg, da er sich wohl zu Recht beobachtet fühlte, den Berichten seiner Freunde nach ein schweigsamer und vorsichtiger Mann geworden.

Nach der Verhaftung Moltkes, der Zerschlagung des Kreises Kiep, Frau von Solf, Elisabeth v. Thadden stand man in der gesamten Widerstandsbewegung unter dem Druck einer wachsenden Gefahr. Sich ihr zu entziehen, wechselte man, wozu auch die zunehmenden Zerstörungen durch den Bombenkrieg zwangen, immer häufiger den Ort der Zusammenkünfte und beschränkte deren Teilnehmerzahl. Schulenburg zog – wie schon früher – Gespräche im Freien vor, wo man keine Abhör-Anlagen befürchten mußte. Gotthold Müller erzählt von einer zweistündigen Unterhaltung mit Schulenburg, während der man durch die Trümmer des Leipziger Verlagsviertels wanderte, und von einer von ihm vermittelten Besprechung zwischen Goerdeler und Schulenburg anlässlich einer Beerdigung auf einem Potsdamer Friedhof im Februar 1944.

Nur im Kreise seiner Familie – er kam oft übers Wochenende nach Trebbow und brachte zu Ostern auch Stauffenberg und Klausling mit – fand Schulenburg noch Entspannung und Ablenkung von den quälenden Gedanken und Sorgen um die Zukunft seines Landes. Dann tollte er mit den Kindern und hörte ihrem Singen und dem Klavierspiel seiner Frau zu. Anfang Mai waren der Schauspieler Matthias Wieman und seine Frau Erika, die in Berlin ausgebombt worden waren, auf Einladung von Frau von Barner nach Trebbow gezogen. »Aus einer Hausgemeinschaft entstand sehr bald eine Freundschaft. Wir verbrachten die Abende zusammen und Matthias Wieman las oft Gedichte und rezitierte, ein unvergeßlich schöner Frühsommer. Mein Mann verstand sich sehr gut mit den Freunden, obwohl über seine politischen Pläne kein Wort gesprochen wurde. Sie wußten wortlos Bescheid und halfen

mir – ebenso wie die Liebe meiner Schwägerin Tisa – nach den Ereignissen des 20. Juli und in dem ganzen schrecklichen Winter 44/45 bis zu unserer Flucht aus Mecklenburg Ende April 1945 sehr. Später schrieb Erika Wieman über meinen Mann einmal: »Wenn ich an ihn denke: Häßlich, fast snobistisch, bevor er sprach. Reizvoll, liebenswert, als er sprach, und nach kurzem heißen Kennen: Schön, gut, klug, hinreißend, – ein Edelmann –.«²²⁶

Über die Fortführung der Umsturzvorbereitungen in jenen Monaten wissen wir nur wenig. Manche Informationen deuten jedoch darauf hin, daß die Planungen weitergingen, ja daß gerade in dieser Zeit entscheidende Entschlüsse gefaßt wurden. In ihrem Tagebuch »Chronik unserer schwersten Jahre« berichtet Ursula von Kardorff unter dem 18. April von einem Besuch Schulenburgs, der sich ganz anders als einige Tage vorher – »ungeheuer optimistisch« gezeigt habe. Und am 28. April stürmte Schulenburg ins Zimmer von Ministerialdirektor Ehrensberger mit den Worten: »Jetzt geht's bald los, dann muß ich in Berlin sein! Können Sie dafür sorgen, daß ich ins Innenministerium komme!«²²⁷

Aus der Berufung ins Innenministerium wurde zunächst allerdings nichts, da weder Ehrensberger noch Stuckart wegen Termenschwierigkeiten mit Himmler über die Angelegenheit sprechen konnten. Die Pläne der Verschwörer dürften dadurch jedoch höchstens in ihrem zeitlichen Ablauf gestört worden sein, denn am 31. Mai fuhr Schulenburg nach Ostpreußen, um die dortigen Gesinnungsfreunde von der bevorstehenden Aktion zu unterrichten.²²⁸ Soweit wir wissen, hat er die Gräfin Marion Dönhoff, den Grafen Heinrich Lehndorff und vermutlich auch den Generalleutnant a. D. Graf Dohna aufgesucht.

Mit Sicherheit ist er bei dem Ehepaar Kessels in Königsberg und bei Bürgermeister Werne in Wormditt gewesen. Zu Kessels sagte er scherzend zum Abschied: »Jetzt seht ihr mich nur als Minister oder ohne Kopf wieder!« Den Katholiken Werne bat er, über den ebenfalls aus Westfalen stammenden Direktor Schlüsener des Caritasverbandes eine Verbindung zum Bischof des Ermlandes herzustellen. Schlüsener lehnte jedoch, als er sich über die Zusammenhänge klar geworden war, aus Gewissensbedenken ab und versprach nur Stillschweigen.

Neben den engeren Freunden scheint Schulenburg aber auch noch

einen weiteren Bekanntenkreis aufgesucht zu haben, um in politischen Unterhaltungen Stimmung und Bereitschaft zur Mitarbeit für und im Anschluß an eine System-Änderung zu erkunden. Offenbar hat er sich bei diesen Gesprächen im Vertrauen auf sein Ansehen unter den Ostpreußen zu allzu freimütigen Äußerungen hinreißen lassen, denn nach einer schnell bekanntgewordenen Zusammenkunft mit Schulenburg im »Reichsadler« zu Braunsberg wurde Werne von verschiedenen militärischen und zivilen Dienststellen gewarnt: Der Graf Schulenburg verbreite merkwürdige, beinahe hochverräterische Ansichten. Ein zu enger Verkehr mit ihm könne daher leicht gefährlich werden.²²⁹

In Insterburg besuchte Schulenburg seinen Regimentskameraden Axel v. d. Bussche, der dort, zum vierten oder fünften Mal schwerverwundet, im Lazarett lag. An ihn, dem er in seinem Kriegstagebuch »die Fähigkeit, bei edlem Herzen kalt und geordnet zu denken«, zuerkannt hatte, stellte er die uns schon bekannte Frage nach der Eignung Weizsäckers für Verhandlungen mit den westlichen Alliierten. Die Antwort v. d. Bussches kennen wir nicht; daß die Frage aber gestellt wurde, beweist die Unsinnigkeit jener Behauptungen, die Schulenburg zum Anhänger und Befürworter einer einseitigen »Ostlösung« machen wollen.

Schulenburg quälten aber noch andere Fragen und Sorgen, die über Gegenwart und nahe Zukunft hinaus in die Zeit nach dem Kriege wiesen. Was sollte werden, was mußte man tun, »wenn es nicht mehr gelinge, zur Tat zu kommen«, oder wenn, was er allerdings nicht ausspricht, die Tat ohne politischen Erfolg bliebe? Nun, auch dann durfte man nicht resignieren, und darum hinterläßt er dem jüngeren Freund, an dessen politische Begabung er glaubt, als Vermächtnis und Auftrag noch den Satz: »... So müsse man sich einen Eid²³⁰ geben und zu einem Orden zusammenschließen, um nach dem Zusammenbruch Deutschlands in der dann von allen Seiten einbrechenden Fremdherrschaft ohne äußeres Band eine Gruppe von Männern zusammenzuhalten, die voneinander wisse und unverrückbar am Vaterland festhalte.«²³¹

In Ostpreußen dürfte sich Schulenburg rund eine Woche aufgehalten haben. Zwischen dem 9. und dem 11. Juni finden wir ihn wieder in Trebbow und Tressow bei seiner Familie und dem ältesten kranken Bruder.²³² Dann kehrte er nach Berlin zurück, wo Himmler inzwischen

der Berufung Schulenburgs ins Innenministerium zugestimmt hatte, ohne indessen konkrete Anordnungen hinsichtlich Zeitpunkt und Amstellung zu treffen. Schulenburg machte also weiterhin Dienst beim Regiment und daneben kleine Besuchsreisen mit seiner Frau zu den alten Freunden v. Oppen nach Alt-Friedland und nach Neuhausen zur Familie des C. H. Graf Hardenberg, der aus der Wehrmacht ausgeschieden war.²³³

Wie weit er auch auf diesen Reisen seine politischen Ziele verfolgte, wissen wir nicht. Mit Hardenberg, dem Freund und früheren Mitarbeiter Tresckows, dürfte er auf alle Fälle politische Pläne erörtert haben. Auch sah er wohl die Reisen als eine Gelegenheit an, sich wenigstens für Tage der Beobachtung durch die Gestapo zu entziehen. Daß man noch immer an eine baldige Aktion dachte, zeigte die zwischen dem 13. und 16. Juni durch einen Kurier überbrachte Mitteilung an den Verfasser oder richtiger, da dieser im Krankenhaus ohne Zeugen nicht erreichbar war, an die Assistentin an der Hamburger Kunsthalle, Dr. Karla Eckert: »Es sei soweit, Krebs solle sich bereithalten!«²³⁴

Daß die kurz vorher am 4. und 5. Juni erfolgte Verhaftung Lebers, Reichweins und ihrer kommunistischen Gesprächspartner einen Einfluß auf die Festsetzung des Aktionstermins gehabt hat, ist nicht anzunehmen. Gewiß wurde man durch den plötzlichen Zugriff der Gestapo alarmiert, zumal man einige Wochen hindurch nicht wußte, ob bei den anschließenden Haussuchungen irgendwelche Hinweise auf den Freundeskreis der Verhafteten gefunden worden waren. Auch mußte der Ausfall Lebers gerade in diesem Augenblick, in dem sein Rat und seine Mitwirkung vordringlich gebraucht wurden, besonders schmerzlich erscheinen. Das Bewußtsein, bald handeln zu müssen, wenn noch greifbare Ergebnisse erzielt werden sollten, war jedoch bei der Gruppe Stauffenberg ohnehin vorhanden; es konnte durch den Wunsch, die gefangenen Freunde zu befreien, zwar verstärkt, nicht aber bestimmt und gelenkt werden.

Ende Juni, Anfang Juli wurde die Lage kritisch und drängte zu Entscheidungen. Die Nachrichten von den Fronten lauteten immer schlechter: Im Osten standen die russischen Angriffsspitzen kaum noch hundert Kilometer vor den deutschen Grenzen. In der Normandie drohte die deutsche Abwehr stündlich zu zerbrechen. In Italien eilten

die 10. und die 14. Armee nach der Räumung Roms in Eilmärschen dem nördlichen Appenin zu, um den Zusammenhalt nicht zu verlieren. Falls eine Aktion gegen das Regime noch irgendeine außenpolitische Wirkung haben sollte, mußte sie in Kürze gewagt werden.

Wann und aus welchen Gründen als Tag des Attentats zunächst der 11. Juli bestimmt worden war, läßt sich genau nicht sagen. Vielleicht glaubte man Hitler, der sich an diesem Tag in Berchtesgaden aufhielt, hier weniger gut gesichert als in der ostpreußischen Wolfsschanze. Vielleicht hoffte man, mit ihm zugleich Göring und Himmler treffen zu können.

Wie weit Schulenburg an diesen Überlegungen teilgenommen hat, wissen wir nicht. Jedenfalls dürfte er die Nervenanspannung jener Tage vor anderen stark empfunden haben, weil er seit der zweiten Juni-Hälfte mit seiner Stellung in der Luft hing und dazu offensichtlich in den Verdacht der politischen Unzuverlässigkeit geraten war. Entgegen seiner ursprünglichen Zusage hatte Himmler plötzlich die Einwilligung, Schulenburg ins Ministerium zu holen, zurückgezogen und seine Versetzung zur Militärverwaltung nach Lyon befohlen. Die Staatssekretär Stuckart zur Begründung gegebene Erklärung war eindeutig genug: Schulenburg müsse »auf Vordermann gebracht werden, was sich im besetzten Gebiet leichter bewerkstelligen ließe als in Berlin«.

Daraufhin war Schulenburg, in der Annahme, der Marschbefehl nach Lyon, dem, von Himmler mit dieser Begründung gegeben, man auch mit Hilfe der Wehrmacht nicht widerstreben oder ausweichen konnte, würde in der nächsten Zeit ergehen, vom 24. bis 27. Juni nach Trebbow gefahren, um sich von seiner Familie zu verabschieden. Schon am 30. Juni, einem Wochentag also, kam er mitten in der Nacht wieder und blieb bis zum 3. Juli.²³⁵ Über die Versetzung nach Lyon oder über andere politische Fragen scheint beim zweiten Aufenthalt nicht gesprochen worden zu sein, wohl aber fiel es der Gräfin auf, daß er ihr keine Anschrift hinterließ, unter der er in der nächsten Zeit in Berlin zu erreichen war. Ist das mit Absicht geschehen? Kündigte sich so der letzte Akt an, in dem aus den Spielen der List, den Gegner mit Irrgängen und Verstecken zu verwirren, tödlicher Ernst wurde? Wir wissen es nicht, wie überhaupt unsere Kenntnisse über Schulenburgs

Verbleib in den Tagen zwischen dem 3. und 20. Juli lückenhaft sind.

Am 12. Juli suchte er Dr. Medicus, Abteilungschef für Militärverwaltungsfragen beim Generalquartiermeister Wagner, in seiner Wohnung auf, um ihm mitzuteilen, er könne erst in etwa zehn Tagen nach Lyon abreisen.²³⁶ Das war ein Tag nach dem mißglückten Attentatsversuch in Berchtesgaden. Ob hier ein Zusammenhang besteht, läßt sich nur vermuten, aber nicht beweisen. Wohl aber kann man einen solchen Zusammenhang annehmen zwischen der Alarmübung, die Olbricht am 15. Juli, als Stauffenberg zum zweiten Mal nicht zum Zuge gekommen war, unter dem Stichwort »Walküre« vorzeitig ausgelöst hatte, und der im folgenden geschilderten, wahrscheinlich jedoch falsch datierten Episode:²³⁷

»... zwischen dem 18. und 19. Juli kam kurz vor meiner Wohnung in der Marienstraße am Nachmittag mir ein großer offener Pkw in hohem Tempo entgegen. Er bremste plötzlich, und Graf von der Schulenburg kam in großer Eile auf mich zu. Vermutlich hatte er, der noch immer Vorzugskunde bei Jaeckel war, mich im Vorbeifahren erkannt und seinen Kameraden zum Bremsen veranlaßt. Er fragte kurz, ob ich einen Keller habe, in dem er für einige Tage einige Pakete abstellen könnte, die durchaus etwas explosiv wären. Er sagte »explosiv« nicht direkt, umschrieb es aber sehr eindeutig. Ich bejahte, machte ihn aber darauf aufmerksam, daß ich seit einigen Wochen von der Gestapo beobachtet würde. »Dann hat es keinen Zweck!« rief er schon halb im Laufen, und weg waren die beiden Offiziere...«

Sicher bezeugt ist Schulenburgs Teilnahme an einer Besprechung in der Wohnung Stauffenbergs am 16. Juli. Außer Schulenburg und den Brüdern Claus und Berthold Stauffenberg waren anwesend Caesar von Hofacker, der über die schlechte Lage an der Invasionsfront berichtete, Oberst Hansen und Trott zu Solz. Man beschloß trotz des Mißerfolges vom 11. und 15. Juli das Attentat nochmals zu wagen, diesmal jedoch ohne Rücksicht auf den Wunsch einiger Generale, daß neben Hitler auf jeden Fall auch Göring und Himmler beseitigt werden müßten. Künftige Verhandlungen sollten sowohl mit den Feinden im Westen wie mit den Sowjets »von Militär zu Militär« geführt werden, eine Formulierung, mit der man vermutlich auch bestimmte Persönlichkeiten und Gruppen der Widerstandsbewegung ausschalten wollte.

Für die Verhandlungsführung wurden im Osten, wie schon früher, der Botschafter Graf von der Schulenburg und General Köstring, vor Kriegsausbruch Militärattaché in Moskau, vorgesehen. Für den Westen stellte sich Trott zu Solz, der in England und Amerika viele gute Bekannte, ja Freunde in einflußreichen Stellungen besaß, selbst zur Verfügung. Von Weizsäcker war anscheinend nicht mehr die Rede.²³⁸

Zweifellos waren sich die Versammelten über die geringen außenpolitischen Erfolgsaussichten der geplanten Aktion in einem Augenblick, in dem alle Machtmittel des Reiches zerbröckelten, durchaus klar. Was man seit Jahren gehaut, befürchtet und oft genug besprochen hatte, war eingetreten: Es bestand kaum mehr Hoffnung, den »totalen Zusammenbruch« und die wahrhaft »bedingungslose Kapitulation« zu vermeiden. Eine schnelle Beendigung des Krieges war alles, was noch erreichbar schien; Millionen konnten gerettet, der weiteren Zerstörung der Städte Einhalt geboten, der Einmarsch fremder Truppen in die Bahnen einer vom Völkerrecht geregelten Besetzung gelenkt werden.

Das war gewiß nicht wenig. Viel, viel wichtiger und wesentlicher erschien jedoch ein anderes, um dessentwillen man jetzt in letzter Minute unter allen Umständen handeln mußte. Die Rettung des deutschen Namens. Selbst wenn man scheitern sollte, würde man noch im Untergang der Welt zeigen, daß es ein zweites Deutschland gab, in dem der Geist der Freiheit, des Rechtes, der Achtung vor der Würde des Menschen und der Ehrfurcht vor dem Göttlichen lebendig war wie in den großen Zeiten und Gestalten der Vergangenheit. Man mußte handeln um des eigenen Gewissens willen in der demütigen Erwartung, Tat und Opfer würden in ferner Zukunft Volk und Vaterland zum Segen gereichen.

Von der inneren Spannung, in der Schulenburg in jenen Tagen lebte, berichtet Ursula von Kardorff:²³⁹ »Am 15. Juli 1944 besuchte er mich wieder einmal und brachte mir Grimms Märchen mit. Er war anders als sonst. Äußerlich beherrscht, aber darunter von spürbarer Unruhe. Sein Blick, sonst hell und fest, schweifte ruhelos umher.«

Er bat seine Gastgeberin, Annedore Leber im Krankenhaus, wohin sie sich nach der Verhaftung ihres Mannes geflüchtet hatte, zu besuchen und ihr zu sagen, man habe die Spur ihres Mannes gefunden. Er sitze im Gestapohauptquartier.

Am 17. Juli morgens kam er wieder; diesmal ruhiger, frühstückte er mit gutem Appetit. Über die Nachricht, daß eine Haussuchung bei Leber nichts ergeben und man Frau Leber nach längerem Verhör wieder entlassen habe, schien er erleichtert. »Aber er blieb unruhig. Mit kleinen Schritten ging er in dem Zimmer auf und ab, auf und ab. Dann holte er aus seiner Tasche einen zerknüllten Zwanzigmarkschein. ›Kaufen Sie ihr dafür Rosen!‹ sagte er, ›denn Sie müssen morgen noch einmal hingehen und ihr sagen, ich führe in drei Tagen nach Frankreich – in drei Tagen, am 20. Juli. Und sagen Sie ihr außerdem, wir täten unsere Pflicht! Weiter nichts. Seien Sie vorsichtig. Sie wissen nicht, in welche Gefahr Sie sich bringen können, und ich möchte nicht die Ursache dafür sein.‹«

Zum dritten Mal besuchte Schulenburg am 18. Juli mittags Fräulein von Kardorff.

»So nervös sah ich ihn noch nie, aber trotzdem vital-fröhlich. Er erzählte mir, daß in seinem Quartier zwei Männer nach ihm gefragt hätten. ›Es kann etwas Harmloses sein, aber das glaube ich nicht,‹ sagte er. Dabei kam wieder dieses Schweifende in seine Augen, das mich so beunruhigte. Er hatte etwas von einem gehetzten Wild... Abends wollte er nach Mecklenburg fahren zu seiner Frau...«

Über dies letzte Zusammensein mit seiner Familie, die in der Zwischenzeit nichts von ihm gehört hatte – nur am 14. Juli war ein Freund gekommen, um die Bücher Reichweins vom Lesetisch in Verwahrung zu nehmen –, lesen wir in den Aufzeichnungen der Gräfin Schulenburg:

»Am 18. Juli abends spät rief der Bahnhofswirt aus Schwerin an und sagte, daß mein Mann zu Fuß unterwegs von Schwerin nach Trebbow wäre und mich bäte, ihm mit einem Fahrzeug entgegenzukommen; er hätte nur bis zum nächsten Morgen Zeit. Die Kinder sollten geweckt werden und mein Geburtstag, der am 20. Juli war, sollte schon heute abend gefeiert werden.

Mein Mann sagte mir dann, daß es ›nun über die Bühne ginge‹ und daß fünfzig Prozent Chancen für und wider wären. Er wirkte aber so sicher, daß ich nicht den geringsten Zweifel am Gelingen hatte. Am 19. Juli brachte ich meinen Mann sieben Uhr früh zur Bahn nach Lübtorf.«

Der Verlauf des 20. Juli in der ostpreußischen »Wolfsschanze«, in Berlin, Bendlerstraße und Propagandaministerium, im übrigen Reich und ringsum in dem von deutschen Truppen besetzten Europa ist oft genug eingehend dargestellt worden. Der Verfasser hat dem nichts mehr hinzuzufügen. Auch die manchmal berechtigten und häufiger noch unberechtigten kritischen Bemerkungen, die an die Ausführung des Unternehmens geknüpft wurden, möchte er nicht vermehren, noch sie zu entkräften versuchen.

Mit dem Satz Rivarols: »Es mag sein, daß Verschwörungen zuweilen durch geistreiche Köpfe angezettelt werden, ausgeführt werden sie immer durch Bestien!« dürfte beinahe alles Wesentliche gesagt sein. Nur das wenige, was wir von Schulenburgs Ergehen an diesem Tag wissen, muß mitgeteilt werden:

Am Morgen des 20. Juli kam Schulenburg zuerst in das Büro der Holzfirma Nonn im Hotel Esplanade, um sich von Ola von Rüdts seine an den Knien sehr beschädigte Uniformhose ausbessern zu lassen. Dort vergaß er seinen Mantel, der einige Tage später von der Gestapo abgeholt wurde. Der Freim von Rüdts trug das die Verhaftung ein, bis man sie, da ihr Beteiligung oder Mitwisserschaft nicht nachzuweisen war, nach einigen Wochen wieder entlassen mußte. Ein zweiter Weg

führte Schulenburg, der inzwischen mit Yorck zusammengetroffen war, zu Dr. Isenberg. Isenberg war jedoch nicht anwesend, und nach Hinterlassung der Mitteilung, daß man ihn gesucht habe, fuhr man in die Bendlerstraße.

Hier innerhalb des militärischen und hierarchischen Apparates bot sich für den Oberleutnant der Reserve Schulenburg zunächst keine Gelegenheit zum Handeln. Er mußte zusehen und warten. Die ersten Nachrichten sprachen vom Erfolg des Attentates; dann kam Stauffenberg selbst, auch er überzeugt, daß die Tat geglückt sei. Zum zweiten Mal wurde unter dem Stichwort »Walküre« die Maschinerie des Staatsstreiches in Gang gesetzt, doch schon gab es die ersten Schwierigkeiten und Pannen. Die Wehrkreiskommandeure wußten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, mit den seltsamen Befehlen nichts anzufangen.

In Berlin und der Bendlerstraße selbst fehlten jene dreißig Offizierstoßtrupps, die auf Schulenburgs Anregung und mit Hilfe von der Bussches geschaffen und dem Kommandanten von Berlin, Generalleutnant v. Hase, unterstellt worden waren. Sie wären jetzt dringend nötig gewesen, um noch vor Eintreffen der langsam aus der Umgebung anrückenden Truppen den Reichssender, die Ministerien, das Gestapohauptquartier im revolutionären Handstreich zu besetzen und in der Bendlerstraße die gegnerischen Kräfte in Schach zu halten.

Doch diese Stoßtrupps waren nicht mehr vorhanden, sei es, daß sie sich allmählich selbst aufgelöst hatten oder mit bewußter Absicht aufgelöst worden waren, weil gerade die Berufssoldaten in Erinnerung an den November 1918 nichts so sehr fürchteten, wie eben die »Revolution«. Revolution bedeutete für sie Anfang des Chaos, aus dem allein die Bolschewisten Nutzen ziehen würden. Nach dem Staatsstreich aber, wenn nur erst der Fall Hitlers auch den auf ihn geleisteten Eid zu Fall gebracht hätte, erhofften sie von der Automatik des militärischen Befehl-Gehorsam-Systems auch die baldige Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung. So stieß die revolutionäre Tat Stauffenbergs wegen des Fehlens revolutionärer Kampfverbände ins Leere. Vielleicht meinte Schulenburg dieses Versäumnis, wenn er nach der Gerichtsverhandlung an seine Frau schrieb: »Was wir getan, war unzulänglich, aber am Ende wird die Geschichte richten und uns freisprechen. Du weißt, daß mich auch die Liebe zum Vaterland trieb.«²⁴⁰

Mit der durch sich überstürzende Nachrichten bestätigten Gewißheit: »Hitler lebt!« kam die Krise. Sollte man weitermachen oder resignieren? In diesem Augenblick, in dem die Hierarchie in sich befehlende Gruppen zerfiel, durfte auch der Oberleutnant Schulenburg eine Meinung haben und sagen. Er stimmte, es war nicht anders zu erwarten, für die Fortführung der Aktion²⁴¹ und befand sich damit im Einverständnis mit seinen anwesenden Freunden und wohl auch mit Generaloberst Beck. Sie alle hofften, die Erhebung würde doch noch zur großen, das Regime wegschwemmenden Bewegung werden, wenn nur erst in Paris, Wien und einigen anderen Hauptstädten die vollziehende Gewalt in die Hand der Wehrmachtsbefehlshaber übergegangen wäre. Die vorliegenden Nachrichten lauteten nicht ungünstig.

Diese Hoffnung wurde zunichte, als in Berlin und der Bendlerstraße die Gegenaktion einsetzte. Ihr hatte man an realen Machtmitteln nichts entgegenzusetzen als die Patronenmagazine in den eigenen Pistolen. Mit ihnen ließ sich keine Wendung und noch weniger eine Lösung erzwingen. Mit den Worten: »Offenbar muß das deutsche Volk diesen Kelch bis zur letzten Neige leeren. Wir müssen uns opfern, später wird man uns verstehen«, stellte sich Schulenburg dem Zusammenbruch der Pläne, Hoffnungen, Bemühungen vieler Jahre. Dann entfernte er, während Stauffenberg an der Seite von Olbricht, Mertz von Quirnheim und Haeflten mit dem Ruf: »Es lebe das ewige Deutschland!« unter den Kugeln des Exekutionskommandos im Hofe der Bendlerstraße starb und Beck seinem Leben selbst ein Ende machte, sorgfältig alle belastenden Papiere aus seiner Aktentasche und verbrannte sie. Niemand sollte, weil er etwa für einen Augenblick die Nerven verloren hatte, zu Schaden kommen. Am Abend brachten ihn Männer einer volksdeutschen SS-Division, die nicht ahnten, daß an diesem Tag auch das Schicksal ihrer Heimat im Banat und in der Batschka verspielt worden war, in das Hauptquartier der Gestapo.

Rund drei Wochen hindurch ist Schulenburg hier verhört worden. Angesichts des unausweichlichen Endes forderte diese Zeit, auch wenn wir körperliche Folterungen mit ziemlicher Sicherheit ausschließen dürfen, ein Höchstmaß an Nervenkraft, Selbstbeherrschung und mutiger Klugheit. Selbst nach den sicher nicht von Wohlwollen diktierten Protokollen des »Kaltenbrunner-Berichtes« ist Schulenburg dieser Forde-

rung in vollem Umfang gerecht geworden und hat in seinen Aussagen eine ungebrochen klare Linie eingehalten.

Er nannte keine Namen noch lebender Freunde, die der Gestapo nicht schon ohnehin bekannt waren. Er suchte alle Belasteten zu entlasten. So bemühte er sich in der Vernehmung vom 30. Juli selbst Helldorf und Fellgiebel mit der Behauptung zu decken, sie »seien am Rande des Unternehmens gestanden und nur andeutungsweise unterrichtet worden«. Hatte er hiermit auch keinen Erfolg, so gelang es ihm doch im Verein mit Helldorf, den alten Freund und Verbündeten Kanstein, der als Chef der Sicherheitspolizei vorgesehen war, vor der Verhaftung und Schlimmerem zu bewahren.²⁴²

Noch weit mehr Ungenannte aber dürften vor der Verfolgung oder einer allzu gründlichen Befragung durch die Bemerkung des »Kaltenbrunner-Berichtes« vom 13. 8. 1944 geschützt worden sein: »Die Vernehmungen der Stauffenberg-Gruppe (vor allem Schulenburg) lassen die Möglichkeit offen, daß eine große Zahl von Beauftragten und Verbindungsoffizieren tatsächlich *nicht* unterrichtet worden war.«

Während sich Schulenburg so in der Bemühung für die Freunde noch einmal als der treue, zuverlässige Kamerad bewies, als den ihn seine Bekannten seit der Studentenzeit kannten, lehnte er für sich selbst jede Verschleierung oder gar Entschuldigung ab. Mit rücksichtsloser Offenheit gegenüber sich selbst und gegenüber den Vertretern des Regimes nennt er die Motive seines Handelns, und mit der gleichen Offenheit werden sie in die Protokolle aufgenommen. Freilich, von den tieferen geistigen Antrieben Schulenburgs, seinem leidenschaftlichen Aufbegehren gegen Unrecht und Tyrannei, seinem Zorn und seiner Trauer über die Zerstörung des Vaterlandes ist in den nüchtern-vordergründigen Formulierungen des Berichtes nicht viel zu spüren.

Vollständig, übersichtlich in neun Punkte gegliedert, werden die Gründe Schulenburgs – wir sind ihnen allen schon im Laufe unserer Darstellung begegnet – in dem Protokoll vom 5. 8. 1944 aufgezeichnet.

1. Innerhalb des nationalsozialistischen Systems sei der Machttrieb zum Maßstab des Handelns geworden.

2. Die Führerschaft habe sich von den Grundsätzen der Einfachheit und Schlichtheit abgekehrt, die sie in der Kampfzeit gepredigt habe.

3. Der Kampf der Partei gegen den Staat habe dem Beamtentum das Rückgrat gebrochen.

4. Der nationalsozialistische Staat habe die Rechtsbasis verlassen und sich zu einem Polizeistaat mit Eingriffen in alle Lebensbereiche entwickelt.

5. Der nationalsozialistische Staat habe einem schädlichen Zentralismus gehuldigt [Schulenburgs Steckenpferd],

6. er habe das Volk zur Masse atomisiert, die kollektivistisch mit Gewalt und Propaganda beherrscht würde.

7. Der Nationalsozialismus habe mit seinem Kampf gegen das Christentum die religiöse Basis schlechthin verlassen.

8. Es sei eine Außenpolitik betrieben worden, die die ganze Welt gegen Deutschland aufgebracht habe.

9. In den besetzten Gebieten sei eine kurzsichtige Politik der Unterwerfung und Ausbeutung durchgeführt worden, anstatt die beherrschten Völker für die Führung des Reiches zu gewinnen.

In dem Bericht vom 20. August, also bereits nach Schulenburgs Tode, wird folgende Aussage verzeichnet: »Die Wurzel der Entwicklung, die am Ende zu dem Unternehmen vom 20. 7. führte, liegt m. E. ziemlich weit zurück, und zwar sehe ich ihren Anfang am 4. 2. 1938, verbunden mit dem Ausscheiden von Fritsch aus dem aktiven Heeresdienst. Hierdurch spaltete sich das Heer...«

Gewisse Äußerungen Schulenburgs über die Abkehr der Führerschicht von den Grundsätzen der Einfachheit und Schlichtheit, von dem Kampf der Partei gegen den Staat, von der Übersteigerung des Machttriebes werden immer wieder erwähnt. Auch die Sätze:²⁴³ »Als Grundlage für die Ordnung wollten wir heiliges, unverbrüchliches Recht schaffen, das dem einzelnen Wunsch jeder Institution eine Freiheits-sphäre gewährt, innerhalb derer nach dem Gewissen gehandelt und die Kräfte wahrhaft entfaltet werden können«, und »Wir wollten eine Führerschicht, die ein Vorbild in Haltung und Tat ist«, schon am 30. August ohne Namensnennung angeführt, werden am 16. Oktober, diesmal mit dem Hinweis auf Schulenburg, wiederholt.

Was immer der Anlaß zu diesem Verfahren gewesen sein mag, auf alle Fälle beweist es, wie wichtig man die Argumente Schulenburgs

nahm. Die Untersuchungsbeamten aus den Reihen der SS erkannten, daß die Anklagen Schulenburgs anders als manche aus wirtschafts- und finanzpolitischen Ansichten und Einsichten stammenden Kritiken an die Wurzeln des Regimes rührten und dessen Glaubwürdigkeit gefährdeten; denn vieles von dem, was Schulenburg forderte und ablehnte, war in den Anfängen der Bewegung auch von dieser gefordert und abgelehnt worden. So lag ihnen daran, hie und da wohl mit geheimer Zustimmung, gerade diese Anklagen Hitler zur Kenntnis zu bringen.

Auch in Trebbow und Tressow erschienen die Gestapobeamten zur Haussuchung und zur Vernehmung. Für den Augenblick schien der Gräfin mit ihren älteren Kindern die Sippenhaft zu drohen. Die Gräfin verstand es jedoch mit ihrer sehr ruhigen und selbstbeherrschten Aussage – unter anderem erklärte sie, von der Abreise ihres Mannes nach Frankreich überzeugt gewesen zu sein –, den Verdacht einer Mitwisserschaft zu zerstreuen. Außerdem, und das dürfte für die Entscheidung der Gestapo noch mehr Gewicht gehabt haben, erklärte der Reichsstatthalter Hildebrandt, er wolle die Familie in seine persönliche Schutzhaft nehmen und für ihr Verbleiben auf Trebbow bürgen. So stattete er den Dank ab für die Förderung, die er in den Anfängen der Partei als kleiner Wanderredner und armer Landarbeiter bei seinem Streben um politische Fortbildung von dem Vater Schulenburg erfahren hatte. Darüberhinaus aber bewies er, der gewiß kein kluger, in irgendeiner Hinsicht besonders begabter Mann war, so viel echtes, großherziges Menschentum, wie es nach 1945 die kleinen gehässigen Funktionäre der Entnazifizierung der Witwe mit ihren sechs kleinen Kindern gegenüber nicht aufbrachten.²⁴⁴

Allerdings hat man den Eindruck, auch Hildebrandts Eingreifen hätte wohl nichts genützt, wenn nicht andere Mächte im Hintergrund um der politischen Optik und Wirkung willen auf die Vermeidung eines allzu scharfen Vorgehens bedacht gewesen wären. Kaum fünf Jahre war es her, daß die SS hier in Tressow ihren weitum bekannten und verehrten Obergruppenführer und General der Kavallerie Graf Schulenburg zu Grabe getragen hatte. Viele Jahre hindurch war sein jetzt zum Rebell gewordener Sohn Fritz bei allem harten Eigendenken und Eigenwillen eine Hoffnung der Partei und ein führender Kopf im

Staat gewesen. Und drei Tage vor dem 20. Juli war dessen älterer Bruder Wolf, der nach manchem Umweg endlich als Soldat den seiner Natur angemessenen Beruf gefunden hatte, an der Invasionsfront als Kommandeur des 13. Fallschirmjäger-Regimentes gefallen, über den Tod hinaus von seinen Leuten geliebt und verehrt.

Selbst Leuten, die sonst nicht viel von politischem und menschlichem Takt hielten, empfahlen diese Tatsachen eine gewisse Behutsamkeit, zumal auch noch, peinlich genug, die Meldung von der Ausstoßung des »Verräters« Fritz Schulenburg und vom Tod seines Bruders »Gefallen für Volk und Vaterland« in der gleichen Nummer des »Völkischen Beobachters« und der »Mecklenburger Gauzeitung« erschienen waren. Mußten über diesem seltsamen Zusammentreffen nicht vielen Lesern die Augen aufgehen für die dem Regime tödliche Wahrheit, daß in diesem Krieg an zwei Fronten, drinnen und draußen, für das Vaterland gekämpft und gestorben wurde?

Dann kam die Verhandlung vor dem Volksgerichtshof. Schulenburg hatte dessen Präsidenten Freisler schon einmal im Mai 1944 erlebt, als jener in einer Berufungsverhandlung den angeklagten Potsdamer Verleger Bonnes und seinen Verteidiger Prof. Grimm angebrüllt und das in erster Instanz wegen unvorsichtiger Stammtisch-Reden gefällte Todesurteil unter Nichtbeachtung aller Verfahrensvorschriften kurzerhand bestätigt hatte.²⁴⁵ Schulenburg wußte also, was er sich von diesem Mann, der in böartigem Fanatismus das Recht zu einer Funktion politischer Zweckmäßigkeit erniedrigte, zu gewärtigen hatte und hielt ihm Widerpart.

»Schurke Schulenburg!« verbesserte er Freisler sarkastisch, als dieser ihn nach einer Flut von Schimpfworten versehentlich mit »Graf Schulenburg« angeredet hatte. »Das gehört nicht hierher!« wischte er die mit falscher Sentimentalität vorgebrachte Frage, ob er denn nicht an seine Frau und seine sechs Kinder gedacht habe, beiseite. »Wir haben diese Tat auf uns genommen, um Deutschland vor einem namenlosen Elend zu bewahren. Ich bin mir klar, daß ich daraufhin gehängt werde, bereue meine Tat aber nicht und hoffe, daß sie ein anderer, in einem glücklicheren Augenblick, durchführen wird«, lautete sein Schlußwort.

Als der Strick des Henkers ihn am 10. August 1944 in den Tod riß, war Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg erst knapp 42 Jahre alt.

Wir haben gesehen, wie er sich in diesen Jahren zur politischen Persönlichkeit entwickelt und, begabt mit Menschenkenntnis und Führungsinstinkt, Verantwortungsfreudigkeit und Entschlußkraft, Fähigkeit zum scharfen Beobachten und nüchtern-klaren Denken, vor allem aber mit untadeligen Charaktereigenschaften, sich in immer umfassenderen Tätigkeitsbereichen gegen vielfache Widerstände bewährt und durchgesetzt hatte. Wir wagen daher die Meinung, daß er auch zu großen staatsmännischen Leistungen herangereift wäre, sofern ihm das Schicksal Gelegenheit geboten hätte.

Es ist anders gekommen. Der Befehl Hitlers zur Ausrottung jener Elite, die er mehr noch wegen ihres Angriffes auf seinen Mythos als auf sein Leben tödlich haßte, forderte nicht von ungefähr, wie wir glauben möchten, Schulenburg unter die ersten Opfer. Vor allen anderen mußte ausgetilgt werden, wer als einstiger Gefolgsmann den Glauben an den »großen unfehlbaren Führer« vor dem ganzen Volk und nicht zuletzt vor den eigenen dunklen Ahnungen erschüttert hatte; ausgetilgt der »Verräter« des eigenen Verrates an den Zielen und Idealen der Frühzeit; ausgetilgt der bessere Mann, um ihm keine Chance zum Bessermachen zu lassen.

Doch nur der Körper kann getötet und zu Asche verbrannt werden. Der Geist ist unzerstörbar, und wer im Kampf für die sittliche Ordnung der Welt fällt, lebt, Bild und Vorbild, über die Zeiten hinweg.

Am Ende gilt, über Kerker und Galgen, Angst und Not sich aufschwingend, das Triumphwort des 124. Psalms:

»Unsere Seele ist ihnen entronnen wie ein Vogel dem Strick des Voglers; der Strick ist zerrissen, und wir sind frei.«²⁴⁶

Anmerkungen

- 1 Die Darstellung der Familiengeschichte und die Schilderung der Jugendzeit stützen sich vornehmlich auf die im Manuskript vorliegenden Erinnerungen der Gräfin Elisabeth v. d. Schulenburg, der um zwei Jahre jüngeren Schwester, und des Vaters, Generaloberst Graf v. d. Schulenburg
- 2 Friedrich Albrecht Graf v. d. Schulenburg auf Closterroda: »Stammtafeln des Schulenburgischen Geschlechts«. Wien 1821
- 3 Kriegstagebuch Fritz-Dietlofs v. d. Schulenburg vom 2. 10. 1941
- 4 Manuskript der Schwester
- 5 In den »Erinnerungen« der Schwester wird auch von Randbemerkungen des Kaisers zu den Berichten seines Londoner Militär-Attachés gesprochen. In der Diktion berühmter Ahnen heißt es da etwa: »Hier irrt er!« »Hier übertreibt er!« Generalmajor v. d. Schulenburg selbst sagt darüber in seinen uns erhaltenen Erinnerungen nichts, wie er sich überhaupt in ihnen jeder Kritik an dem Kaiser und dem Kronprinzen enthält.
- 6 »Erinnerungen« der Schwester
- 7 »Erinnerungen« der Schwester
- 8 »Erinnerungen« der Schwester
- 9 »Erinnerungen« der Schwester
- 10 Mitteilung von Herrn Fritz von Borries, Lübeck, Brief v. 26. Aug. 1959
- 11 »Deutschlands Erneuerung«. Juni 1932
- 12 Das Corps gehörte zum »weißen Kreis«. »Der weiße Kreis, das merk', mein Sohn, das sind die Edlen der Nation«, heißt es leicht selbstironisch. Mit der politischen Haltung im Sinne einer besonderen Humanisierung, wie Hielscher behauptet, hat das nichts zu tun.

- 13 Damit dürfte die von Gisevius in seinem Buch: »Bis zum bitteren Ende«, Bd. 2, S. 291, aufgebrachte Legende, daß Fritz Schulenburg »bereits als Göttinger Korpsstudent kommunistischen Ideen gehuldigt habe«, hinreichend widerlegt sein.
- 14 Bericht Dr. Friedrich v. Werder
- 15 »Erinnerungen« der Schwester
- 16 »Erinnerungen« der Schwester
- 17 »Erinnerungen« der Schwester
- 18 »Erinnerungen« der Schwester
- 19 Bericht, handschriftlich, von Herrn Ministerialdirektor Klaus von der Groeben
- 20 Diese Tätigkeit endete am 5. Mai 1925. Über seinen Aufenthalt und seine Tätigkeit in den folgenden vier Monaten sind wir nicht unterrichtet.
- 21 Schriftlicher Bericht von Dr. v. Pfulstein
- 22 Nach 1945 Ministerialdirektor im Bundesinnenministerium; von 1956—58 Präsident des Bundesverwaltungsgerichtes
- 23 Schriftlicher Bericht von Dr. v. Pfulstein
- 24 Gräfin Charlotte v. d. Schulenburg, mündliche Mitteilung
- 25 Dr. v. Pfulstein, schriftlicher Bericht
- 26 Dr. Müller-Haccius, mündliche Mitteilung
- 27 Dr. v. Pfulstein, schriftlicher Bericht
- 28 Karl v. Oppen, Prof. Koettgen, Dr. Müller-Haccius, schriftliche und mündliche Berichte
- 29 Julius v. Lautz, Minister; schriftliche Mitteilung
- 30 Heute im Besitz von Syndikus Dr. Karl von Oppen, Hamburg
- 31 Verleger Gotthold Müller, damals Gehilfe in der Buchhandlung Jaekel, schriftliche und mündliche Mitteilung an den Verfasser
- 32 Kurt Stürken, mündliche Mitteilung
- 33 Bericht der Gräfin Schulenburg an den Verfasser
- 34 Dr. Müller-Haccius, mündlicher Bericht
- 35 Die Bemerkung Schulenburgs wurde bei einem Treffen westfälischer Landräte in Brilon erörtert, wo v. Rumohr damals Reg. Ass. war. Präsident Karl v. Rumohr, schriftlicher und mündlicher Bericht an den Verfasser
- 36 Mündliche Aussagen von Mitgliedern der Familie Werne, Kreisdirektor Angermann, Amtmann Lanfermann
- 37 Eine Kurzfassung des Vortrages unter besonderer Hervorhebung des kritischen Teiles wurde im Juni 1932 in der dem Alldeutschen Verband nahestehenden Zeitschrift »Deutschlands Erneuerung« veröffentlicht. Bemerkenswert ist die Änderung des Schlußabschnittes. Während im Vortrag eine Reihe mehr sachlicher Voraussetzungen für das Gelingen der »nationalen Revolution« genannt wurden, wird in der Zeitschrift alles auf den Menschen abgestellt. »Stellt große Kämpfer, große Menschen mit fleckenlosem Ehrenschild an die Spitze des Staates. Denn nur sie werden

ein neues Beamtentum aus altem Geist formen, denn nur sie werden das Schicksal meistern, denn nur sie erfüllen die tiefste, geheimste Sehnsucht eines ganzen, 14 Jahre von den Parteien und ihrer Ichsucht zerfressenen und gepeinigten Volkes.« Vortragsmanuskript und Zeitschrift im Besitz der Gräfin Schulenburg. Zitate sind dem Manuskript entnommen.

38 Hervorhebungen vom Verfasser

39 Hervorhebung vom Verfasser

40 Im Wilhelmstraßen-Prozeß sagte Dr. Kempner zu dem Zeugen Axel von der Bussche: »Schulenburg war doch eine Art von Nationalbolschewist.« (Commission II des Militärgerichtshofes Nr. IV, Fall XI [Anklage Weizsäcker] Nürnberg. Sitzung vom 2. 7. 48 von 15.05 bis 18.30 Uhr)

41 Im Besitz der Gräfin Schulenburg

42 Mündliche Mitteilung bei einem Gespräch im März 1961

43 Ungenannt, mündlicher Bericht

44 1924 von Heinrich Frhr. von Gleichen gegründet; Zeitschriften »Das Gewissen« und »Der Ring«. v. Papen gehörte dem »Deutschen Herrenklub« an.

45 Klaus v. d. Groeben, Manuskript im Besitz der Gräfin Schulenburg, geschrieben 1946/47

46 Wahrscheinlich handelt es sich um die Denkschriften »Neubau des höheren Beamtentums« vom April 1933 und »Reichsreform« Pfingsten 1934, die an späterer Stelle behandelt werden.

47 Dem »Königsberger Kreis« gehörten vor der Machtergreifung an die Beamten: Angermann, Dr. Bethke, Dr. v. d. Groeben, Kanstein, Dr. Keßler, von der Kommunalverwaltung Dr. Fritz Goerdeler, Dr. Schindowski, der Hauptschriftleiter der »Preußischen Zeitung« Weber-Krohse, Prof. v. Grünberg, wahrscheinlich auch Großherr und Dargel aus der Gauleitung und gelegentlich der Gauleiter Koch selbst. Ebenso bestanden Beziehungen zu den Offizieren des Inf. Reg. 1 in Königsberg, bei dem Schulenburg seine erste reguläre aber immer noch »schwarze« militärische Ausbildung erhielt. Unter den Offizieren wird besonders genannt der Leutnant Steiner, im 2. Weltkrieg General der Waffen SS.

48 Die Tochter berichtet, daß der Vater mit Röhm zusammengearbeitet und diesen, der ebenfalls aus der Generalstabserziehung kam, offenbar geschätzt habe. Welcher Art und auf welches Ziel gerichtet diese Zusammenarbeit war, läßt sich nur vermuten. Wahrscheinlich ging es um die Milizpläne Röhm's, die Schulenburg nach seinen Erfahrungen im Ersten Weltkrieg interessierten. Nach dem »Röhmputsch« ernannte Hitler auf Vorschlag Himmlers den Generalmajor zum Obergruppenführer der SS und beförderte ihn später zum General der Kavallerie. Amt oder Befehlsbefugnis waren mit dieser Ernennung jedoch nicht verbunden; auch hat man den General in militärischen Angelegenheiten niemals zu Rat gezogen. Das beweist den rein propagandistischen Charakter der

Ernennung und Beförderung. Name und Ruf Schulenburgs sollten der Partei zum Aushängeschild dienen. Spätestens seit 1937 warnte der Graf seine Söhne vor Hitler und nannte die Partei die »größte Gefahr«. Während der Fritsch-Krise nannte das Tagebuch Jodls den General unter den von Hitler in Erwägung gezogenen Nachfolgern. Weitere Schritte in dieser Richtung sind jedoch offenbar nicht erfolgt.

- 49 Dr. Rüdiger Graf v. d. Goltz, Brief an den Verfasser
- 50 Schriftlicher Bericht der Gräfin v. d. Schulenburg
- 51 Paul Kessels, Leiter des Kreisverkehrsamtes Redclinghausen, wurde Direktor des Fremdenverkehrsvereins Königsberg. Hermann Werne, aus der katholischen Familie Werne, wurde Bürgermeister in Wormditt im katholischen Ermland. Otto Wiese, sozialdemokratischer Redakteur, wurde von Landrat Dr. Keßler in Holstein untergebracht.
- 52 Hans Heinrichs schriftl. Bericht: »Im Herbst 1934 zog er mich zu sich ins Oberpräsidium. Ich bereitete in seinem Auftrag vor, daß elf von ihm ausgesuchte junge Männer als Gäste bei finanzieller Unterstützung durch die Gauleitung den Inspektorenlehrgang bei der Ostpr. Verwaltungsdienststelle des Deutschen Gemeindetages während der Wintermonate besuchen konnten. Wir wohnten während des Kurses in Schloß Palm-burg . . . Etwa im April 1935 – im Mai war unsere Prüfung fällig – besuchte er uns, als Gefr. während einer Übung beim IR 1, und unterhielt sich mit uns über unsere Zukunft. Jedem konnte er Rat erteilen.«
- 53 Als Manuskript im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 54 Manuskript, maschinengeschrieben, im Besitz der Gräfin Schulenburg. Umfang 15 Seiten. Einige Randbemerkungen, nach der Handschrift v. Dr. Müller-Haccius
- 55 Eine dritte umfangreiche Denkschrift über das gleiche Thema muß 1936 entstanden sein, wie sich aus drei Briefen, in denen Dr. Müller-Haccius, Dr. Buchholz u. ein Ungenannter zu dem Inhalt Stellung nehmen, schließen läßt.
- 56 An welchen Empfängerkreis Schulenburg seine Denkschriften versandte und welche Wirkung er erzielte, läßt sich schwer abschätzen. Den Einfluß seiner Ansichten und Vorschläge kann man in einer Abhandlung des Staatssekretärs Dr. Stuckart aus dem Jahre 1940 erkennen: »Grundgedanken zur Neuordnung des Ausbildungsganges der höheren Verwaltungsbeamten«; (im Besitz der Gräfin Schulenburg). Einige seiner Denkschriften tragen handschriftlich den Vermerk: »überreicht an Innen-, Wirtschafts-, Finanz-Mi. u. OK-Wehrmacht«.
- 57 Abschrift im Besitz von Herrn Karl v. Oppen
- 58 Brief v. Dr. Erich Keßler an Dr. Heinrich von zur Mühlen vom 2. Dezember 1948
- 59 Willy Bludau, schriftlicher Bericht
- 60 Gisevius: »Bis zum bitteren Ende« Bd. 2 Seite 327

- 61 Das Exposé, weder gezeichnet noch datiert, weist die Autorenschaft Schulenburgs durch Sprache und Stil mit zweifelsfreier Sicherheit aus. Die Datierung läßt sich aus dem Inhalt – es wird öfters auf den Bombenkrieg hingewiesen – der gesamten 27 Seiten umfassenden Denkschrift erschließen, in die das Exposé eingegliedert ist. Die ersten sieben Seiten fehlen übrigens. Ein angeklammerter Notizzettel trägt die handschriftliche Bemerkung: »für Innenminister RF Himmler«. Die Stichworte deszettels haben jedoch mit dem Inhalt der Denkschrift so wenig zu tun, daß die Verbindung der Schriftstücke vermutlich nachträglich vorgenommen wurde und daher rein zufälliger Art ist.
- 62 Hans Heinrich, schriftlicher Bericht v. 7. 5. 1961
- 63 Gerhard Ziegler, schriftliche Mitteilung an den Verfasser
- 64 Die spätere unerfreuliche Entwicklung der Stiftung ist in einer Artikelserie des »Ostpreußenblatts«, Jahrg. 4, Folge 2, 3, 5, 6, 7, 8, 9, 10, Jan.-April 1953, dargestellt.
- 65 Der aus Pommern stammende Bethke war ein tüchtiger und begabter Beamter, aber rücksichtslos und ehrgeizig stellte er sich ohne Vorbehalte in den Dienst der Partei. Unmäßig in der Arbeit wie im Genuß, starb er schon 1939 an einem Herzschlag.
- 66 Gespräch mit dem Verfasser
- 67 In seinem Buch »Ohne Maske«, Hoffmann u. Campe Verlag, Hamburg 1948, gibt Paul Wolff einen »Tatsachenbericht« über die Zustände bei der ostpreußischen Gauleitung.
- 68 Schriftliche Mitteilung der Gräfin Schulenburg
- 69 Amtsdirektor Hermann Werne, mündlicher Bericht
- 70 Ministerialdirigent Dr. Keßler, schriftlicher und mündlicher Bericht
- 71 Hans Heinrich, Kanstein, Dr. Keßler, Dr. Schindowski, Oberbaurat Schultz, Amtsdirektor Werne, mündliche Berichte
- 72 Senatssyndikus Dr. v. Heppe, Hamburg, mündlicher Bericht
- 73 Gräfin Schulenburg im Manuskript vorliegender Bericht; Amtsdirektor Werne, mündlicher Bericht
- 74 Ministerialdirigent Dr. Keßler, mündlicher Bericht an den Verfasser, lehnt diese Annahme ab.
- 75 Manuskript, Umfang 36 Seiten maschinengeschrieben, im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 76 Hans Heinrich, schriftlicher Bericht an den Verfasser. Von demselben Gewährsmann stammen auch weitere Mitteilungen über Schulenburgs Tätigkeit in Fischhausen.
- 77 Personalakte Schulenburg: Blatt 187–198, 200, 206–208 im Hauptarchiv Berlin-Dahlem
- 78 Gräfin Alice-Louise Hardenberg, Tagebuch-Auszug: »Meine Erinnerungen an Fritzi Schulenburg«
- 79 Oberbaurat H. W. E. Schultz, Bad Oldesloe, mündlicher Bericht

- 80 Zitat aus dem Brief Schulenburgs v. 14. Febr. 1935 an den stellv. Gauleiter Großherr. Abschrift des gesamten fünf Schreiben umfassenden Briefwechsels in dieser Angelegenheit im Besitz v. Herrn Karl v. Oppen, Reinbek b. Hamburg
- 81 Zitat aus Brief v. Fußnote 80
- 82 August Winnig: »Aus zwanzig Jahren«, Hamburg 1948
- 83 Paul Wolff hat seinen Fall selbst in seinem Buch »Ohne Maske« ausführlich, jedoch nicht sine ira et studio dargestellt.
- 84 Wolff, Werne, Schultz, schriftl. u. mündliche Berichte an den Verfasser
- 85 Hellmuth von Wedelstädt, Landeshauptmann a. D, schreibt in einem Brief an den Verfasser v. 30. 8. 61: »Er [Koch] war nicht verhaftet, sondern nur amtsentsetzt und in seiner Freizügigkeit beschränkt. Mir ist nicht bekannt, daß Koch im Rahmen seines Untersuchungsverfahrens intern zum Tode verurteilt war. Ich halte das im Gegenteil für ausgeschlossen.« Außerdem mündl. Informationen von Kreisdirektor Kurt Angermann
- 86 Abschriften im Besitz der Gräfin Schulenburg und des Herrn Karl von Oppen
- 87 Im Innenministerium hat sich (Bericht Kanstein) anscheinend Min. Rat Dellbrügge für eine anderweitige Verwendung Schulenburgs eingesetzt, aus besten Absichten übrigens.
- 88 Dr. Müller-Haccius, mündlicher Bericht an den Verfasser
- 89 Personalakte Schulenburg
- 90 Leistungen: gut, Führung: einwandfrei
- 91 Die endgültige Ernennung erfolgte am 1. November 1937
- 92 Auszug aus einem Brief von Prof. Arnold Koettgen an die Gräfin Schulenburg vom 9. 12. 1948
- 93 Auszug aus einem Bericht des Landrats Dr. Seifarth (Oppeln), im Internierungslager 1946/47 geschrieben.
- 94 Auszug aus einem Brief v. Karl von Rumohr an die Gräfin Schulenburg v. 16. April 1946
- 95 Auszug aus einem Bericht v. Gerhard Ziegler an den Verfasser vom 29. 11. 60 nach Aufzeichnungen aus den Jahren 1945/47
- 96 Auszug aus einem Bericht von Klaus v. d. Groeben »Erinnerungen an Fr. Graf v. d. Schulenburg« (Aus dem Lagertagebuch). Im Internierungslager 1946/47 geschrieben. Im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 97 Auszug aus einem Bericht vom 16. Okt. 1959 an den Verfasser. Berichterstatter will nicht genannt werden.
- 98 Auszug aus einem Brief von Hugo Kükelhaus an den Verfasser vom 29. 7. 1960
- 99 Auszug aus Ursula v. Kardorff: »Porträt eines Edelmannes«. Süddeutsche Zeitung Nr. 174, Samstag/Sonntag 21./22. Juli 1956
- 100 Brief an den Verfasser v. 29. 7. 1960

- 101 Felix Steiner, mündlicher Bericht an den Verfasser
- 102 Nach anderen Informationen verschenkte Schulenburg das Originalwerk Langbehns: »Der Rembrandtdeutsche«, nicht Momme Nissens Buch über dieses Werk. Momme Nissen ist Dominikaner, nicht Jesuitenpater gewesen.
- 103 »Notizen aus den Weltstadtbetrachtungen«
- 104 Auszug aus dem oben erwähnten Bericht vom 16. Oktober 1959 eines ungenannten Gewährsmanns
- 105 Schütz, Paul: »Warum ich noch Christ bin«, Hamburg 1934, und: mündl. Mitteilungen von Dr. Müller-Haccius an den Verfasser
- 106 Erinnerungen der Schwester und Aufzeichnungen der Gräfin Charlotte
- 107 Briefe im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 108 Geschrieben im Frühjahr 1944. »Etwas schreibe ich für Frau und Kinder auf, was nicht in meinem Tagebuch über den russischen Feldzug 1941 steht, da seine Aufzeichnungen auch für andere Menschen bestimmt sind.«
- 109 Original im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 110 Hierzu schriftlicher Bericht von Paul Kanstein an den Verfasser
- 111 Die sieben Polizeiamter: Mitte, Charlottenburg, Pankow, Neukölln, Wedding, Lichtenberg, Schöneberg
- 112 Paul Kanstein, schriftlicher und mündlicher Bericht
- 113 Hugo Kükelhaus, schriftlicher und mündlicher Bericht
- 114 Vielfach traf man sich nach dem Bericht von Ministerialdirektor Otto Ehrensberger in der Wohnung Yorks. An diesen Zusammenkünften nahm auch Berthold v. Stauffenberg teil.
- 115 Karl v. Rumohr: mündlicher Bericht an den Verfasser
- 116 Abschrift im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 117 Hervorhebungen von Schulenburg
- 118 Abschrift der Diskussionsrede im Besitz der Gräfin mit handschriftlichem Vermerk Schulenburgs »April 1939«. Nach den Aufzeichnungen der Gräfin fand die Tagung jedoch Mitte März statt.
- 119 Kaltenbrunner Bericht (Spiegel der Verschwörung) S. 273, Bericht vom 20. 8. 1944
- 120 RA Dr. Rüdiger Graf v. d. Goltz: »Darstellung Prozeß Generaloberst v. Fritsch«. Manuskript (Abschrift) im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 121 Julius von Lautz, mündliche Mitteilung an den Verfasser
- 122 Graf v. d. Goltz, schriftliche Mitteilung an den Verfasser
- 123 Karl v. Rumohr, mündliche Mitteilung an den Verfasser. v. Rumohr war damals Landrat in Iserlohn, wo Schulenburg ebenfalls, allerdings ohne großen Erfolg sprach. »Er redete zu leise und ohne jede Rhetorik, vermutlich um die Distanz zu den Propagandarednern der Partei zu betonen.«
- 124 Sonderdruck der Württembergischen Verwaltungszeitschrift 8/9 1937. Im Besitz der Gräfin Schulenburg

- 125 Abschrift (Schreibmaschine) im Besitz der Gräfin Schulenburg
 126 Hervorhebungen von Schulenburg
 127 Nur im Vortrag v. 1937 näher ausgeführt
 128 Dr. Seifarth, schriftlicher Bericht
 129 Eugen Moser: »Konfuzius und wir«. Zürich, München und Leipzig 1923
 130 Helmut Krausnick: »Vorgeschichte und Beginn des militärischen Widerstandes gegen Hitler«, in »Vollmacht des Gewissens«, hrsg. v. d. Europäischen Publikation e. V. Vlg. Hermann Rinn 1956
 131 Verteidigungsschrift im Spruchgerichtsverfahren gegen Reg.Präsident i. R. Paul Kanstein
 132 Die von Gerhard Ritter erwähnte, von Heinz, Oster und Schulenburg Mitte August 1938 in Klein-Obisch ausgearbeitete Verfassungsdenkschrift beweist schon allein durch die Zielsetzung: »Wiedererrichtung eines deutschen Königtums«, daß man sich offenbar noch in ziemlich romantischen Vorstellungen bewegte. Ihr genauer Inhalt ist außerdem nicht bekanntgeworden.
 133 Prof. Dr. Arnold Koettgen, Brief an den Verfasser v. 1. 6. 1960
 134 Aufzeichnungen der Gräfin Schulenburg
 135 Die Darstellung dieses Zeitabschnittes stützt sich in der Hauptsache auf schriftliche und mündliche Berichte der Schwester Schulenburg und der Gräfin Charlotte.
 136 Das Wäldchen beim Gute Tressow, in dem man die meisten Schriftstücke vergraben hatte, soll nach dem Einmarsch der Russen mit zerrissenem oder verkohltem Papier bedeckt gewesen sein.
 137 Ulrich v. Hassel: »Vom anderen Deutschland«, S. 240
 138 Über die Tätigkeit in Schlesien hat der Verfasser schriftliche und mündliche Berichte von Wilhelm Adam, Anneliese Honus, geb. von Grünberg, Hugo Kükelhaus, Dr. Erich Keffler, Dr. Seifarth, Roland Siegel u. Gerhard Ziegler vorliegen.
 139 Gerhard Ziegler, schriftliche Mitteilung an den Verfasser
 140 dito
 141 Prof. Dr. Günther Grundmann: mündl. Bericht an den Verfasser
 142 Zitierter Brief im Besitz der Gräfin Schulenburg. Kolbow wurde nach dem 20. Juli ebenfalls verhaftet, angeblich zum Tode verurteilt, dann aber »aus Gnade« zu einer Bewährungstruppe eingezogen. Er geriet in französische Gefangenschaft, in der er als »alter Kämpfer« in einem Straflager verhungerte.
 143 Ziegler nennt die Chemie- u. Eisenwerke bei Dyhernfurth nördl. und ein Stahlwerk südl. v. Breslau. Hydrierwerke bei Heydebreck u. bei Auschwitz, Werke bei Oppeln u. Oderberg, in Blechhammer-Cosel, ein Stahlwerk in Laband, ein Eisenwerk von Krupp im Waldenburger Bezirk.
 144 Der Brief Schulenburgs und die angeführten Denkschriften im Besitz des Herrn Karl v. Oppen

- 145 Denkschrift im Besitz des Herrn Karl v. Oppen
- 146 Anneliese Honus, geb. v. Grünberg, schriftl. Bericht an den Verfasser v. 21. 6. 1960
- 147 Der Verfasser, in jenen Jahren in der Hamburger Kulturverwaltung tätig, hat die Entwicklung in Schlesien sozusagen dienstlich beobachtet
- 148 Brief im Besitz des Herrn Karl v. Oppen
- 149 Brief im Besitz des Herrn Karl v. Oppen
- 150 Beide Briefzitate aus Aufzeichnungen der Gräfin Schulenburg
- 151 Im Besitz der Gräfin Schulenburg, Umfang 19 Seiten
- 152 Nationalpolitische Erziehungsanstalten, die sich einen Teil der alten Tradition bewahrt hatten.
- 153 Neben den Aufzeichnungen der Gräfin Schulenburg auch Joachim Kettner, mündlicher Bericht an den Verfasser
- 154 Otto Ehrensberger, seit Aug. 1938 Referent für Verwaltungsorganisation im Reichsinnenministerium, seit Jahren befreundet mit Peter Graf York von Wartenburg, der bei E. Assessor im Landratsamt Ohlau gewesen war.
- 155 Bericht, handgeschrieben mit Bleistift, zehn Oktavseiten, im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 156 Hervorhebung vom Verfasser
- 157 Koch gehörte zu den »Deutschen Christen« und war mit Reichsbischof Müller befreundet. Siehe auch S. 131
- 158 Fritz-Dietlof Graf v. d. Schulenburg: Kriegstagebuch, Russischer Feldzug 20. 6.–11. 11. 1941, 127 S. Schreibmaschine, im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 159 Detlef Friedrichsen [Pseudonym]: Ein Leutnant von der Infanterie. Leipzig 1942; in 100 000 Exemplaren für das OKH gedruckt.
- 160 Auch bei der Wertung dieser Äußerungen ist die Sorge Schulenburgs, das Tagebuch könnte in unberufene Hände geraten, zu berücksichtigen. Das Gesagte entspricht also im Kern seiner wahren Meinung, wird aber so gesagt, daß es auch einem 150%igen Parteiauge noch annehmbar erscheint.
- 161 Carl-Hans Graf Hardenberg auf Neuhardenberg, Bruder des Grafen Wilfried Hardenberg, Regimentskamerad v. Sch., Vetter des Grafen Heinrich Hardenberg, Korpsbruder und Studienkamerad von Schulenburg
- 162 Abschrift (Aktenzeichen S 7 (SA) 15 664/42) im Besitz der Gräfin Schulenburg, dazu als Anlage 6 Rundschreiben des Ministeriums an alle Reichsstellen außer I–VI und eine Anweisung an die Abt. II u. V des Ministeriums
- 163 Denkschrift im Besitz der Gräfin Schulenburg. Genaue Datierung nicht möglich, da die vorhandene Abschrift keine Zeitangabe trägt, sicher aber im Krieg entstanden, da wiederholt auf die Kriegsverhältnisse Bezug genommen wird.
- 164 Siehe auch Vortrag v. Axel v. d. Bussche, veröffentlicht in der »Göttinger Universitätszeitung« vom 7. 3. 47

- 165 Gespräch zwischen Schulenburg und dem Verfasser. Spätsommer 1942
- 166 Aufzeichnungen der Gräfin Schulenburg
- 167 Minister Backe verübte 1945 oder 1946 Selbstmord, da er von den Engländern an die Sowjetunion ausgeliefert werden sollte. Dort erwartete ihn, den Kaukasus-Deutschen und russischen Staatsangehörigen, der Tod durch den Strang.
- 168 Gespräch zwischen Schulenburg und dem Verfasser. Spätsommer 1942
- 169 Tagebuch der Gräfin Alice Hardenberg
- 170 Dr. W. Muthmann, H.-Joachim Riecke
- 171 Riecke, H.-Joachim: »Ernährung und Landwirtschaft im Kriege«, Sonderdruck aus »Bilanz des Zweiten Weltkrieges«, Oldenburg (1953)
- 172 Kaltenbrunner-Bericht, S. 521, Bericht v. 12. 12. 44
- 173 Gerhard Ziegler, schriftlicher Bericht
- 174 Dr. Keßler, Siegel, Gerhard Ziegler; schriftliche und mündliche Berichte
- 174a Dr. Zimmer wurde 1933 als Landrat in Stuhm wegen seiner Zugehörigkeit zum Zentrum mit Einverständnis Schulenburgs dienstenthoben. Nach einer persönlichen Begegnung setzte Schulenburg ihn 1942 auf die Liste der zukünftigen Reg.-Präsidenten. [Mitteilung von Dr. Keßler.]
- 175 Kaltenbrunner-Bericht vom 13. 8. 44
- 176 Dr. Muthmann, damals noch im Reichsernährungsministerium tätig, hatte Schulenburg 1940 durch Vermittlung von Hptm. Gehre aus dem Amt Canaris kennengelernt. Er war ehemaliger Ehrhardt-Mann, trug während der Landvolkunruhen in Schleswig-Holstein die schwarze Bauernfahne und war schon aus diesem Grunde ein Gegner Hitlers, den man des Verrats an den aufständischen Bauern beschuldigte. Im Frühjahr 1942 machte er Schulenburg mit Dr. Isenberg bekannt.
- 177 Aktenvermerk, doppelseitig beschrieben, in Fotokopie vorhanden. Im Besitz von Dr. Muthmann
- 178 Ulrich von Hassel: »Vom anderen Deutschland«. Tagebucherinnerungen vom 20. 12. 42 u. 22. 1. 43, Seite 284, 290
- 179 Aussage des Zeugen Axel v. d. Bussche im Prozeß gegen v. Weizsäcker
- 180 Protokoll (Auszug) im Entnazifizierungsverfahren gegen Regierungspräsident Paul Kanstein
- 181 Aufzeichnungen der Gräfin Schulenburg
- 182 Im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 183 Das Buch über Cromwell, von Walter Frank heftig angegriffen, kostete Oncken seinen Lehrstuhl in Berlin.
- 184 Abschrift im Besitz der Gräfin Schulenburg. Die zitierten 10 Anlagen fehlen.
- 185 Brief im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 186 Der Zug des Sonderstabes, Dienststelle und Wohnraum zugleich, stand auf einem Abstellgleis des Bahnhofes Heerstraße.
- 187 Im Besitz der Gräfin Schulenburg

- 188 Im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 189 Im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 190 Die Denkschrift mit 6 Anlagen – Umfang 33 Seiten – im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 191 Denkschrift – Umfang 7 Seiten – im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 192 Ernst Jünger berichtet in den »Strahlungen« von einer Unterhaltung mit Schulenburg am 28. Juli 1943
- 193 Eberhard Zeller: »Geist der Freiheit. Der zwanzigste Juli«. München 1952, Seite 342
- 194 Aufsatz (21 Seiten) im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 195 Exposé und graphischer Organisationsplan im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 196 In einem Brief an Herrn Prof. Dr. Ritter vom 28. 3. 1952 schreibt Dr. Keßler, Schulenburg habe sich die Unterlagen für eine Studie über Verwaltungsvereinfachung als Angehöriger des Sonderstabes v. Unruh planmäßig verschafft, da er als solcher Zutritt zu allen Dienststellen gehabt habe. Im ersten Halbjahr 1943 dürfte er bei seiner Arbeit im Reichsernährungsministerium und anschließend in Paris für solche Beschaffung nicht genügend Zeit gefunden haben.
- 197 Brief Schulenburgs an die Reichsstelle für Raumordnung v. 27. Okt. 1943
- 197a Frau Anni Berndt: schriftliche Mitteilung an den Verfasser
- 198 Dr. Erich Keßler berichtet in einem Brief an Heinrich von zur Mühlen vom 2. Dez. 1948, daß den Beamten von der Abt. I des Innenministeriums im Herbst 1944 im Hause des SD am Wannsee über eine offensichtlich von Schulenburg stammende Denkschrift über Verfassungs- und Verwaltungsreform berichtet wurde. Auch hat im Okt. 44 Staatssekretär Studtart diese Denkschrift in einer Dienstbesprechung sehr lobend erwähnt. (Brief v. 7. Dez. 1948.) Siehe auch Kaltenbrunner-Bericht v. 26. 7. 44, S. 57: »Schulenburg hat alle Planungen für den zivilen Sektor ausgearbeitet!«
- 199 Quellen hierzu: Briefwechsel zwischen Dr. E. Keßler, Dr. von zur Mühlen, Dr. Globke, Dr. H. J. Kettner vom Herbst 1948. Briefwechsel zwischen Dr. E. Keßler und Prof. Dr. G. Ritter vom März 1952; Verteidigungsschrift im Spruchkammerverfahren gegen Ministerialdirektor O. Ehrensberger vor der Spruchkammer Traunstein am 22. Juli 1947; Prof. Dr. Ritter: »Goerdeler« Seite 307/308
- 200 Hans Peters: »Verfassungs- und Verwaltungsreformbestrebungen innerhalb der Widerstandsbewegung«; Schriften der Frhr.-vom-Stein-Gesellschaft e. V. Schloß Cappenberg, Heft 3
- 201 Beide Denkschriften im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 202 Kartenmaterial und schriftliche Arbeiten im Besitz von Dr. Muthmann, Abschrift auch bei G. Ziegler;
Hierzu auch Dr. Walter Muthmann: »Die deutsche Darstellung«; Auf-

- satzreihe in »Der Fortschritt«, Essen, 7. Okt.–4. Nov. 1949, und nicht-veröffentlichter Aufsatz: »Die Neuordnung der Ländergrenzen im Lichte des 20. Juli«
- 203 Namen der Länder und ihrer Hauptstädte nach Karte B 7: Ostpreußen mit Königsberg, Danzig-Westpreußen mit Danzig, Wartheland mit Posen, Oberschlesien mit Kattowitz, Niederschlesien mit Breslau, Pommern mit Stettin, Berlin-Brandenburg mit Berlin, Oberelbe mit Dresden, Mitteldeutschland mit Leipzig, Nordmark mit Hamburg, Friesland mit Oldenburg, Niedersachsen mit Hannover, Westfalen-Ruhrgebiet mit Düsseldorf oder Münster, Rheinland mit Köln, Kurhessen mit Kassel, Rhein-Main mit Frankfurt, Saar-Lothringen mit Saarbrücken, Oberrhein mit Straßburg, Schwaben mit Stuttgart, Franken mit Nürnberg, Bayern mit München, Alpen-Donaubezirk mit Wien. (Die sudetendeutschen Gebiete sind hierbei unter Schlesien, Oberelbe und Franken aufgeteilt. Vgl. Karte im Anhang.)
- 204 Gespräche und Informationen des Verfassers
- 205 Brief v. Dr. Gerhard Isenberg an Dr. Heinrich v. z. Mühlen v. 10. 2. 1949: »... Haushofer hielt ein eigenes Land Franken für erwünscht, während ich mehr für eine Beibehaltung von Bayern im alten Sinne war, allerdings ohne Unterfranken.«
- 206 Kaltenbrunner-Bericht v. 15. 9. 44, S. 390
- 207 Brief v. Dr. Globke an Dr. Keßler vom 28. Sept. 1948
- 208 Gespräche des Verfassers mit Max Habermann
- 209 Im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 210 Gerhard Ziegler, schriftliche Mitteilung an den Verfasser
- 211 Müller-Haccius (damals Oberpräsident in Kärnten), Mitteilung an den Verfasser
- 212 Gespräch des Verfassers mit Max Habermann
- 213 Vernehmung v. Axel v. d. Bussche vor der Commission II des Militärgerichtshofes Nr. IV, Fall XI (Anklage Weizsäcker) Nürnberg am 2. 7. 48, Sitzung von 15.05 bis 18.30 Uhr
- 214 Siehe Fußnote 213
- 215 Gespräch des Verfassers mit Max Habermann
- 216 Siehe auch Kaltenbrunner-Bericht v. 24. 11. 44, S. 600, hg. von Karl Heinrich Peter, Seewald Verlag, Stuttgart
Graf Schulenburg zu Graf Matuschka: »Es sei wieder eine stärkere Beteiligung der Arbeiterschaft in den führenden Stellen nötig...«
- 217 Gerhard Ziegler: »Schulenburg und die Kreisauer Texte«, handschriftliches Manuskript im Besitz Zieglers
- 218 Im Besitz der Gräfin Schulenburg
- 219 Am 27. April 1944, wahrscheinlich in der »Deutschen Zeitung für Holland« erschienen
- 220 Im Besitz der Gräfin Schulenburg

- 221 Sie ist in 2 Exemplaren vorhanden. Das eine Exemplar enthält Randbemerkungen, anscheinend von der Hand Zieglers und Zusätze von Schulenburg, die auf die Notwendigkeit einer gründlichen Vorarbeit hinweisen.
- 222 Aufzeichnungen der Gräfin Schulenburg
- 223 Über die Breslauer Tagung Berichte von Dr. Keßler, Müller-Haccius, Ziegler, v. Rumohr
- 224 Aufzeichnungen der Gräfin Schulenburg
- 225 Siehe oben S. 276
- 226 Aufzeichnungen der Gräfin Schulenburg
- 227 Dr. Otto Ehrensberger, Akte des Spruchkammerverfahrens
- 228 Aufzeichnungen der Gräfin Schulenburg
- 229 Kreisdirektor Hermann Werne, schriftlicher und mündlicher Bericht
- 230 Vermutlich hat Schulenburg an den von Eberhard Zeller, Geist der Freiheit, S. 326, Anm. 14 mitgeteilten »Eid Stauffenbergs« gedacht:
 »Wir wollen eine neue Ordnung, die alle Deutschen zu Trägern des Staates macht und ihnen Recht und Gerechtigkeit verbürgt, verachten aber die Gleichheitslüge und beugen uns vor den naturgegebenen Rängen. Wir wollen ein Volk, das, in der Erde der Heimat verwurzelt, den natürlichen Mächten nahebleibt, das im Wirken in den gegebenen Lebenskreisen sein Glück und sein Genügen findet und in freiem Stolz die niederen Triebe des Neides und der Mißgunst überwindet. Wir wollen Führende, die aus allen Schichten des Volkes wachsend, verbunden den göttlichen Mächten, durch großen Sinn, Zucht und Opfer den anderen vorangehen.«
- 231 E. Zeller: »Geist der Freiheit«, S. 295
- 232 Aufzeichnungen der Gräfin Schulenburg
- 233 Aufzeichnungen der Gräfin Schulenburg
- 234 Fräulein Dr. Karla Eckert, Freundin und häufiger Gast der Gräfin in Trebbow, hielt seit 1940 Verbindung zwischen Schulenburg und dem Verfasser
- 235 Brief Dr. Otto Ehrensberger an Dr. H. v. z. Mühlen vom 27. 5. 1948
- 236 Horst-Werner Dittmann, damals Geschäftsführer der Buchhandlung Jaeckel, schriftlicher Bericht an den Verfasser
- 237 Diese und die meisten folgenden Zeitangaben in den Aufzeichnungen der Gräfin Schulenburg
- 238 Gerhard Ritter: Carl Goerdeler, S. 402 und Kaltenbrunner-Bericht v. 30. 7. 1944
- 239 Ursula von Kardorff: Porträt eines Edelmannes, Süddeutsche Zeitung v. 21./22. Juli 1956 u. »Chronik unserer schwersten Jahre«
- 240 Abschiedsbrief, im Besitz der Gräfin Schulenburg, von einer Sekretärin im Justizministerium abgeschrieben und entgegen strengem Verbot im Luftschutzgepäck herausgeschmuggelt

- 241 H. B. Gisevius: Bis zum bitteren Ende, S. 394
- 242 Am 6. August wurde Kanstein, damals Militärverwaltungschef in Bergamo, nach Berlin befohlen, wo er am 7. abends eintraf. Im Reichssicherheitshauptamt wurde er am 8. u. 9. August durch den Amtschef IV Müller und Kaltenbrunner persönlich verhört und zunächst festgehalten. Gegenstand des Verhörs war die Nennung Kansteins auf einem aufgefundenen Stellenplan des Innenministeriums als »Chef der Sicherheitspolizei«. Kanstein konnte, da er aus Andeutungen Müllers merkte, daß Schulenburg und auch Helldorf die Eintragung in den Stellenplan als ohne sein Wissen vorgenommen erklärt hatten, ebenfalls jede Beteiligung und Mitwisserschaft ableugnen. Eine zunächst vorgesehene Gegenüberstellung von Kanstein und Schulenburg erfolgte nicht mehr, da Himmler am 9. August abends, auf Vorstellungen Stuckarts hin, der in diesen Tagen viele Beamte seines Ministeriums zu schützen wußte, Kansteins Entlassung und Rückkehr nach Italien verfügte. Kaltenbrunner, über diese Erledigung sichtlich verärgert, drohte Kanstein Repressalien gegen seine Familie an, wenn er in die Schweiz fliehen sollte. (Entnazifizierungsakte Paul Kanstein)
- 243 Kaltenbrunner-Bericht vom 30. 8. 44 u. 16. 10. 44, S. 326 u. 455
- 244 Der Reichsstatthalter und Gauleiter Friedrich Hildebrandt wurde in Dachau von den Amerikanern gehängt, weil er den Befehl, »feindliche Terrorflieger«, die wahllos die Zivilbevölkerung angriffen, bei Gefangennahme zu erschießen, in seinem Gaugebiet weitergegeben hatte.
- 245 Gotthold Müller: Schriftliche Mitteilung an den Verfasser. Müller traf nach der Verhandlung Schulenburg und den Lt. v. Kleist noch kochend vor Empörung.
- 246 Von Schulenburg angemerkt in seinem: »Das Neue Testament und die Psalmen«.

Literaturverzeichnis

- Abshagen, Karl Heinz: Canaris, Patriot und Weltbürger. Stuttgart 1954
- Böhmer, Rudolf: Das Erbe der Enterbten. München 1928
- Burckhardt, Carl J.: Meine Danziger Mission 1937-1939. München 1960
- Dulles, Allen Welsh: Verschwörung in Deutschland; mit einem Geleitwort von Wolfgang von Eckardt. Kassel 1949
- »Ein Mann geht seinen Weg«. Schriften, Reden und Briefe von Julius Leber. Herausgegeben von seinen Freunden (Gustav Dahrendorf). Berlin - Frankfurt 1952
- Foertsch, Hermann: Schuld und Verhängnis. Die Fritsch-Krise im Frühjahr 1938 als Wendepunkt in der Geschichte der NS-Zeit. Stuttgart 1951
- Geib, Ekkhard: Die Ausbildung des Nachwuchses für den höheren Verwaltungsdienst. Archiv des öffentlichen Rechts, Bd. 80. Tübingen 1955/56
- Gisevius, Hans Bernd: Bis zum bitteren Ende. 2 Bde. Zürich 1946
- Günther, Hans F. K.: Die Verstädterung. Ihre Gefahren für Volk und Staat vom Standpunkt der Lebensforschung und der Gesellschaftswissenschaft. Leipzig und Berlin 1934
- Hassell, Ulrich v.: Vom anderen Deutschland. Aus den nachgelassenen Tagebüchern 1938-1944. Zürich und Freiburg 1946
- Henk, Emil: Die Tragödie des 20. Juli 1944. Ein Beitrag zur politischen Vorgeschichte. Heidelberg 1946
- Hierscher, Friedrich: Fünfzig Jahre unter Deutschen. Hamburg 1954
- Kluge, Paul: Das Recht des Widerstandes gegen die Staatsgewalt in der Sicht des Historikers. - Schriftenreihe der Landeszentrale für Heimatdienst in Niedersachsen 1957

- Leber, Annedore (Hrsg.): Das Gewissen steht auf. 64 Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand 1933-1945. In Zusammenarbeit mit Willy Brandt und Karl Dietrich Bracher. Berlin - Frankfurt 1954
- Matthias, Erich: Sozialdemokratie und Nation. Ein Beitrag zur Ideengeschichte der sozialdemokratischen Emigration in der Prager Zeit des Parteivorstandes 1933-1938. Stuttgart 1952
- Miller, Max: Eugen Bolz, Staatsmann und Bekenner. Stuttgart 1951
- »Ostpreußenblatt«: Die Erich-Koch-Stiftung. Geschichte eines genialen Raubzuges mit und ohne Moral. Jahrgang 4, Folge 2-10, Januar-April 1953
- Pechel, Rudolf: Deutscher Widerstand. Erlenbach - Zürich 1947
- Reitzenstein, Ursula: Das Ruhrkohlengebiet im Vest Recklinghausen zwischen Emscher und Lippe. Kölner Geographische Arbeiten, Heft 2, hg. vom Geographischen Institut der Universität Köln
- Riecke, Hans-Joachim: Ernährung und Landwirtschaft im Kriege. Sonderdruck aus: Bilanz des zweiten Weltkrieges. Oldenburg
- Ritter, Gerhard: Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung. Stuttgart 1955
- Rothfels, Hans: Die deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung. Krefeld 1949. Erw. Neuausgabe Fischer-Bücherei Nr. 198
- Schmidt, Walter A.: Damit Deutschland lebe. Berlin 1959
- Schwerin von Krosigk, Lutz Graf v.: Es geschah in Deutschland. Tübingen und Stuttgart 1951
- Steltzer, Theodor: Von deutscher Politik. Dokumente, Aufsätze, Vorträge. Frankfurt/Main 1949
- Thune-Jakobsen, E.: Auf einem Uriasposten. Kopenhagen 1946
- »Die Vollmacht des Gewissens«. Hg. v. der Europäischen Publikation e. V. München 1956
- Weisenborn, Günther: Der lautlose Aufstand. Bericht über die Widerstandsbewegung des deutschen Volkes 1933-1945
- Winnig, August: Aus zwanzig Jahren. Hamburg 1948
- Wolff, Paul: Ohne Maske. Ein Tatsachenbericht. Hamburg 1948
- Zeller, Eberhard: Geist der Freiheit. Der zwanzigste Juli. München 1952

Personenregister

- Abetz, Otto: Botschafter des Dritten Reichs in Frankreich, Sitz Paris 261
- Adam, Wilhelm: Landrat in Schweidnitz, heute in Düsseldorf Geschäftsführer der »Vereinigung deutscher Krankenkassen« 184, 314
- Adams, Josef: Landeshauptmann in Schlesien 182
- Angermann, Kurt: Regierungspräsident a. D.; heute Kreisdirektor in Recklinghausen 70, 308, 309, 312
- Anschütz, Dr. Gerhard: Professor für Staatsrecht in Heidelberg 59
- Arndt, Ernst Moritz 63, 95, 211
- Arnim, Adolf Graf von: Gutsbesitzer; Onkel Fritz-Dietlofs v. d. Schulenburg 32
- Arnim, Dietlof Graf von: Gutsbesitzer; Präsident des »Preußischen Herrenhauses«, Onkel Fritz-Dietlofs v. d. Schulenburg 32
- Arnim, Georg Graf von: Gutsbesitzer auf Boizenburg i. d. Uckermark; Großvater Fritz-Dietlofs v. d. Schulenburg 21 f., 26, 33, 41
- Arnim-Friedensfelde, Georg Werner Graf von: Gutsbesitzer; Major d. Res., 1943 in Rußland gefallen 217 f.
- Bach-Zelewski, Erich von dem: SS-Obergruppenführer 130, 190
- Backe, Herbert: Staatssekretär; später Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft 232, 236, 241, 246 f., 316
- Barkowski, Walter: Bürgermeister von Marienwerder 133
- Barner, Carl Ulrich von: Gutsbesitzer auf Trebbow, verh. mit Elisabeth Gräfin v. d. Schulenburg 200, 259, 286, 290
- Beck, Ludwig: Generaloberst; Chef der Generalstabes des Heeres bis 1938; am 20. Juli 1944 Selbstmord 47, 96, 176, 256, 260, 262, 300

- Below, Pauline von: Frau des Grafen Bismarck-Bohlen auf Carlsburg; Urgroßmutter Fritz-Dietlofs v. d. Schulenburg 21 f.
- Berndt, Anni, geb. Schenke: Frau des Pastors W. Berndt 317
- Berndt, Werner: Pastor in Berlin-Zehlendorf 259
- Best, Dr. Werner: SS-Obergruppenführer, Reichsbevollmächtigter in Dänemark 1942-1945 245
- Bethke, Dr. Hermann: Vize-Oberpräsident in Ostpreußen 93, 110 f., 133, 309, 311
- Bibra, Hans Frhr. von: Gutsbesitzer; Major d. Res. und Kommandeur des II. Batl. Inf. Reg 9 200, 213
- Bie, Richard: polit. Schriftsteller; Veröffentlichung: Revolution um Karl Marx 1931 63
- Bismarck, Adelheid von: Freundin der Familie Schulenburg 260
- Bismarck, Otto Fürst von 13, 19, 104, 167, 173, 248, 265
- Bismarck-Bohlen, Caroline Gräfin von: Frau des Grafen Georg von Arnim, Großmutter Fritz-Dietlofs v. d. Schulenburg 21 f.
- Bismarck-Bohlen, Friedrich Alexander Graf von: Gutsbesitzer auf Carlsburg; Urgroßvater Fritz-Dietlofs v. d. Schulenburg 21 f.
- Bissing, Moritz Ferdinand Frhr. von: Kommandeur des 2. Garde-Ulanen-Regiments; General-Gouverneur in Belgien während des 1. Weltkrieges 20
- Blomberg, Werner von: Generalfeldmarschall, Reichskriegsminister von 1933-1938 262
- Bludau, Willy: 2. Geschäftsführer des Kreislandwirtschaftsverbandes Heiligenbeil 89 f., 310
- Bock, Fedor Frhr. von: Generalfeldmarschall; Führer der Heeresgruppe Mitte 224, 230
- Böhmer, Rudolf: Bezirkshauptmann in Deutsch-Südwest-Afrika; politischer Schriftsteller 281
- Böselager, Georg Frhr. von: Oberst beim Stab der Heeresgruppe Mitte 245
- Boldt, Dr. Herbert: Ministerialrat im Reichswirtschaftsministerium; heute Industriekaufmann in Düsseldorf 98
- Bonnes, A.: Verleger in Potsdam 304
- Borchmeyer, Dr. Josef: Reichstagsabgeordneter der DNVP; Rechtsanwalt in Recklinghausen 69
- Bormann, Martin: Reichsleiter der NSDAP; Leiter der Parteikanzlei 256
- Borries, Familie von: In Lübeck Pensioneltern der Brüder Schulenburg 38
- Borries, Dr. Fritz von: Arzt in Lübeck 307
- Bracht, Fritz: Stellv. Gauleiter in Schlesien, 1943-1945 Gauleiter und Oberpräsident in Oberschlesien 184, 194, 287
- Brandt, Dr. Karl: Professor der Geschichte in Göttingen 46
- Brandt, Dr. Karl: Professor, Direktor der chirurg. Abteilung der Charité 263
- Brauchitsch, Walther von: Generalfeldmarschall und Oberbefehlshaber des Heeres 1938-1941 148, 229

- Breitenbach, Gerhard von: Landrat z. D. beim Oberpräsidium Breslau 184
- Brockdorff-Ahlefeld, Erich Graf von: General der Infanterie 170
- Bronsart von Schellendorff, Hans Albrecht: Leutnant 211
- Brückmeier, Eduard: Legationsrat im Auswärtigen Amt; nach dem 20. Juli hingerichtet 260
- Brüning, Dr. Heinrich: Zentrumsabgeordneter, Reichskanzler 1930–1932 68 f., 169
- Buch, Walter: Reichsleiter der NSDAP; Vorsitzender des Obersten Parteigerichts 130
- Buchholz, Dr.: Studienkollege und Freund Schulenburgs 310
- Bülow, Bernhard Fürst von: Reichskanzler 1900–1909 23
- Bull, Miss: Erzieherin im Hause Schulenburg 23 f., 27
- Bussche, Axel von der: Leutnant und Kpf. im Inf. Reg. 9; Kamerad Schulenburgs in Rußland und in der Widerstandsbewegung 211, 215, 245, 277, 292, 299, 309, 315, 316, 318
- Canaris, Wilhelm: Admiral und Chef der Abwehr beim OKW; nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet 163, 172, 261 f.
- Chamberlain, Houston Stewart: Verfasser der »Grundlagen des XIX. Jahrhunderts« 49
- Constantin, Dieter: Leutnant und Kompanieführer im Inf. Reg. 9; Kamerad Schulenburgs in Rußland 211, 214, 217
- Czartorisky, Fürst: Besitzer der Herrschaft Krasne, die nach Enteignung von Gauleiter Koch erworben wurde 205
- Daluege, Kurt: General der Polizei; SS-Obergruppenführer 138, 155
- Damaschke, Adolf: Nationalökonom (Bodenreform) 30, 41
- Damrau, Dr. Hans: Oberbürgermeister von Görlitz, mit Gauleiter Wagner aus Iserlohn, Westfalen, gekommen 183
- Dargel, Paul: Organisationsleiter des Gaues Ostpreußen der NSDAP 110, 112, 128, 133, 206, 309
- Darmstädter, Dr. Paul: Professor für Geschichte in Göttingen 46
- Darré, R. Walter: Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft; Reichsleiter der NSDAP; Reichsbauernführer 103, 236
- Dellbrügge, Dr. Hans: Ministerialrat im Reichsinnenministerium 312
- Delp, Alfred: Jesuitenpater; nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet 168
- Dill, Dr.: Ministerialrat im Württembergischen Innenministerium 164
- Dithmer: Dänischer Konsul in Bukarest 233
- Dittmann, Horst-Werner: Geschäftsführer der Buchhandlung Jaeckel in Potsdam 319
- Dönhoff, Marion Gräfin: Gutsbesitzerin; Redakteurin 291
- Dohna, Carmen Gräfin zu: Base von Fritz-Dietlof v. d. Schulenburg 225
- Dohna, Else Gräfin zu, geb. Gräfin v. d. Schulenburg 33

- Dohna, Karl Graf zu: Kgl. preußischer Landrat 33
 Dohna-Tolksdorf, Heinrich Graf zu: Generalleutnant a. D., Gutsbesitzer; nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet 291
 Duckwitz, G. F.: Schiffsattaché in Kopenhagen während der Besetzung; heute Außerordentlicher Gesandter in Neu-Delhi 245
 Dzubba, Dr. Erich: Direktor der Erich-Koch-Stiftung 206
- Eckert, Dr. Karla: Assistentin an der Hamburger Kunsthalle 293, 319
 Egidi, Hans: Landrat in Kyritz; Präsident a. D. des Bundesverwaltungsgerichts 53 ff.
 Ehrensberger, Dr. Otto: Ministerialdirektor a. D. im Reichsinnenministerium 202, 261, 266, 291, 313, 315, 317, 319
 Ehrhardt, Hermann: Kapitänleutnant a. D.; Führer der Brigade Ehrhardt 262, 316
 Eismann, Hans Georg: Major i. G., Ic im Stabe Mansteins 231
- Falkenhausen, Alexander Frhr. von: General; Militärbefehlshaber in Belgien und Nordfrankreich 201
 Falkenhausen, Dr. Gotthard Frhr. von: Bankdirektor 256
 Faust, Dr. Hans: Ministerialdirektor im Reichsaußenministerium 265
 Fellgiebel, Erich: General der Nachrichtentruppe; nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet 301
 Flechsig, Gustav: Schriftsteller in Rüthen 69
 Frank, Dr. Walter: Präsident des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands 316
 Frankfurt: Hauptmann und Kommandeur des II. Batl. Inf. Reg. 9 215 ff.
 Freisler, Roland: Präsident des Volksgerichtshofes seit 1942 304
 Fremerey, Dr.: Mitarbeiter im Landesplanungsamt Königsberg 109
 Frick, Dr. Wilhelm: Reichminister des Innern, 1943 Reichsprotektor für Böhmen und Mähren 138, 261
 Friedrich, Werner: Regierungspräsident in Königsberg 131
 Fritsch, Werner Frhr. von: Chef der Heeresleitung; Oberbefehlshaber des Heeres 1935-1938 136, 163 f., 205, 302, 310, 313
- Gandhi, Mahatma: Indischer Philosoph und Politiker, Vorkämpfer der Freiheit Indiens 48
 Gayl, Wilhelm Frhr. von: Reichsminister des Innern unter Papen 89
 Gehre, Ludwig: Hauptmann im Amte Canaris; nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet 172, 262, 316
 George, Stefan 143, 233
 Gersdorff, Rudolf: Generalmajor; versuchte Attentat auf Hitler 245
 Gierke, Dr. Julius von: Professor für Rechtswissenschaften (Staatsrecht) in Göttingen 46

- Gilsa, Werner Albrecht Frhr. von: Oberst, Kommandeur des Inf. Reg. 9 195
- Gisevius, Hans-Bernd: Regierungsrat im Reichsministerium des Innern 157, 308, 310, 320
- Gleichen-Rußwurm, Heinrich Frhr. von: Politischer Schriftsteller; Gründer und Verleger der Zeitschriften »Das Gewissen« und »Der Ring« 309
- Globke, Dr. Hans: Ministerialrat im Reichsinnenministerium; später Staatssekretär im Bundeskanzleramt 274, 317, 318
- Goebbels, Dr. Joseph: Reichsleiter der NSDAP; Gauleiter von Berlin; Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda 155, 172 f.
- Goerdeler, Carl Friedrich: Oberbürgermeister in Leipzig; Reichspreiskommissar; nach dem 20. Juli hingerichtet 242, 256, 262, 264 f., 281, 290, 319
- Goerdeler, Fritz: Stadtkämmerer in Königsberg 130, 309
- Göring, Hermann Wilhelm: Reichsminister; Preußischer Ministerpräsident; Reichsmarschall; Oberbefehlshaber der Luftwaffe 50, 97 f., 112, 129, 131 f., 158 f., 177, 181, 194, 201, 203, 207, 294, 295
- Goltz, Dr. Rüdiger Graf v. d.: Rechtsanwalt 146, 163, 176, 215, 245 f., 252, 259, 310, 313
- Goltz, Rüdiger Graf v. d.: Leutnant im Inf. Reg. 9, in Rußland gefallen 215
- Gottberg, von: Oberleutnant im Inf. Reg. 9 289
- Gramsch, Dr. Friedrich: Landrat in Heiligenbeil 89 f.
- Grauert, Ludwig: Staatssekretär im preußischen Innenministerium 50
- Grimm, Dr. Friedrich: Professor und Rechtsanwalt in Essen 263, 304
- Grimm, Dr. Hans: Schriftsteller; Verfasser des Buches »Volk ohne Raum« 63, 69
- Groeben, Klaus v. d.: Landrat des Kreises Samland, Ministerialdirektor im Schleswig-Holsteinischen Innenministerium 308, 309, 312
- Großherr, Ferdinand: Stellv. Gauleiter der NSDAP in Ostpreußen 110, 112, 129, 133, 205, 309, 312
- Grünberg, Anneliese von: verh. Honus; Angestellte im »Landesamt für Handwerkspflege und industrielle Formgebung« in Breslau 184, 314 f.
- Grünberg, Dr. Hans-Bernhard von: Professor für Volkswirtschaft in Königsberg, Mitglied des Preußischen Staatsrats 93, 109, 309
- Grünspan, Herschel: erschöß 1938 in Paris den deutschen Legationsrat vom Rath 172
- Grundmann, Professor Dr. Günther: Landeskonservator in Schlesien; später in Hamburg 181, 314
- Guderian, Heinz: Generaloberst 211
- Guttenberg, Karl Ludwig Frhr. von: Gutsbesitzer; hingerichtet nach dem 20. Juli 1944 226
- Habermann, Max: Mitglied in Vorstand und Verwaltung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes (DHV); nach dem 20. Juli Selbstmord 168, 230, 243, 260, 278, 318

- Haefthen, Werner von: Syndikus; Oberleutnant der Reserve; am 20. Juli 1944 erschossen 300
- Halder, Franz: Generaloberst; Chef des Generalstabes des Heeres 1938 bis 1942 158, 170, 230
- Hammerstein-Equord, Kurt Frhr. von: Generaloberst; Chef der Heeresleitung 1930–1934 229 f.
- Hanke, Karl: Gauleiter und Oberpräsident von Schlesien 159, 202 f.
- Hansen, Georg: Oberst; seit Frühjahr 1944 Chef der Abt. I im Amte Abwehr beim OKW; nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet 295
- Hardenberg, Alice Gräfin von: Frau des Grafen Heinrich von Hardenberg 62, 232 ff., 311, 316
- Hardenberg, Heinrich Graf von: Legationsrat im Auswärtigen Amt; heute Botschafter in Costarica 62, 65, 127, 232 ff., 315
- Hardenberg, Wilfried Graf von: Forstmeister 200, 211, 218, 315
- Hardenberg auf Neuardenberg, Carl-Hans Graf von: Gutsbesitzer; Oberst d. Res. im Stabe des Generalfeldmarschall v. Bock 224, 230, 245, 293, 315
- Hase, Paul von: Generalleutnant; Stadtkommandant von Berlin; nach dem 20. Juli hingerichtet 164, 299
- Hassell, Ulrich von: Deutscher Botschafter in Rom; nach dem 20. Juli hingerichtet 176, 225 f., 242, 262, 314, 316
- Haubach, Theodor: Jungsozialist; Schriftleiter des »Hamburger Echo«, nach dem 20. Juli hingerichtet 168
- Haushofer, Dr. Albrecht: Professor für politische Geographie an der Hochschule für Politik in Berlin; nach dem 20. Juli hingerichtet 63, 318
- Haushofer, Dr. Heinz: Agrarpolitiker 273
- Haushofer, Karl: Generalmajor a. D., Professor; Hrsg. der Zeitschrift »Geopolitik«, Vater von Albrecht und Heinz Haushofer 240 f.
- Haußer, Paul: SS-Obergruppenführer 262
- Hegemann, Werner: Politischer Schriftsteller 48
- Heinrich, Hans: Geschäftsführer des »Heimwerk Samland« und »Heimbau Samland« 120 f., 123, 287, 310, 311
- Heinz, Friedrich Wilhelm: Verleger und Schriftsteller; Oberst im Regiment »Brandenburg« 158, 170, 200, 314
- Helldorf, Wolf Graf von: Polizeipräsident in Berlin 1934–1944; nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet 154 f., 164, 170, 202, 261, 301, 320
- Hellmich, Heinz: Generalleutnant; Kommandeur der 23. Division 209
- Henckel-Donnersmarck, Kraft Graf: Gutsbesitzer und Industrieller in Oberschlesien 190
- Heppe, Dr. Hans von: Staatsrat in Hamburg 259, 311
- Heß, Fritz: Kaufmann 174 f.
- Heß, Rudolf: Stellvertreter Hitlers 1933–1941 112, 129, 136 f.
- Heydrich, Reinhard: SS-Obergruppenführer, Chef der Sicherheitspolizei und des SD; stellv. Reichsprotektor für Böhmen u. Mähren März–Mai 1942 155

- Hielscher, Friedrich: Politischer Schriftsteller 307
- Hildebrandt, Friedrich: Gauleiter und Reichsstatthalter in Mecklenburg 162, 303, 320
- Hildebrandt, Richard: SS-Obergruppenführer 262
- Hilgenfeldt, Erich: Reichsamtssleiter der Nationalsozialistischen Volksfürsorge (NSV) 182
- Himmler, Heinrich: Reichsführer SS; 1943–1945 Reichsminister des Innern 108, 112, 130 f., 137, 148, 176 f., 207, 261 f., 266, 275 f., 279, 283, 286, 291 ff., 294, 295, 309, 311, 320
- Hindenburg, Paul von Beneckendorf und von: Generalfeldmarschall; Reichspräsident 1925–1934 176
- Hirth, Hellmuth: Pionier der Motorfliegerei in Deutschland 225, 303
- Hitler, Adolf 86, 91 f., 96 ff., 103, 112 ff., 129, 131, 145, 148, 170 f., 174 ff., 180, 192, 194, 201, 206, 233, 238, 241 f., 244, 263, 265, 277, 288, 294, 295, 299 f., 305, 309 f., 316
- Hoepner, Erich: Generaloberst; nach dem 20. Juli hingerichtet 229
- Hofacker, Cäsar von: Industriekaufmann, Oberstltm. d. Res.; nach dem 20. Juli hingerichtet 95, 147, 157 f., 252 f., 295
- Hopp, Hans: Architekt in Königsberg 122 f.
- Iffland: Beauftragter Bormans in Paris 256
- Isenberg, Dr. Gerhard: Oberregierungsrat in der Reichsstelle für Raumordnung 240 f., 260, 269 ff., 275, 299, 316, 318
- Jaeckel, Buchhandlung in Potsdam 295, 308, 319
- Jodl, Alfred: Generaloberst; Chef des Wehrmachtsführungsstabes 310
- Jünger, Ernst: Schriftsteller; Hauptmann d. Res. beim Stab des Wehrmachtsbefehlshabers in Paris 63, 94, 108, 256, 261, 317
- Kaiser, Jakob: Landesgeschäftsführer der christlichen Gewerkschaften; 1949 Minister für gesamtdeutsche Fragen 230
- Kaltenbrunner, Ernst: SS-Obergruppenführer; Chef des Reichssicherheitshauptamtes 190, 238, 301 ff., 313, 316, 317, 318, 319, 320
- Kamptz, Jürgen von: Kommandeur der Schutzpolizei in Berlin 1938 170
- Kanstein, Paul: Regierungspräsident i. R.; Leiter der Staatspolizei in Berlin; später in Kopenhagen und Bergamo bei der deutschen Militärverwaltung 110, 156, 170, 245, 262, 301, 309, 311, 312, 313, 314, 316, 320
- Kapp, Wolfgang: Generallandschaftsdirektor in Ostpreußen; Führer des Kapp-Putsches 60, 288
- Kardorff, Ursula von: Journalistin; befreundet mit Schulenburg 146, 291, 296 f., 312, 319
- Kempner, Dr. Robert: Vormalig Preußischer Beamter; Hilfsankläger in Nürnberg 309

- Kemsat, Ernst: Syndikus der Ostpreußischen Generallandschaft in Königsberg 130
- Kessel, Albrecht von: Botschaftsrat im Auswärtigen Amt 34, 157 f., 255, 277, 291
- Kessels, Paul: Direktor des Fremdenverkehrsvereins in Königsberg; vorher Recklinghausen 69, 310
- Keßler, Dr. Erich: Regierungsvizepräsident in Gumbinnen und Kattowitz; Ministerialdirigent im Bundesministerium des Innern 9, 104, 123, 131, 184, 189, 225, 265, 287, 309, 310, 311, 314, 316, 317, 318, 319
- Kettner, Hans-Joachim: Ministerialrat im Reichswirtschaftsministerium 315, 317
- Kiep, Otto: Gesandter a. D.; nach dem 20. Juli hingerichtet 290
- Klausing, Friedrich-Karl: Hauptmann im Inf. Reg. 9; nach dem 20. Juli hingerichtet 201, 205, 290
- Kleist-Schmenzin, Ewald Frhr. von: Oberleutnant im Inf. Reg. 9 289, 320
- Klimmeck, Max: Leiter des Amtes für Kommunalpolitik im Gaustab der NSDAP Königsberg 112
- Kluge, Günther v.: Generalfeldmarschall; Befehlshaber der Heeresgruppe Mitte nach von Bock; seit Juli 1944 in Frankreich; am 18. August Selbstmord 245
- Koch, Erich: Gauleiter und Oberpräsident in Ostpreußen; Reichskommissar in der Ukraine 93, 98 ff., 103 f., 109, 111 ff., 124, 129 ff., 145, 176, 205 ff., 225, 232, 309, 312, 315
- König, Pater 273
- Köstring, Ernst: Generalmajor; Militärattaché in Moskau 296
- Koetgen, Arnold: Professor für Rechtswissenschaft in Greifswald und Göttingen; Mitarbeiter Schulenburgs in Schlesien 177, 184, 189, 266, 308, 312, 314
- Kolbow, Karl Friedrich: Landeshauptmann in Westfalen 181 ff., 314
- Kretschmer: Regierungsdirektor in Potsdam 56
- Krosigk, Frfr. von: Gutsbesitzerin; verbarg Dokumente der Widerstandsbewegung 260
- Krull, Dr. Christian: Oberst im Stabe des Generals v. Unruh 249, 251, 254
- Kükelhaus, Heinz: Dramaturg, Schriftsteller 260
- Kükelhaus, Hugo: Landeshandwerksmeister in Schlesien; Künstler 121, 144 f., 156 f., 168, 184, 187 ff., 203, 260, 261 ff., 280, 312, 313, 314
- Kutscher, Dr. Wilhelm: Oberpräsident in Königsberg 97
- Lagarde, Paul de: (1827–1891); Professor der Orientalistik; polit. Schriftsteller 49
- Landfried, Dr. Friedrich-Wilhelm: Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium 227
- Lanfermann, Franz: Amtmann in Recklinghausen 308

- Langbehn, Julius: (1851-1907); Verfasser des »Rembrandtdeutschen« 63, 147, 313
- Lautz, Julius von: Regierungsrat im Reichswirtschaftsministerium; heute Minister für Justiz im Saarland 85, 163, 308, 313
- Leber, Annedore: Frau von Dr. Julius Leber; Herausgeberin des Buches: »Das Gewissen steht auf« 296 f.
- Leber, Dr. Julius: Führender Sozialdemokrat; nach dem 20. Juli hingerichtet 168, 259 f., 264, 288, 293, 296 f.
- Lehdorf-Steinort, Heinrich Graf von: Gutsbesitzer; nach dem 20. Juli hingerichtet 157, 291
- Lejeune-Jung, Dr. Paul: Syndikus der Zellstoff-Industrie; nach dem 20. Juli hingerichtet 260
- Lenin, Wladimir Iljitsch 44, 69, 221
- Leuschner, Wilhelm: Stellv. Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB); vorm. Hessischer Innenminister; nach dem 20. Juli hingerichtet 168
- Ley, Dr. Robert: Reichsleiter der NSDAP; Leiter der Deutschen Arbeitsfront 131
- Liedecke, Ewald: Professor an der Technischen Hochschule Danzig; Architekt in Stuttgart 99, 109, 115, 127, 164, 261 f.
- Lilje, D. Dr. Hanns: Pastor in Berlin; später Landesbischof in Hannover 259
- Lindner, Dr. Walter: Fachbeauftragter des »Deutschen Heimatbundes« 280
- Loewenfeld, Alfred von: General; Kommandeur des Gardekorps 25
- Lohse, Hinrich: Gauleiter und Oberpräsident in Schleswig-Holstein; Reichskommissar Ostland 131, 287
- Lüdemann, Hermann: Sozialdemokratischer Minister in der Weimarer Republik 239
- Lüninck, Ferdinand Frhr. von: Oberpräsident von Westfalen; nach dem 20. Juli hingerichtet 157
- Lüninck, Hermann Frhr. von: Oberpräsident der Rheinprovinz 157
- Manstein, Erich von Lewinski gen. von: Generalfeldmarschall; Oberbefehlshaber der 11. Armee, später der Heeresgruppe Süd 208, 230 ff.
- Marquardt, Hans-Joachim: Leutnant, II. Batl. Inf. Reg. 9 211
- Martini: Erzieherin im Hause Schulenburg 27 f.
- Marwinski, Wilhelm: Beamter im Landratsamt Heiligenbeil; Oberkreisdirektor in Braunlage 89 f.
- Marwitz, Friedrich Ludwig Frhr. von der: (1777-1837); Gutsbesitzer, preussischer General; Gegner der Regierung Hardenberg 265
- Marx Karl 12, 44
- Matthes, Karl: Kreisleiter in Neidenburg 206
- Matuschka, Michael Graf von: Regierungsdirektor; nach dem 20. Juli hingerichtet 184, 194, 318

- Medicus, Dr. Franz-Albrecht: Abteilungschef für Militärverwaltungsfragen beim Generalquartiermeister Wagner 295
- Mertz von Quirnheim, Albrecht Ritter: Oberst i. G.; am 20. Juli 1944 erschossen 300
- Michelsen: Hausdame der drei Brüder Schulenburg in Lübeck 37 f.
- Mirbach, Dietrich Frhr. von: Attaché im Auswärtigen Amt 233
- Moellendorff, Wichard von: Professor an der Technischen Hochschule Hannover; Unterstaatssekretär im Reichswirtschaftsministerium der Weimarer Republik; Verfasser des Buches: »Konservativer Sozialismus« 63
- Moeller van den Bruck, Arthur: Schriftsteller, Verfasser der Bücher: »Das Dritte Reich«, »Der preußische Stil« 63, 94
- Moltke, Helmuth James Graf von: Rechtsanwalt; nach dem 20. Juli hingerichtet. 189, 194, 226, 273, 290
- Momm, Dr. Wilhelm: Regierungspräsident in Potsdam 56, 58
- Mühlen, Dr. Heinrich von zur: Assistent von Prof. Albrecht Haushofer 241, 310, 317, 318, 319
- Müller, Gotthold: Verlagsdirektor 10, 65, 214, 290, 308, 320
- Müller, Heinrich: Generalleutnant der Polizei; SS-Gruppenführer; Amtschef der Abt. IV (Gestapo) im Reichssicherheitshauptamt 320
- Müller, Hermann: Sozialdemokratischer Reichskanzler März bis Juni 1920, Juni 1928 bis März 1930 69
- Müller, Ludwig: deutsch-christlicher Reichsbischof 1935–1938 131, 315
- Müller-Haccius, Dr. Otto: Regierungspräsident i. R.; Direktor der Handelskammer in Hameln 56, 308, 310, 312, 313, 318, 319
- Mussehl: Staatssekretär a. D., Verwaltungsdirektor im »Sonderstab v. Unruh« 248, 249, 251 ff.
- Musset: Meldegänger Schulenburgs im Inf. Reg. 9 211
- Mussolini, Benito: 174
- Muthmann, Dr. Walter: Regierungsrat in der Reichsstelle für Raumordnung; Ob.-Reg.-Rat im Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft 240 f., 262, 316, 317 f.
- Naprawnik, Paul: Kreisfinanzdirektor in Recklinghausen 70
- Naudé, Hans: Landrat in Fischhausen; Vorgänger Schulenburgs 120
- Naumann, Friedrich: Ev. Theologe; Gründer des Nationalsozialen Vereins 1896; Mitbegründer der Demokratischen Partei 1918 30, 41
- Niekisch, Ernst: Sozialistischer Politiker und Schriftsteller; Herausgeber der Zeitschrift »Widerstand« 59
- Nötzel, Ernst: Inhaber der Hofbuchhandlung Jaeckel in Potsdam 30, 63 ff.
- Nonn: Holzfirma in Berlin 260, 298
- Olbricht, Friedrich: General; Chef des Allgemeinen Heeresamtes; am 20. Juli 1944 erschossen 295, 300

- Oncken, Dr. Hermann: Professor für Geschichte in Berlin 316
- Oppen, Karl Frhr. von: Syndikus in Hamburg, 62, 65, 185 ff., 191, 308, 310, 312, 314 f.
- Oppen, Rudolf Frhr. von: Major und Kommandeur des Ersatz-Batl. Inf. Reg. 9 191, 260, 293
- Oster, Hans: Generalmajor im Amte »Abwehr«; nach dem 20. Juli hingerichtet. 163, 252, 314
- Otto, Egbert: SA-Standartenführer in Königsberg 115
- Pabst, Waldemar: Major i. G.; am Kapp-Putsch beteiligt 47
- Papen, Franz von: Reichskanzler 1932; 1933 Vizekanzler; Botschafter in Ankara 1939-1944 97, 309
- Peter, Karl Heinrich: Herausgeber des »Kaltenbrunner-Berichtes« 318
- Peters, Hans: Professor für Geschichte in Köln 317
- Pfuhlstein, Friedrich von: Ministerialrat am Bundesrechnungshof 308
- Pfundtner, Hans: Leitender Staatssekretär im Reichsinnenministerium 203
- Plaas, Hartmut: Oberregierungsrat beim Luftforschungsamt; im Dritten Reich hingerichtet 262, 287
- Popitz, Professor Dr. Johannes: Preußischer Finanzminister; nach dem 20. Juli hingerichtet 202, 225, 240, 262, 266
- Post: Kreisleiter in Fischhausen 126
- Praschma, Elisabeth Gräfin von: Freundin der Familie Schulenburg in Schlesien 190, 204
- Preuß, Alfred: Leiter des NS-Gauamtes für Beamte in Ostpreußen 99, 110, 133
- Priebe, Dr. Hermann: Nationalökonom und Agrarpolitiker 281
- Prützmann, Hans-Adolf: SS-Obergruppenführer; höherer SS- und Polizeiführer 206
- Rath, Ernst vom: Legationsrat bei der deutschen Botschaft in Paris; 1938 von Herschel Grünspar erschossen 172
- Rathenau, Dr. Walther: Wirtschaftsführer; Schriftsteller; Außenminister 1921-1922; ermordet 49
- Reichardt, Helmut: Oberleutnant und Kompanieführer 6, II. Batl. Inf. Reg. 9 211, 215
- Reichwein, Adolf: Professor für Pädagogik; nach dem 20. Juli hingerichtet 168, 260, 289, 293, 297
- Reisert: Katholischer Geistlicher 273
- Remanry, Pierre: Verfasser des Aufsatzes: »Paris in seiner Region«, aus dem Buch: »La destinée de Paris« 257
- Rettich, Fritz: Gutsarbeiter in Tressow 47
- Richthofen, Wolfram Frhr. von: General der Flieger und Kommandeur des 8. Fliegerkorps bei der Armee Manstein 230, 232
- Riecke, Hans-Joachim: Staatssekretär im Reichsernährungsministerium 316

- Riedweg, Dr. Franz: Arzt; Leiter der »Germanischen Leitstelle« der SS 262
- Ritter, Dr. Gerhard: Professor für Geschichte in Freiburg 314, 317, 319
- Röhm, Ernst: Hauptmann i. G., Stabschef der SA; 1934 erschossen 114f., 129 f., 309
- Rösch, Augustinus: Pater, S. J. 273
- Rommel, Erwin: Generalfeldmarschall; Oberbefehlshaber des Afrika-Korps; nach dem 20. Juli befohlener Selbstmord 261
- Rüdt von Collenberg, Ola Freiin: Freundin der Familie Schulenburg 260, 298
- Rumohr, Karl von: Regierungspräsident in Schlesien; Präsident des Bundesverwaltungsamtes 70, 159, 308, 312, 313, 319
- Schencking, Dr. Max: Landrat in Recklinghausen 66, 70 f., 86
- Schindowski, Dr. Hans: Bürgermeister in Gumbinnen und Tilsit 309, 311
- Schlieffen, Alfred Graf von: (1833–1913); Generalfeldmarschall; Chef des Großen Generalstabs bis 1906 20
- Schlössingk: Regierungsvizepräsident in Potsdam 56 f.
- Schlüsener: Direktor des Caritasverbandes in Ostpreußen 291
- Schmidt: Major d. Res. und Kommandeur des II. Batl. Inf. Reg. 9 211, 218
- Schmitt, Dr. Kurt: Reichswirtschaftsminister 1933/34 103
- Schönberg, Hubertus: Regierungspräsident in Bromberg 202
- Schöne, Heinrich: SA-Obergruppenführer in Königsberg 206
- Schönemann, Piepel: Meldegänger Schulenburgs 211
- Schütt, Heinrich: Gutsarbeiter in Tressow 47
- Schütz, Prof. D. Dr. Paul: Theologe und Religionsphilosoph, Verfasser von »Warum ich noch ein Christ bin«, Hauptwerk »Parusia« 147, 313
- Schulenburg, Adolf Heinrich Graf v. d.: Bruder Fritz-Dietlofs 17, 23, 27 f., 31, 38, 49 f., 75, 95 f., 148, 200
- Schulenburg, Charlotte Gräfin v. d., geb. Kotelmann: Frau des Grafen Fritz-Dietlof v. d. Schulenburg 8, 40, 92, 94 f., 110, 115, 126 ff., 135, 148 f., 154, 158, 162, 170, 172 ff., 189 f., 194, 200 ff., 204, 228, 233 f., 235, 242, 246, 251, 257, 259, 284, 286 f., 289 f., 292 f., 294, 297, 299, 303 f., 308 ff.
- Schulenburg, Elisabeth Gräfin v. d.: heute Mater Paula des Klosters St. Ursula in Dorsten/Westf., Schwester Fritz-Dietlofs 9, 17, 20 ff., 27, 30, 34 f., 38 f., 47 f., 49 ff., 65, 95, 136, 146, 171, 175 f., 200, 307 f., 309, 313, 314
- Schulenburg, Freda Gräfin v. d., geb. Gräfin v. Arnim: Mutter Fritz-Dietlofs 17, 20 f., 25, 31, 34 ff., 47, 50, 95, 174, 177
- Schulenburg, Friedrich Bernhard Graf v. d.: General der Kavallerie; Chef des Stabes der Heeresgruppe Kronprinz Wilhelm; Vater Fritz-Dietlofs 17, 20 ff., 30 ff., 35, 37, 42, 47 f., 50 f., 63 ff., 69, 95 ff., 136, 138, 146, 148, 174 ff., 303, 307, 309 f.
- Schulenburg, Friedrich Werner Graf v. d.: Deutscher Botschafter in Moskau; nach dem 20. Juli hingerichtet 289, 295

- Schulenburg, Johann Albrecht Graf v. d.: Bruder Fritz-Dietlofs 17, 26 f., 31, 33, 50, 75, 95, 148, 225, 292
- Schulenburg, Kinder: Fredeke, Leveke Christiane, Fritz-Dietlof, Charlotte, Angela, Adelheid v. d. Schulenburg 126, 128, 147, 148 f., 158, 170, 228, 234, 235, 259, 284, 297, 303 f.
- Schulenburg, Marie (Mary) Gräfin v. d., geb. Freiin v. Maltzahn-Ivenack: verh. mit Graf Werner Ludwig v. d. Schulenburg 18
- Schulenburg, Werner Ludwig Graf v. d.: Gutsbesitzer; Großvater Fritz-Dietlofs 18 f.
- Schulenburg, Wilhelm Graf v. d.: Bruder Fritz-Dietlofs 17, 26 f., 49 f., 75, 95 f., 136, 147
- Schulenburg, Wolf-Werner Graf v. d.: Bruder Fritz-Dietlofs 17, 27, 38 f., 42 f., 48 ff., 65, 75, 95, 148, 304
- Schultz, W. H. E.: Stadtplaner in Gumbinnen; Oberbaurat im Kreis Stormarn 123, 311, 312
- Schulz, Paul: Oberleutnant der »Schwarzen Reichswehr«; Adjutant Gregor Strassers 263
- Schwerin von Schwanefeld, Ulrich-Wilhelm Graf: Gutsbesitzer; Hauptmann d. Res. und Ordonnanzoffizier bei Witzleben; nach dem 20. Juli hingerichtet 157 f., 238, 259 f.
- Sculenburg, Wernerus Ritter de: Stammvater der Familie Schulenburg; 1238 urkundlich genannt 18
- Seeckt, Hans von: Generaloberst; Chef der Heeresleitung 1920–1926 47
- Seifarth, Dr. Friedrich-Constanx: Landrat in Oppeln; Hauptgeschäftsführer des deutschen Landkreistages in Wiesbaden 184, 255 f., 312, 314
- Siegel, Roland: Landrat in Schlesien; Regierungsvizepräsident in Aachen 180, 184, 194, 314, 316
- Sixt von Arnim, Friedrich von: Generalleutnant und Kommandeur der 13. Division in Münster 24
- Solf, Hanna: Witwe des deutschen Botschafters in Tokio Wilhelm Solf 290
- Sonnenschein, Carl: Katholischer Sozialpriester in Berlin 147
- Speer, Albert: Reichsminister für Rüstung und Munition 273
- Spengler, Oswald: Schriftsteller 48
- Spranger, Eduard: Professor für Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin 260
- Springorum, Walter: Regierungspräsident i. R. 184
- Staedtler, Dr.: Direktor der Breslauer Handelskammer 186
- Stalin, Josef W. 289
- Stauffenberg, Berthold Schenk Graf von: Marineoberstabsrichter; nach dem 20. Juli hingerichtet 157, 233, 295, 313
- Stauffenberg, Claus Schenk Graf von: Oberst i. G.; am 20. Juli 1944 erschossen 157, 233, 243, 256, 259 f., 288, 290, 293, 295, 299 f., 319
- Stein, Karl Frhr. vom u. zum 77, 94, 167, 173

- Steiner, Felix: SS-Obergruppenführer 145 f., 262, 309, 313
- Steltzer, Theodor: Landrat in Schleswig-Holstein; Militärverwaltung in Norwegen; nach 1945 Ministerpräsident in Schleswig-Holstein 239
- Stortow: Kommunistischer Schriftsteller 69
- Strasser, Gregor: Reichsorganisationsleiter der NSDAP bis 1932; 1934 erschossen 91 ff., 115, 130, 263
- Strünck, Theodor, Rechtsanwalt und Hauptmann d. Res., nach dem 20. Juli hingerichtet 260
- Stuckart, Wilhelm: Staatssekretär im Reichsinnenministerium 184, 201, 252, 286, 291, 294, 310, 317, 320
- Studnitz, H. G. von: Journalist 280
- Stülpnagel, Karl Heinrich von: General; Militärbefehlshaber in Paris; nach dem 20. Juli hingerichtet 47, 96, 252, 255
- Stürcken, Kurt: Versicherungskaufmann in Hamburg 64, 308
- Terboven, Josef: Gauleiter im Gau Essen; Reichskommissar in Norwegen 202 f.
- Thadden, Elisabeth von: Oberin, hingerichtet 290
- Thune-Jakobsen: Dänischer Justizminister 1940-1943 245
- Tillich, Paul: Professor der Theologie in Marburg; im Dritten Reich nach den USA emigriert 49
- Tobisch: Meldegänger Schulenburgs 211
- Todt, Dr. Fritz: Leiter der »Organisation Todt«; Reichsminister für Bewaffnung und Munition 1939-1942 253
- Toepfer, Dr.: Ärztin in Potsdam 259
- Tresckow, Henning von: Generalmajor im Stab der Heeresgruppe Mitte; nach dem 20. Juli Selbstmord 224, 245, 293
- Trommer, Kurt: Major im »Sonderstab v. Unruh« 254
- Trott zu Solz, Adam von: Legationsrat im Auswärtigen Amt; nach dem 20. Juli hingerichtet 226, 260, 277, 295, 296
- Tschammer und Osten, Hans von: Major beim Wehrmachtbefehlshaber in Krakau; Reichssportführer 204
- Üxküll, Nikolaus Graf von: Oberst a. D.; nach dem 20. Juli hingerichtet 157 f., 273
- Ulitzka, Carl: Prälat; 1921 Vertreter Deutschlands in der Abstimmungskommission für Oberschlesien 239, 276
- Unruh, Walter von: General; Chef des »Sonderstabes v. Unruh« 237 f., 248, 251 ff., 260 f., 264 f., 286, 317
- Usadel, Dr. Georg: Regierungsrat und Reichstagsabgeordneter der NSDAP aus Insterburg; Schrift: »Zucht und Ordnung« 114

- Vitzthum von Eckstädt, Georg Graf: Professor für Kunstgeschichte in Göttingen 46
- Wagner: Oberschulrat in Potsdam 59
- Wagner, Eduard, Generalquartiermeister; nach dem 20. Juli Selbstmord 295
- Wagner, Josef: Gauleiter und Oberpräsident in Schlesien; hingerichtet 177 f., 184, 194
- Weber, Dr.: Bürgermeister in Königsberg 130
- Weber, Max: Professor für Nationalökonomie Berlin, München, Heidelberg 49
- Weber-Krohse, Dr. Otto: Historiker; Mitarbeiter im »Institut für Ostkunde«; kurze Zeit Hauptschriftleiter der »Preußischen Zeitung« in Königsberg 109, 309
- Wedelstaedt, Hellmuth von: Landeshauptmann in Ostpreußen 135, 218, 312
- Weiß, Dr. Bernhard: Polizeivizepräsident in Berlin vor 1933 154
- Weizsäcker, Ernst Frhr. von: Staatssekretär im Auswärtigen Amt 1938–1943 277, 292, 296, 309, 316, 318
- Werder, Dr. Friedrich von: Chemiekaufmann, Studienfreund Schulenburgs 43 f., 46, 95, 308
- Werne, Dr. Adalbert: Sanitätsrat in Recklinghausen 67, 69, 308
- Werne, Hermann: Bürgermeister von Wormditt; Amtsdirektor in Fürstenberg 115, 291 f., 310, 311, 312, 319
- Werne, Therese: Frau des Sanitätsrats Dr. Werne 68, 308
- Wieman, Erika: Frau Matthias Wiemans 290 f.
- Wieman, Matthias: Schauspieler 290
- Wiese, Otto: Sozialdemokratischer Redakteur in Recklinghausen 69, 310
- Wilhelm: Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen 27, 31, 48, 176, 226, 307
- Wilhelm II. 16, 27, 32, 167, 178, 307
- Wilkes: Englische Erzieherin im Hause Schulenburg 23
- Willikens, Werner: Staatssekretär im Reichsernährungsministerium 246
- Willisen, Achim Frhr. von: Oberlandforstmeister in Schwerin 286
- Winnig, August: Gewerkschaftsredakteur; Oberpräsident von Ostpreußen 1919–1920; Schriftsteller 49, 59 f., 94, 129, 239, 279, 312
- Wirmer, Joseph: Rechtsanwalt; nach dem 20. Juli hingerichtet 168, 260, 274
- Wirsich, Oswald: Bezirksleiter des ADGB; nach dem 20. Juli hingerichtet 190
- Witzendorff, Curt: Oberleutnant II. Batl. Inf. Reg. 9 211
- Witzleben, Erwin Frhr. von: Generalfeldmarschall; nach dem 20. Juli hingerichtet 158, 164, 170, 175, 229
- Wolff, Paul: Stadtrat und Personalreferent in Königsberg; Verfasser des Buches: »Ohne Maske« 110, 130 f., 311, 312
- Wrangel, Dr. Frhr. von: Oberregierungsrat beim Oberpräsidium Breslau 184, 230

Wronski, Dr.: Stadtvolkswirtschaftsrat in Breslau 186

York von Wartenburg, Paul Graf: Legationsrat; deutscher Generalkonsul in Lyon 157 f.

York von Wartenburg, Peter Graf: Oberregierungsrat beim Reichspreiskommissar; Leutnant d. Res.; nach dem 20. Juli hingerichtet 157 f., 177 194, 226, 261, 299, 313, 315

Zastrau, Werner: Künstlerischer Leiter des »Heimwerkes Samland« 121

Zeller, Dr. Eberhard: Arzt; Verfasser des Buches: »Geist der Freiheit« 317, 319

Ziegler, Gerhard: Landesplaner in Schlesien; Ministerialrat in Stuttgart 99, 109, 123, 127, 157, 178, 181, 184 f., 189, 194, 203, 279, 284, 287 f., 311, 312, 314, 316, 317, 318, 319

Zimmer, Dr. Alois: Landrat in Stuhm, Westpr.; im Bundesvorstand der CDU, Europarat, WEU 239, 316

